S
1661

Wilhelmine,

ein

proſaiſch komiſches Gedicht,

von

Moritz Auguſt von Thümmel.

Frankfurt und Leipzig,

1775.

D. v. S.

Vorrede
der zwoten Auflage.

Die Wilhelmine könnte in dieſer neuen Auflage ganz wohl ohne Vorrede erſcheinen, weil der Verfaſſer ſeinen Leſern nicht viel über dieſes kleine unwichtige Gedicht zu ſagen hat. Durch den Beifall, womit ihn einige Perſonen beehrt, denen er vorzüglich zu gefallen wünſchte, hat er ſeine Abſicht vollkommen erreicht. — Indeſſen iſt ihm auch nicht unbekannt geblieben, daß ihn verſchiedene andere lieber beſchuldigt hätten, als ob er mit dieſer Kleinigkeit etwas Böſes wider die Religion und ihre Diener im Sinne führe, und dieſen zu ernſthaften Kunſtrichtern hält er ſich für verbunden, öffentlich zu ſagen, daß keiner von ihnen vielleicht mehr Ehrerbietung gegen die Religion, und Hochachtung gegen vernünftige Geiſtliche haben könne als er; wie würden ſie ſich wundern, wenn der Verfaſſer hier die ehrwürdigen

Namen einiger groſʒen Geiſtlichen herſetzen wollte, die dieſes Gedicht bei allen ſeinen erſten Fehlern mit Vergnügen geleſen und kein Geheimniß daraus gemacht haben. Da ſich aber der Verfaſſer auf einen witzigen Einfall, dem ein zu ſtrenger Eifer vielleicht ein verdächtiges Gepräge geben könnte, nicht ſoviel zu gute thut, um ihn nicht ohne Barmherzigkeit auszuſtreichen, ſo hat er, auf den Rath eines unſrer treflichſten Dichter, dieſen Anſtoß durch einige Veränderungen zu heben geſucht. Der Ruhm eines guten Chriſten gilt ihm mehr, als das Lob eines glänzenden Genies — aber er macht freilich keine Umſtände, eben ſo herzhaft über Kobers Kabinetsprediger und ſeines gleichen zu lachen, als er einen Cramer und Schlegel mit ſtillem Ernſte und gerührtem Herzen lieſt. Er würde von dieſer ſeiner Gewohnheit nicht abgehen, wenn er gleich ſelbſt die Würde eines Prieſters begleitete, ſo wenig als er itzt, da er an einem Hofe lebt, ſich Bedenken macht, über einen allzugalanten Hoffmarſchall, einen müßigen Staatsrath und einen affectirten Cammerjunker ſeinen Scherz zu treiben.

Vor-

Vorrede

zu der vierten Auflage.

Es iſt mir des Herrn Paſtors wegen nicht lieb, daß Wilhelmine, ſeitdem ſie an ihn verheirathet iſt, mit ihren Kleidern noch ſo oft ändert, als ſie es am Hofe gewohnt war, und von jeder Leipziger Meſſe, wenigſtens mit einem Jüpon verſehen wird, woran der Paſtor, wie man wohl denken kann, nicht den geringſten Antheil hat.

Das ſind die Sitten der großen Welt, Madame, die Sie auf dem Lande ablegen müſſen! Kann man es den Leuten verdenken, wenn ſie ſich darüber aufhalten? „Was bildet ſich denn die Frau ein?“ (habe ich ſchon hier und da ſagen „hören) Trägt ſie nicht Spitzen, die mehr koſten, als die Pfarre ihres Mannes in vielen

„ Jahren kaum einträgt — da andere ehrliche
„ Weiber, die noch wohl ein bischen mehr
„ werth ſind, züchtig und ehrbar einhergehen. —
„ Wenn ſie doch an ihren Urſprung dächte, und
„ die Spötter nicht ſo oft erinnerte, daß ſie ein=
„ mal am Hofe geweſen iſt. — Wie froh ſollte
„ ſie doch ſeyn, wenn es die Leute vergäßen! “
Dieſe Reden, Madame, zu denen ihr prächtiger Aufzug ſo vielen Anlaß giebt, bringen auch mich in eine gewiſſe Verlegenheit, da jedermann weiß, daß ich einige Freundſchaft für Sie habe, und gern Ihre Aufführung zu entſchuldigen ſuche, wo es nur möglich iſt; aber würklich — itzt gehen Sie zu weit. Sie tragen ſogar, wie ich höre, noch immer ſeidene Strumpfbänder mit franzöſiſchen Verſen geſtickt? — Je! zu was denn ſolche Strumpfbänder, Madame? An ihrem Hochzeittage konnte zwar dieſer verborgene gelehrte Staat noch mit Ehren ans Licht kommen; denn hätte nur damals das Feuer Ihre vornehmen Gäſte nicht ſo erſchrecket, ſo würden ſie gewiß die artigſte Ceremonie nicht vergeſſen haben — Ihre Strumpfbänder wären gewiß, noch vor der Uebergabe Ihrer kleinen Perſon, an den Herrn

Pa=

Paſtor, von einer adelichen Hand abgeknüpft, und in guter Geſellſchaft ſeyn verleſen worden, und ich weis, der Cammerjunker würde dabei ſeiner Lunge Ehre gemacht haben; aber zu was in der Welt kann ihnen itzt dieſe Mode nutzen? Ich weiß mir keinen Umſtand zu denken, wo ihre Strumpfbänder noch jtzt der Lectüre ausgeſetzt ſeyn könnten, und verlöhren Sie Eins einmal auf dem Kirchwege, zu welchem Aergerniſſe würde dieſes Gelegenheit geben! Uebrigens will ich gern eingeſtehen, daß Ihre Kleidung ſehr artig, und Ihr ganzer Anzug mit vielem Geſchmacke gewählt ſey; Ob ichs aber billige, iſt eine andere Frage. Ja, wenn Sie noch am Hofe wären: je nun da — aber da haben Sie in Ihrer Blüte genung gefallen, und nun thäten Sie wohl, wenn Sie Sich auch denen Perſonen zu empfehlen ſuchten, die bisher nicht ihre Freunde geweſen ſind. Damit Sie dieſes erreichen, rathe ich Ihnen, eine ſtille ehrbare Mine anzunehmen, wenn ſie Ihnen auch nicht natürlich ſeyn ſollte. Eine ſchwarze Stirnbinde würde gut darzu ſtehen! Statt der durchſichtigen Halstücher legen Sie eine ſchwere Sammtmantille um — Ein caneſaßner Rock —

 flohrne

flohrne Streifgen am Hemde — So ungefehr muß Ihr Putz ſeyn, wenn Sie denen Herren gefallen wollen, die ſich bisher über Ihr leichtſinniges Anſehn ſo geärgert haben.

Erſter Geſang.

Einen ſeltenen Sieg der Liebe ſing ich, den ein armer Dorfprediger über einen vornehmen Hofmarſchall erhielt, der ihm ſeine Geliebte vier lange Jahre entfernte, doch endlich durch das Schickſal gezwungen ward, ſie ihm geputzt und artig wieder zurück zu bringen.

Der große Gedanke, der ſonſt die deutſchen Dichter erhitzt, daß ſie die Freuden des Tages und die Erquickung der Nacht — daß ſie die Peiniger der menſchlichen Natur, Hunger und Durſt, und die größern Quaalen der Dichter, den Spott der Satyre und die Fauſt des Kunſtrichters verachten. — Dieſer große Gedanke: Einſt wird die Nachwelt mich leſen — hat keinen Antheil an meinen Geſängen. Dein belohnendes Lächeln allein, komiſche Muſe! reizt mich an,

dieſen neuen Sieg der Liebe zu ſingen; und will ja die Göttin des Ruhms der ſüßen Bemühung des Dichters noch eine Belohnung hinzuthun, ſo ſey es der theure Beifall meiner Caroline! Sie leſe dies Lied, daß ich, entfernt von Ihr, aus Einſamkeit ſang, meinen Geiſt zu ermuntern! Ihr harmoniſches Herz ſchwell auf; unwillig über den Einfluß des glücklichen Dichters, in Ihr jugendlich wallendes Blut, verſchlucke Sie dann eine doppelte Doſin Bezoarpulver, und ſeufze nach meiner Zurückkunft!

Nah an der glänzenden Reſidenz eines glücklichen Fürſten, nicht fern von der ſchiffbaren Elbe, verbreiteten ſich in dem anmuthigſten Thale zwanzig kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haſelſtauden und wohlriechende Birken verbauten dieß Land zut in Schatten, und verſüßten dem fleißigen Bauer die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsſtern wüthete, und, entblättert vom Boreas, flammte dieß nutzbare Gebüſch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern ſchlich, um die langen müßigen Stunden durch ſchlaue Geſpräche zu verkürzen, bald auf den Durchmarſch der Preußen zu ſchmälen, bald die beſſern Beſache eines Kobolts zu erheben, oder auch über die Policeybefehle der Regierung zu ſpotten. So lebten dieſe Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden.

Nur der Paſtor des Dorfes allein, der gelehrte Sebaldus, hatte ſeit vier unglücklichen Jahren, die ländliche Munterkeit verlohren, die auch ſonſt auf ſeiner ofnen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte ſein Herz; wenn er die ganze Woche hindurch in der Einſamkeit ſeiner verrußten Clauſe getrauert hatte, dann winſelte er am Sonntage der ſchlafenden Gemeine unleidliche Reden vor, und ſelbſt bey dem theuer bezahlten Leichenſermon verließ ihn ſeine ſonſt männliche Stimme. Die Klügſten der Gemeinde marterten ſich umſonſt, die Urſach ſeines Leidens zu entwickeln: Was fehlt unſerm Magiſter? fragte einer den andern: Wir lieben ihn ja, er iſt der Vornehmſte im Dorf, und er wird auch nicht etwan, wie dieſer und jener — von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unſere lebt, Gott ſey es gedankt, ferne von uns, und verbraußt ſeine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magiſters! Aber umſonſt blieb ihr mitleidiges Nachforſchen; der tiefſinnige Paſtor verbarg ſeine Sorgen der Neugier, und außer Sonntags, wo ſein Amt ihm geboth, ſchien ſeine Sprache verlohren. Vier Jahrgänge finſterer Predigten hatt' er alſo geendiget: Mit zitternden Händen geſchrieben und auf einen Haufen geſammlet, lagen ſie in einem verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmern beſucht, die alle Buchſtaben zerfraßen, und höflicher für die dankbare Nachwelt ſorgten, als der betrogene Buch-

händler, der ſo oft mit drolligten Poſtillen den einfältigen Freigeiſt beluſtigt. Aber die komiſche Muſe hüpft ängſtlich über den heiligen Staub und über die traurigen Scheduln des Paſtors; ſie beſchäftige ſich nur mit ſeinem Glücke — und erzähle den wunderbaren Traum, der ihn bewillkommend an der letzten Stufe des Jahres mit dem Ende ſeines ſchwindſüchtigen Kummers ſchmeichelte;

In der zwölften Stunde der Nacht, damals, als ſich das zwei und ſechzigſte blutige Jahr des achtzehnten Jahrhunderts, von wenigen Minuten loszuarbeiten ſuchte, um ſich an die Reihe ſo vieler vergangenen Jahrtauſende zu hängen; So wie der fruchtbare Nachtvogel,*) auf deſſen Rücken die Natur einen Todtenkopf gebildet, ſich mühſam aus dem Gefängniſſe ſeiner Puppe herauswindet, ſeine ſchweren Flügel verſucht — und verſchwinden würde, wenn nicht ein naturforſchender Röſel ſein Leben verfolgte — Der pfählt ihn mit einem glühenden Pfriemen gleich nach ſeiner Geburt, und ſetzt dieſen gräulichen Vogel in die bunte Geſellſchaft der Schmetterlinge, Heuſchrecken und Käfer.

Da erſchien Amor dem eingeſchlummerten Prieſter, der über das Zudrängen dieſes kleinen Unbekannten heftig erſchrack, denn bisher hatt' Er ihn nur aus dem großen Rufe ſeiner Verwüſtungen gekannt — wie etwan den Beelzebub oder den General Meyer; doch

*) S. Röſels Inſectenbeluſtigungen.

doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in ſeinem ungewiſſen Erſtaunen; ſchüttelte ſeinen Köcher und ſprach alſo zu ihm: Entſchuldige den Amor, theurer Sebaldus! wenn er bisher wider ſeinen Willen dein Feind geweſen iſt, und erſchrick nicht über ſeine Erſcheinung, die dir ein Glück verkündiget, das dir wenigſtens vormals nicht gleichgültig war. Wilhelmine — bei dieſem Namen, durchſtrömte ein leuchtendes Roth die verfallnen Wangen des Paſtors und Amor fuhr lächelnd fort: Ich ſehe, du erinnerſt dich noch dieſer lebhaften Schöne, die einſt, in dieſen Fluhren gebohren, nur von der unſchuldigen Natur erzogen ward, die dir oft in der feurigſten Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen, ein langes, verhaßtes Stottern — und wenn du allein wareſt, manchen lauten Seufzer erregte — Ach ſie hätte dich gewiß zum Glücklichſten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines neidiſchen Hofes ſie deinem Kirchſpiel entführet, und unter die fürſtlichen Zofen verſetzt hätte. O wie traurig haſt du dieſe Zeit ihres Hofdienſtes hinſchleichen laſſen! Vergieb es mir, liebſter Magiſter, daß ich hier deiner Unthätigkeit ſpotte! Haſt du denn nie gehört und geleſen, wie oft die entſchloſſene und geſchäftige Liebe, Klöſter geſtürmt, Mauern erſtiegen und ſich nachgiebige Nonnen unterthan gemacht hat, die zu einem ewigen frommen Müßiggange verdammt waren: und du! du verzagteſt, dem Hofe ein Mädchen zu entzie-

hen,

hen, das von keiner eiſernen Thüre verſchloſſen, von keiner Aebtiſſinn bewacht, und von der Kloſtergelübde weit entfernet iſt, eine ewige Jungfer zu bleiben? Doch ich komme nicht her, dich mit Vorwürfen zu kränken — das Ende deiner Leiden iſt da! Wie leicht wird dir es werden in Wilhelminens tröſtenden Armen, oder an ihrem wallenden Buſen der vergangenen traurigen Tage zu vergeſſen; der Aufſchub deines Verlangens — Ja — er ward dir ſchwer zu ertragen. Doch itzt vermehrt er dein Glück! Denn ſiehe! Mit munterm Geſichte erwartet dich die jüngſte feurigſte Liebe! Sie würde kraftlos — ſchläfrig, ja wohl gar erloſchen ſeyn, wenn Wilhelminens Beſitz dich ſchon vor vier Jahren beglückt hätte — Ermuntre dich alſo und höre meinen liebreichen Rath: Morgen wird die reizende Wilhelmine, den gräubärtigen Verwalter, ihren Vater, beſuchen — von keinem Höfling begleitet, wird ſie des Mittags zu ihm fahren. Welch ein bedeutender Wink, den das Schickſal dir giebt! Folge ihm — ſuche Wilhelminens Geſellſchaft und eröfne ihr, ſo rührend als du vermagſt, deine brennende Neigung! Sie — die gleich einem leichten Federballe von Hand in Hand geworfen, in der Höhe des Hofs flatterte — oft mit Schwindel herabfiel und wieder in die Höhe gejagt ward — Sie, die itzt mit ernſthaftem Nachdenken der Ruh entgegen ſeufzt — Sie, — ich ſchmeichle dir nicht, wird froh ſeyn, an deiner ehrwürdigen Hand den Verläumdungen der

großen Welt zu entwiſchen, und ehe dieſe Neujahrswoche verläuft, kannſt du für deine treue Liebe belohnt ſeyn. So ſprach der philoſophiſche Amor, glaubte genug geſagt zu haben, und wollte verſchwinden, als ihm noch eine wichtige Erinnerung einfiel — Mit der lächerlichen Mine eines jungen Officiers, der zum erſtenmal einen heftigen Poſten zu vertheidigen bekömmt, und bei aller ſeiner Geſchäftigkeit den kleinen Umſtand vergeſſen hätte, die Parole zu geben — rief Amor: Bald hätt ich nicht an das Wichtigſte gedacht — Wär es auch ein Wunder? und hab ich nicht immer meinen Kopf ſo voll? Merke alſo noch dieſes, lieber Magiſter! Laß ja nicht die unwiederbringliche Zeit vorbei ſtreichen, damit nicht die Tage herannahen, wo der galante Hofmarſchall ſeine Ptiſanencur ſchließt und die Schönheiten wieder aufſucht, die itzt ſein durchwäſſertes Herz mediciniſch verachtet — Und morgen ſey bedacht, dich reinlich zu waſchen! Pudre deine beſte Parücke, dein ſchwarzer Rock ſoll dir nicht ſchaden: nur ſey ſo dreiſt und munter wie ein Kammerjunker; dieſer ſiegt oft auch in der Trauer des Hofs, nicht immer im fröhlichen Jagdkleide. Und nun verſchwand Amor — Das Rauſchen ſeiner Flügel erweckte auf einige Augenblicke den Paſtor; Schwerfällig ſammlete er ſeine Gedanken — rieb ſich gähnend die Augen, und ſeine rauhe Stimme erklang durch die Stille der Nacht: Welch ein Traum! Sollte es möglich ſeyn, daß er wahr wäre — o ſo wäre kein

König glücklicher, als der arme Paſtor Sebaldus — Doch eitle Hofnung — Die ſchönſten Träume betrügen! Hab ich vier Jahre bei den eifrigſten Wünſchen hinſchmachten müſſen — Warum ſollte denn itzt die Liebe einen Elenden aufſuchen, der zu abgehärmt iſt, ihren Dienſten Ehre zu machen — Doch der morgende Tag wird mir dieſes Geheimniß erklären — Mit Gedult will ich ſeiner erwarten — Schon ſchlägt es zwei — Ach Wilhelmine! Angenehmer Schlaf — So murmelte der Paſtor und ſchnarchte.

Was könnten wir beſſeres vornehmen, komiſche Muſe, um nicht ſelber zu ſchlafen, als wenn wir in vergangenen Zeiten blicken, Wilhelminen in ländlicher Unſchuld betrachten und erforſchen, wie des Magiſters Liebe und ſein Unglück entſtand, deſſen Ende ihm Amor in dieſer merkwürdigen Nacht verkündigt hat.

Schon der ſechzehnte Frühling hatte Wilhelminens Wangen mit einer höhern Röthe gemahlt, ihre Augen funkelnder gemacht, und ihr Haar ſchwärzer gefärbt. Ihr neſſeltuchnes Halstuch hob und ſenkte ſich ſchon, aber keiner — Iſts möglich? keiner von den hartherzigen Bauern gab Achtung darauf. Sie ſelbſt wußte noch nicht über ſüße Gedanken der Liebe zu erröthen, ihr Herz klopfte in immer ruhigen Pulſen, wenn ſie einſam das verdeckte Veilchen aus dem hohen Riethgraſe hervorpflückte, ein wahres Bildniß ihres eignen jungfräulichen Schickſals, oder wenn ſie an dem

Ufer des rieſelnden Bachs ſitzend, die bunte Forelle mit geſchwinden Augen verfolgte, und indeß den ſchönern Gegenſtand der Natur — ihr wiederſcheinendes Geſicht aus der Acht ließ; Spottet nicht ihrer Unſchuld, ihr freundlichen Nymphen, die ihr ſo oft das mächtige Vergnügen eures eignen Anſchauens genoſſen habt. Denn niemand hatte noch bisher Wilhelminen gelehrt, wie reizend ſie ſey und niemand! ich ſag es mit Jammer, niemand als ein frommer ſchüchterner Mann, der Magiſter, hatte ſelbſt bis hieher den feinen Verſtand gehabt, ihre Vorzüge zu bemerken, und nur von ihm allein ward ſie heimlich geliebet. Mit welchem zitternden Vergnügen ſchlich er ihr nicht auf jedem kleinen Spatziergange nach, und hielt ſich doch immer in einer ehrerbietigen Entfernung, und mit welcher ſüßen Betäubung unterſchied er nicht ihre liebliche Stimme, wenn das andächtige Geſchrey der Gemeinde durch die Sacriſtey in ſein lauſchendes Ohr drang! Schon ſann die Liebe ernſthaft darauf ihn glücklich zu machen. Aber zwo andre Leidenſchaften, faſt eben ſo mächtig als jene, ſtritten heftig in ſeiner theologiſchen Seele, jagten die Liebe heraus, und legten den Grund zu dem grauſamen Schickſale des Paſtors. Der Stolz war es, und die Begierde nach einem bequemlichen Leben! Denn wenn ihn auf der einen Seite ſeines hinfälligen Herzens, die Tochter des vornehmen Kirchenraths mit ihrer Neigung verfolgte, ſo beſtritt es auf der andern die Ausgeberinn

rinn des Präſidenten. Ihre Wahl war der gewiſſe Beruf zum Vorſteher der Kirche: Als Superintendent konnt' er alsdenn eines langen ruhigen Lebens genießen, von den Truthähnen ſeiner freigebigen Diöces, und den Complimenten gemeiner Pfarrherren gemäſtet. So wird oft ein Knabe geängſtet, wenn ihm ſein lachender Vater ein Stück kräftiges Brod, und eine einzelne wohlriechende Erdbeere vorlegt. Was ſoll er wählen? Sein Gaum verwirft, was ſein hungriger Magen verlangt, doch ſeine minutenlange Näſcherey verachtet das Elend des ganzen Tages — Kurz entſchloſſen verſchluckt er die Erdbeere und übertäubt das Murren ſeines Magens durch erzwungene Geſänge. Eben ſo gewiß würde auch endlich der verliebte Magiſter ſeine kleine Wilhelmine gewählt haben, wenn nicht das feindliche Ungefähr und der hämiſche Neid den Unentſchloſſenen überraſcht, und vier lange Jahre ſeine Liebe getäuſcht hätten.

Ein Spührhund der Liebe, ein leichtfertiger Page, der einſt in ſeinem Müßiggange dieſe ländliche Venus erblickte, prahlte ſo laut mit ſeiner Entdeckung, daß ſein verliebtes Geſchwätz durch funfzig Thüren in die Ohren des aufmerkſamen Hofmarſchalls erklang, der ſogleich den ſultaniſchen Entſchluß faßte, mit den Reizungen der holden Wilhelmine den Hofſtaat zu verſchönern, und ſie dem unſaubern Dorfe und der Liſt eines Pagen zu entziehen. Wenn die weibliche Aelſter in der Mitte des Weinbergs eine volle Traube

entdeckt, die von hundert Blättern beſchützt die letzte Zeit ihrer Reife erlangt hat: ſo erweckt oft dies prophetiſche Geſchrei bei dem reiſenden Handwerksmann ein durſtiges Nachdenken. — Er erſteigt den Weinberg und entzieht dem Stocke und der verjagten Schwätzerinn die vortreflichſten Beeren.

Der entſchloſſene Hofmarſchall fuhr, von der Cabale, ſeiner beſtändigen Schutzgöttin, begleitet, in hoher Perſon zu Niklas dem Verwalter, überſah mit geſchwind forſchenden Blicken die Schönheit des verſchämten Landmädchens, und es währte nicht lange, ſo hatte er ſeine groſsmüthige Abſicht eröfnet. „Ich „will, ſagte er freundlich zu dem Alten, eure ſchöne „Tochter in den glänzenden Poſten einer fürſtlichen „Kammerjungfer erheben: dieß iſt die Urſache meines „Beſuchs."

Betäubt von der höflichen Rede des vornehmen Herrn ſtund der alte Verwalter vor ihm, ſtrich ungeſchickt mit dem Fuß' aus und fühlte ängſtlich ſeine Verwirrung. Der feine Hofmarſchall ließ ihm Zeit, Athem zu holen, und verſuchte indeß mit Wilhelminen zu ſprechen; aber die Schöne verſtummte, blinzte mit den Augen, und ihr Blödſinn zeigte ihm eine ſo weiße Reihe von Zähnen, die ihm noch nie die vornehme Sucht zu gefallen, in dem langen Laufe ſeines Lebens verrieth. Die Verlegenheit der Tochter weckte zuletzt den Alten aus ſeiner Betäubung. Er nahm ſtotternd das Wort und als Vater geboth er der

Schönen, Sie ſolle, weil einmal ihr gutes Glück es verlangte, zur Reiſe nach Hofe ſich geſchickt machen; und über den gütigen Herrn ſchüttete ſeine ſchwere Zunge tauſend unvollendete Wünſche und abgebrochene Dankſagungen aus; und beredtere Thränen ſtröhmten von ſeinen Wangen herunter. Damals waren noch zwanzig Minuten genug, die Schöne in ihrem beſten Putze zu kleiden; alsdenn hob ſie der vergoldete Herr in ſeinen glänzenden Wagen, ſetzte ſich neben ihr und ließ die ſeidenen Vorhänge herunter. Darauf jagten ſechs wiehernde Hengſte durch die Reihen unzähliger Bauern, denen das ſtarre Erſtaunen die weiten Mäuler geöfnet. Und ſeit dieſer trüben Stunde ward das welkende Herz des Paſtors von keinem Strahle der Freude erwärmt, und nur in der letzten Nacht dieſes kritiſchen Jahres erblickt' er zum erſtenmal wieder die tröſtende Hofnung.

Zwey=

Zweyter Geſang.

Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahres herauf. Ihr ungewohnter Blick überſah ſchüchtern die Planeten, die ſie beſcheinen ſollte, und nun wandte ſie auch ihr unſchuldiges Geſicht zu unſerer Erdkugel. Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzt' ihr entgegen, und — unglücklicher, zerriſſen das Neujahrsgedicht, ſeit dem froſtigen September geſchmiedet; denn ihr alter Mäcen iſt den heiligen Abend vorher geſtorben, und hinterläßt geizige Erben, die den Apoll ſammt den Muſen verachten, und ungeheiſſene Arbeiten niemals großmüthig belohnen. Verjährte Rechte, drohende Wechſelbriefe, erfüllte Hoffnungen und erſeufzte Majorennitäten drängten ſich auf den Strahlen des neuen Lichts in das beunruhigte Herz der erwachten Sterblichen.

Aber friedliebend und ſanft wirkt ſie, die mächtige Sonne, auf die Felſenherzen der Großen und in die morſchen Gebeine der Helden, die itzt, voller Neigung zur Ruhe, ſich beſchwerlich von ihren Lagern erheben, um ihre Wunden verbinden, und die Merkmaale ihrer Tapferkeit vernähen zu laſſen. Stolz auf ihr Elend behängen ſie den krüpplichen Körper mit den bunten Zeichen des gnädigen Spottes der Fürſten, mit dem theuren Spielwerke von Kreuzen und Bändern; und die Empfindung ihres Heldenlebens wüthet in jeglicher Nerve. Betäubt von den murrenden Wünſchen der Thorheit, und von den lauten Seufzern des Unglücks, ſtand die Sonne in wehmüthiger Schönheit am Himmel, fürchtete ſich, länger herab zu ſchauen, und verſteckte ſich oft hinter ein trübes Gewölke. So ſteht ein blühendes unſchuldiges Mädchen, zu arm ihr junges Leben zu erhalten, vor der verſammleten Schule der Mahler, und verräth die geheimſten Schönheiten der Natur, für einen geringen unbilligen Preis, der Betrachtung der Kunſt. In ſchamhafter Einfalt verſteckt ſie ihre mächtigen Augen hinter einer ihrer jungfräulichen Hände, indem ſie mit der andern das letzte neidiſche Gewand von ſich legt, das ihre Reize verbarg, und nun — ängſtlich erwartet ſie nun den Verlauf der verkauften Stunde. Die geſchickteſten Jünglinge zittern bey dem Anblicke der unverhüllten ſchönen Natur, und ihre ſonſt gewiſſe Hand zeichnet Fehler auf das geſpannte Papier.

Der

Der minderjährige Knabe allein übertrift hier ſeinen Meiſter; denn in ſeinem kleinen noch fühlloſen Herzen liegen jene ſympathetiſche Triebe unentwickelt, und ſeine Hand lernt' eher der Kunſt, als jenes der Liebe gehorchen. Und der voll Hoffnung erwachte Pfarrherr ging in der Frühe zu Niklas, dem Verwalter, wünſchte ihm ein fröhliches neues Jahr und ließ ſich wieder eins wünſchen; dann erzählte er ihm ſeinen nächtlichen Traum bündig und kurz — denn die gebiethenden Glocken hatten ſchon zum drittenmahl geläutet, und die geputzte Gemeinde ſah ſehnlich ihrem Herrn Paſtor mit ſeinem Neujahrswunſche entgegen. Ach wie fröhlich klopfte nicht Niklas dem Herrn Magiſter die Achſel, und zweifelte gar nicht an der Erfüllung des Traums. Hurtig beſtellt' er die Küche, damit ſie, zur Ehre eines ſo lieben Beſuchs, viele ſchmackhafte Gerichte den Mittag zu liefern vermöchte. Er bath auch den wertheſten Träumer zur Tafel, und ging an ſeiner rechten Seite, mit ihm vertraulich zur Kirche. Der künftige Herr Schwiegerſohn hielt eine erbauliche Predigt, bis unter Singen und Beten die Mittagsſonne hervortrat. Schon eilte die buntſchäckige Gemeinde mit geſättigter Seele und hungrigem Magen nach Hauſe, als der erwartete Wagen zur Höhe des Dorfs hereinſchimmerte. Mit weiten Schritten und fliegenden Mantel eilte der hagere Magiſter den ſechs Schimmeln vorzukommen, um ſeine Schöne aus dem Wagen zu heben. Keichend

ſchmählt er auf ſich, daß er ſo lange gepredigt, aber dennoch überholt er die rollende Kutſche, und empfing die holde Wilhelmine an der Thüre ihrer vormaligen Wohnung. Von dem Zuruf ihrer herzugelaufenen Bekannten begrüßt, reichte ſie, nicht mehr als eine Nymphe des Dorfs, ihrem unerkannten Liebhaber die Hand mit koſtbaren Ringen gezieret, und ſagte höflich zu ihm: Wie geht es, werther Herr Paſtor? Darauf umarmte ſie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hofſtimme der Tochter erſchrack, und nicht wußte, ob er mit ſeiner bäuriſchen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch ſcheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge ſtand ihr Liebhaber vor ihr, und huſtete immer und ſprach — nichts. Lange getrauete er ſich auch nicht, ſie anzublicken; denn ihr hüpfender Buſen, von keinem ländlichen Halstuche bedeckt, war ein zu ungewöhnlicher Anblick für ihn, und ſetzte ſeine Nerven in ein fieberhaftes Erzittern. Mit zufriednem Mitleiden beobachtete Wilhelmine den Einfluß ihrer Perſon, und riß endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmoniſche Stimme bildete manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofs, von engliſchen Tänzen und überirdiſchen Opern und von den unnützen Verfolgungen ihrer lächerlichen Amanten; bald aber auch bejammerte ſie mit nachdenkender Stirne den ſteten Wechſel des Hofs und den Ekel, der, ein unermüdeter Verfolger aller rauſchenden Ergötzungen, hin-

terliſtig dem taumelnden Höflinge nachſchleicht — und da wünſchte ſie ſich — Welch ein Vergnügen für den horchenden Prieſter — einſt wieder mit Ehren zur glücklichen Stille des Landes zurück. Unter dieſen anmuthigen Geſprächen, wovon meine Muſe nicht die Hälfte verräth, ſetzte ſich dieſe liebe Geſellſchaft vertraulich und ohne Gebeth zu Tiſche. Erſchrocken dachte der Magiſter daran, doch durft' er es itzo nicht wagen, ſich wider die Gewohnheiten des Hofs zu empören. Um das Mittagsmahl zu verherrlichen, hatte die ſchöne Tochter des Hauſes vier Flaſchen köſtlichen Wein mitgebracht — Sie öffnete eine davon, und ſchenkte mit wohlthätigen Händen ihrem Liebhaber und Vater, ſchäumende Gläſer ein. Lange beſah der Magiſter das unbekannte Getränke, koſtete es mit der Mine des Kenners, und ließ doch ſein Feuer verrauchen! Endlich fragt er pedantiſch — Liebe Mamſel, für was kann ich das eigentlich trinken? Lächelnd antwortete ſie: Es iſt von unſerm Burgunder. Nach ihm ſetzte man auch eine langhälſige Flaſche des ſtillſcheinenden bleichen Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder reichte ſie der Magiſter den befehlenden Händen der Schönen: aber er wäre bald vor Schrecken verſunken, als der betrügeriſche Wein den Stöpſel an die Wand ſchmiß, und wie der vogelfreye Spion, der ſich einſam und ſicher in dem Walde geglaubt hat, durch den Mörſer eines feindlichen Hinterhalts aus ſeiner Ruhe geſchreckt

wird

wird — ſo betäubte der ſchreckliche Knall die Ohren des zitternden Paſtors. Erſt auf langes Zureden und hundert Betheurungen der Schönen, trank er den tückiſchen Wein, und empfand bald deſſen feurige Wirkung; denn nun öffnete der laute Scherz und der wiederkehrende Witz ſeine geiſtigen Lippen — Antitheſen und Wortſpiele jagten einander, und da gewann er auf einmal den ganzen Beyfall der artigen Wilhelmine, wie ihm ſein wahrhafter Traum vorher verkündiget hatte. Jtzt erſchrack er nicht mehr vor dem erhabenen Buſen, den er ſelbſt belebender fand, als den brauſenden Champagner — Dreymal hatt' er mit lüſternen Augen hingeſchielt, da ward er ſo dreuſt und wagte es, von dem alten Verwalter unterſtützt, das Herz der engliſchen Kammerjungfer zu beſtürmen. So viel Waffen der Liebe als nur ſeine unerfahrne Hand regieren konnte; ſo viel zärtliche Blicke, ſo ein gefälliges Lächeln, als ihm nur zu Gebote ſtehen wollte, verwendete er auf die Hoffnung einer geſchwinden Eroberung. Welch eine Verſchwendung von ſüßen rührenden Worten! Erſtaunt ſah Wilhelmine ihren dringenden Feind an, und dreymal wankte ſie — aber ein geheimer Stolz und die Rückſicht auf den prächtigen Hof erhielt ſie noch, bis ihr endlich Vater und Liebhaber, immer einander unterbrechend, das Wunder des Traums entdeckten — Denn da erkannte ſie ſelbſt in allen die ſichtbaren Wege des Himmels und ihren Beruf, und durch die Beredſamkeit des

Paſtors bekehrt, entfernte ſie allen Zwang des Hofs von ihren offenherzigen Lippen: Wohlan! ſagte ſie, nachdem ſie in einer kleinen freundlichen Pauſe die Beſchwerden und die Vortheile des Hofes gegen einander gehalten, und noch die reife Ueberlegung auf ihrer hohen Stirne ſaß — „Wohlan! ich unterwerfe „mich den Befehlen meines Schickſals; ja, ich will „ſelbſt mit Vergnügen das unruhige Leben des Hofes „mit den ſtillen Freuden meines Geburtsorts vertau„ſchen, und da Sie mich einmal lieben, Herr Paſtor, „ſo würd' es unzeitig ſeyn, ſpröde zu thun — ich ſehe „die Ungeduld Ihrer Neigung auf Ihrem Geſichte! „Kommen Sie her, mein Geliebter, und —“ Welch ein Triumph für einen Unerfahrnen, der nie den Ovid und das Syſtem einer verſuchten klugen Lenclos geleſen — „küſſen Sie mich, und nehmen „Sie zum Zeichen unſerer Verſprechung dieſen Ring „an!“ Und mit unausſprechlichem Vergnügen kam der ſchwerfällige Liebhaber geſtolpert — küßte ſie dreymal, und macht es zur Probe recht artig. Sie ſteckt' ihm einen Demant, in Form eines flammenden Herzens, an das kleinſte Glied ſeines Fingers, und Er — welcher Tauſch! hätt' ihn nicht die duldende Liebe gerechtfertigt — überreichte ihr einen ziegelfarbenen Carniol, worein ein Anker gegraben war. Nun brachte jede Minute neuen Zuwachs von Liebe und Vertrauen in ihre verbundene Geſellſchaft, und frohe Geſpräche von ihrer baldigen Hochzeit beſchäftigten ihre uner-

müdeten Lippen — Da ſagte Wilhelmine dieſe merkwürdigen Worte: „Morgen, wenn die Göttin der „Cabale auf den feuchten balſamiſchen Wolken des „dampfenden Thees, nachdenkend an den koſtbaren „Plafonds herumzieht und ihre Anbether ermuntert, „und wenn die eigenſinnige Göttin der Mode ihren „Liebling, den Schneider, zu wichtigen Conferenzen „der Staatsräthe geleitet, oder damit Sie mich „deutlich verſtehen: Morgen, wenn es früh Zehne „geſchlagen, ſo rüſten Sie ſich, mein Geliebter, und „machen Sie Ihre ſchuldige Aufwartung bey unſerm „Hofmarſchall; Bitten Sie ihn in demüthiger Stellung um die Erlaubniß meiner baldigen Heurath! „Ich ſelbſt will ihn noch heute zu dieſem Ihrem Beſuch bereiten, und ſo werden Sie dann Morgen gar „keine Schwierigkeit finden. Er iſt der beſte Herr „von der Welt; und wenn meine Bitten, wie ich „aus guten Gründen mir ſchmeichle, etwas bey ihm „vermögen, ſo geben Sie Acht! — ſo ſoll er ſelbſt „bey unſerer Hochzeit erſcheinen, und durch ſeine ehrende Gegenwart unſer Feſt glänzender machen: „Itzt aber theilen Sie, ohne Complimente, den Platz „in meinem zweyſitzigen Wagen, damit Ihnen der „Weg nach einem fürſtlichen Hofe nicht eben ſo ſauer „ankommen möge, als der benebelte Steinweg zu „Ihrem Filiale!“ Zärtlich und ſüß verſprach der gehorſame Liebhaber ihr in allem zu folgen, und an der Hand ſeiner Geliebten verließ er itzt ſein trauriges Kirchſpiel.

Noch

Noch halb berauſcht von dem Beſuche ſeiner Tochter und dem ſeltenen Weine, den er bei vollen Gläſern getrunken, ging nun der alte Verwalter aus, ſein häusliches Glück den Gevattern und der Verſammlung der Schenke zu verkündigen. Wie ſchien ſich doch alles zur Feyer dieſes ſeines glücklichen Tages zu verbinden! Er hörte ſchon von weitem den Schall einer muthigen Fiedel. In der Freude ſeines Herzens vergaß er ſein Alter und tanzte mit Jauchzen der harmoniſchen Schenke entgegen. Ein ungewöhnlicher Schimmer umleuchtete heute ihre roſtigen Wände — Denn das Schickſal vergönnte dieſen Abend den fröhlichen Bauern ein ſeltenes Vergnügen. Die Schauſpielkunſt war vor kurzem mit allem dem Pomp ihrer erſten Erfindung eingezogen. Welch eine Luſt! Ein vielſtimmiger Mann ſchwebte wie Jupiter unſichtbar über einer lärmenden thörigten Welt, lenkte mit ſeiner Rechten ganze tragiſche Jahrhunderte und regierte mit gegenwärtigem Geiſte die ſchrecklichſten Begebenheiten und Veränderungen der Dinge, über welche die weiſeſten Menſchen erſtaunen. Jtzt ſah man hochmüthige Städte, wie ſie ſich über Dörfer erheben — und augenblicklich darauf eingeäſchert oder in einem Erdbeben verſunken; Rom und Cathargo, Troja und Liſſabon wurden zerſtöhrt, und der Helleſpont ſchlug über ihre ſtolzen Thürme ſeine Wellen zuſammen! Was hilft es euch, ihr Tyrannen, daß ihr über Länder geherrſcht, arme Bauern gedrückt, und

Na-

Nationen elend gemacht habt? denkt ihr wohl der Strafe des Zevs zu entfliehen? Ja, da ſieht mans — Hier liegt nun der grauſame Nero in ſeinem Blute, und wird von ſeinen eigenen Grenadieren zertreten! Bald wird es auch an dich kommen, du übermüthiger Mann! Heliogabalus! Pompejus! oder wie du ſonſt heißen magſt — Seht nur, wie ſtolz er einhergeht und alle Leute verachtet, aber Jupiter winkt — und nun wird er unter Donner und Blitzen von den Saracenen ermordet. Doch wer kann ſie alle zählen — die Wüthriche, die hier fallen; und wo wollt ich Worte hernehmen, die blutigen Scenen zu beſchreiben, die die gerührten Zuſchauer mit lautem Lachen beehren? Itzt ſah man auch das bedrängte Friedrichshall von Carln dem Zwölften belagert! Schon war die Piſtole geſpannt, die dieſem ſchrecklichen Helden das Leben endigen ſollte — und ſchon wurden die Laufgräben geöfnet und alles war voller Erwartung, als — der alte Verwalter hereintrat. Bey ſeiner längſt gewünſchten Ankunft verſtummte die Fiedel — Die große Verſammlung der Zuſchauer hob ſich von ihrem Sitze — ſchmiß eine allgemeine Bank um und grüßte freundlich den Alten — Eine Ehre, die vor ihm noch kein Sterblicher genoß — als nur der ehrwürdige Cato — und die vielleicht nach ihm keiner genießen wird! Dieſer Zufall ſchob die Belagerung auf — eine glückliche Pauſe für Carln! und ſelbſt der Regierer der Welt ſtieg itzt in ſeinen Cothur-

nen

nen von dem hohen Sitze des Olymps herunter, und ein ernſthaftes Stillſchweigen der ganzen Natur foderte den Alten auf, ſeine glückliche Geſchichte zu erzählen. Er that es mit vertraulicher Beredſamkeit, und man hörte ihm zu mit ſichtbarem Erſtaunen und ſtämmte die Hände in die Seiten, und ſchüttelte mit bedenklichen Minen die Köpfe.

Indeſſen waren die beiden Verliebten nach drey kurzen hinweg geplauderten Stunden in den Mauern der Reſidenz. Der ehrwürdige Fremde begab ſich unter den Schutz des wirthbaren Hirſches, und Braut und Bräutigam trennten ſich hier bis auf ein glückliches Wiederſehn, mit höchſt zärtlichen Küſſen. Welche triumphirende Freude durchſtrömte nicht itzt das Herz des verliebten Magiſters, als er ſich, ſeinen Betrachtungen überlaſſen, in dem weiten Zimmer des Gaſthofs allein ſah! — Eine ganz andre Empfindung ſeines Glücks, als er ſelbſt an dem vergnügten Tage ſeines überſtandenen Examens nicht gefühlt hatte! Denn damals machte der Präſident ſeinem ſtotternden Geſchwätze, durch ein ungehofftes Bene, ein freudiges Ende, und die gelehrten Herren Beyſitzer widerſprachen ihm nicht. Sollten ſie etwan durch lange Unterſuchungen ſich um die kurzen Luſtbarkeiten der Meſſe und den ſchwitzenden Candidaten ums Amt bringen? O nein! Aus Menſchenliebe hofften ſie, er würd' es ſchon löblich verwalten, und ſie überlieſſen die Seelen der Bauern ſeiner Treue und Gottes Barm-

herzigkeit. Mit mehrerm Recht freut' er ſich itzt, und ſchmeichelhaft fragt' er ſich: Iſt es nicht dein eigenes Verdienſt, das ſprödeſte Mädchen in einem Nachmittage beſiegt zu haben? Wie wohl that ich, daß ich meinem prophetiſchen Traume folgte, mich ſo dreuſt und munter bezeigte, wie die vornehme Welt es verlangt. Ach welch eine Liebe für mich muß nicht in der Bruſt meiner Wilhelmine erwacht ſeyn, da ſie ſich ſo eilig entſchließt, den prächtigen Hof zu verlaſſen, um einen armen Dorfprediger zu folgen, deſſen altfränkiſche Wohnung — wer weiß wie manche Reformation überlebt hat.

Schon tönte der Wächter ſeinen letzten Nachtgeſang, in einem tiefen verunglückten Baß — hüllte ſich in ſeinen Schaafpelz und beurlaubte ſich von der Stadt. In gehöriger Entfernung ſchlichen die Spötter ſeiner Aufſicht, die glücklichen Diebe, ihm nach, weckten den Thorſchreiber auf, und erreichten bald das ſichere Gehölze: Und am Horizont fieng ſchon der Tag an zu grauen, eh unſer Verliebter einſchlafen konnte. Wie war es auch möglich? Auf allen Seiten verfolgten ihn Unruh und Schrecken. Gleich hölliſchen Geſpenſtern raſſelt' unter ihm mit Ketten der böhmiſche Fuhrmann: doch Gedanken der Liebe machten noch einen gröſſern Tumult in ſeinem zerrütteten Herzen. Aus Mattigkeit fiel er endlich in die Arme des Schlafs — Doch auch der Schlaf eines Verliebten iſt Unruh — Denn ſobald er das Bellen der Hunde und das Raſen des Windes

nicht mehr deutlich vernahm, ſo bemächtigten ängſtliche Ahndungen ſich ſeines Gefühls. Bald träumt' er — ſeine berauſchte Seele erhöbe ſich über die Sonne und begrüßte unbekannte Gefilde — Dann glaubte er wieder in einen bodenloſen Abgrund zu ſtürzen, ſchrie — ſträubte ſich — ſtieß ſich an den unruhigen Kopf, und erwachte in einem plötzlichen Schrecken. So ſteigt ein luſtiger Schwärmer durch die dunkle Nacht in einem Wirbel empor — wirft freundliche Sternchen von ſich, und brauſet unter den Wolken; bald darauf ſinkt er — nun ſinkt er — endet ſein kurzes Geräuſch, und zerplatzt mit einem lächerlichen Knall.

Dritter Geſang.

In einer prächtigen Wintertracht war heute die Sonne dem Erdball erſchienen; Ihr Einfluß hatte die lebenden Geſchöpfe der Welt ſchon alle aus dem Schlafe geweckt, wenn ich in Savoyen die Murmelthiere, und in Deutſchland die Mädchens ausnehme, welche die Mode erzieht; So gar die berühmten Schläfer der Reſidenz, alle Hofjunkers und Staatsräthe waren erwacht, hatten nun ausgegähnt und fingen an ihren erhabenen Trieb nach Geſchäften zu fühlen, denn einige verſchluckten ſchon levantiſchen Coffee und blätterten im Herrn und Diener, *) oder bezeichneten, um nach vollbrachtem Tage weiter zu leſen, dankbar die rührende Stelle, bey der ihnen den Abend vorher — die Gedanken in Schlaf übergien-

gen.

*) Eine bekannte Schrift des Herrn von Moſer.

gen. Mit edeln Eifer übten ſich andere im Stillen die Zahlen der Würfel zu lenken, oder durch geſchwinde Folten (ein myſtiſches Wort) ſich über allen Wechſel des Glücks zu erheben. Die von flüchtigerm Geblüte flatt rten ſchon über das Pflaſter, um die blaſſen Fräuleins an der Toilette zu beſuchen, und ihnen durch mächtige Scherze rothe Wangen zu ſchaffen. Aber noch immer ſchnarchte der müde Magiſter; ja! er würde gewiß den Endzweck ſeiner Reiſe, den ſo wichtigen Beſuch bey dem Hofmarſchall, verſchlafen haben, hätte ihn nicht die käufiſche Stimme eines bärtigen Juden erweckt, der dreymal ſchon vergebens an die Stubenthüre klopfte.

Haben ſie etwas zu ſchachern? ſchrie der Ebräer gewaltig hinein, daß die Fenſter erklangen, und der betäubte Magiſter in die Höhe fuhr. Der Ungläubige floh — erſchrocken ſah der ſchläfrige Chriſt nach ſeiner tombachenen Uhr, erſtaunte, daß es ſo ſpät war, und warf ſich ſchleunig in ſeinen bepuderten Schwarzrock. Halb träumend lief er über die Gaſſen und ohne Vorbereitung, den Complimenten des Hofmarſchalls entgegen. Aber welche Muſe beſchreibt mir den Einzug des frommen Pedanten, in das vergoldete Zimmer des glänzenden Weltmanns? In einem Schlafrocke von Stoffe, empfieng er den Paſtor mit offener Stirne und ſatyriſcher Mine, die ſein ſchlauer Diener Verſtand, der hinter dem Rücken des armen Magiſters die galante Falſchheit widerlächelnd bewun-

derte. Mit Huſten und Scharrfüßen ſuchte der Supplicant den Eingang zur Rede; aber als Ceremonienmeiſter trat der bellende Melampus ihm entgegen — nöthigte ihn ſtille zu ſtehen, und zerſtreuete die hervorquellenden Worte, daß ſie ungehört vom Hofmarſchall ſich an den Spiegeln zerſtießen, und ihr Wiederhall den bethenden Pfarrherrn in Angſt und Schrecken verſetzte. Endlich legte des Hofmanns mächtige Stimme dem ergrimmten Cerberus Stillſchweigen auf. — Gehorſam kroch er zu den Füßen ſeines Herrn, und leckte ſchmeichelnd den ſaffianen Pantoffel. Darauf wandte ſich die Rede zu dem immer ſich bückenden Verliebten: „Ich weiß ſchon Ihr Anbringen, lieber „Herr Paſtor, iſt es nicht wahr? Sie wollen uns „unſere Wilhelmine entziehen? das ſchönſte und ehr„lichſte Mädchen in dieſem ganzen Gebiethe! Habe „ich es nicht errathen, Herr Paſtor? Schon geſtern „hat ſie mir ſelbſt Ihre Liebe eröffnet, und mit ver„ſchämtem Geſichte um den glücklichen Abſchied ge„bethen. Wohlan! Ich werde kein Hinderniß Ihrer „Neigung und beſcheidenen Bitte in den Weg legen, „wenn Sie mir anders eine kleine Bedingung verſpre„chen — Werden Sie nicht unruhig, Herr Paſtor! „Es hat mich unſere Wilhelmine gebethen, morgen „ſelbſt bey Ihrer Hochzeit zu erſcheinen — Mit Ver„gnügen will ich auch kommen, und will ſelbſt eine „Geſellſchaft verſammlen, die Ihren Ehrentag glän„zender machen wird, als eine Kirchmeß — eine

„Ge=

„Geſellſchaft, die meinem Stande gemäß iſt — wenn „Sie — Denn dieß ſey die Bedingung — Wenn Sie „die Tochter des alten Grafen von Nimmer vermögen, „dieſes Feſt zu beleben. Er — der ihr Nachbar iſt, „und oft vor Ihrer Kanzel erſcheinet, wird ſich nicht „weigern, ſeine holde Clariſſe auf die Hochzeit eines „erbaulichen Predigers fahren zu laſſen — Der Com„teſſe aber ſagen Sie heimlich: Ich würde darbey „ſeyn. Auf meinen Befehl, der über die fürſtliche „Küche gebiethet, ſollen alsdann hundert fette Ge„richte Ihre hochzeitliche Tafel ſchmücken, und Ma„dera — Rheinwein — Champagner und ächte Here„mitage ſollen in ſolchem Ueberfluß flieſſen, wie an „dem Hofe eines geiſtlichen Fürſten.“

Wie vergnügt hörte nicht der Verliebte dieſe freundlichen Reden — Gern und ohne Anſtand verſprach er, dieſen leichten Befehlen zu folgen, um ſich der hohen Ehre und Gnade würdig zu machen. Darauf nahm er Abſchied und ſchnappte nach dem Zipfel des Schlafrocks: aber mit höflichen geübten Händen ſchlug der Hofmarſchall beyde Theile zurück, ſtrich mit dem Fuße aus, und empfohl ſich dem Paſtor Sebaldus. Bald nach ihm trat Wilhelmine herein, und brachte ihrem gnädigen Gönner Chocolade mit perlendem Schaume; da gab ihr der Marſchall das Document ihrer Tugend, den ehrlichſten Abſchied, ſauber auf Pergament geſchrieben, und ſiehe da! welche großmüthige Gnade! Er umarmte ſie mit gefälligen Händen, und küßte

ſie zärtlich. Eine ganz ſapphiſche Empfindung ſtrömte durch ihr dankbares Herz, und trieb ihren wallenden Buſen empor, daß der blaßrothe Atlas zu kniſtern anfieng, der ihn weit unter der Hälfte umſpannte. Ach welch ein reizender Buſen! o ſcherzhafte Muſe beſchreib ihn! Auf ſeiner linken Erhöhung lag ein mondförmiges Schönfleckchen angeheftet durch Gummi, von dem ein kleiner Liebesgott immer mit drollichten Reverenzen die Blicke der Grafen und Läufer — Laqueyen und Freyherren auf ſich zog. Aber itzt erhob ſich dreymal die warme bebende Bruſt, und trennte die gedörrte Muſche vom Gummi. Der kleine Liebesgott — mit ſammt ſeinem Gerüſte, fiel — zwiſchen der Schnürbruſt — unaufhaltſam hinunter, daß die Schöne ſchrie, und der ernſthafte Hofmarſchall wirklich zu lachen anfieng. So fällt ein prahlender Zahnarzt unter die morſchen Trümmer ſeines Theaters, indem er mit ſtampfender Beredtſamkeit dem Pöbel winkt, ſein Rattenpulver zu kaufen. Sein erbärmlich Geſchrey, und das laute Lachen des Volks betäuben den Jahrmarkt, wenn ihn nun aus dem theuern Schutte ſein buntſchäckichter Diener hervorzieht.

Mit einer bedeutenden Röthe, rauſchte bald die ſchöne Verlobte in die Verſammlung der übrigen Zofen des Hofs, die ſchon ihre glühenden Wangen beneiden, aber Wilhelmine vollendet ihrer aller Verzweiflung, als ſie ihnen den papiernen Triumph zeigt,

den ſie itzt vom Hofmarſchall erhalten. Aeuſſerlich klagen ſie zwar ihre verkaufte Geſpielinn: „Ach du „armes verblendetes Mädchen! So willſt du denn „fern von deinem verbrämten Amanten, in der Ein„öde des Landes dein junges Leben verſeufzen — und „nur von Bauern bewundert, den ſtolzen Buſen er„heben? So willſt du denn in einer dunkeln geiſtli„chen Hütte, als Frau Magiſterinn wirthſchaften! „Ach du armes verblendetes Mädchen!“

So klagten alle die Zofen, den Abſchied der erweichten Wilhelmine, aber heimlich wünſchte ſich jede, bald auch ſo beweinet zu werden, und in den ſichern Armen des weiblichen Schutzgottes, des Hymen, den Wechſel des falſchen Hofes zu verlachen.

Vierter Geſang.

Auf den Uhren war ſchon der Mittag vorüber, aber in den Häuſern der Groſſen brach er erſt mit feſtlichem Pomp' aus der Küche hervor — Hekatomben rauchten ihm — Denn die mittägliche Sonne hat noch nicht ihre Anbether verloren — Mit mehrerm Eifer, als wohl jemals ein ägyptiſcher Prieſter gehabt, feyern ſie täglich ihr Feſt, mit ſonnenrothen Geſichtern, bis das wohlthätige Licht den Kreis verläßt, und nun die ſtille Venus vom nächtlichen Himmel herabblinkt. Da erhub der geſättigte Pfarrherr ſeine geſtiefelten Beine, und trat mit zerſtreuten Gedanken ſeinen beſtimmten zwo Meilenlangen Weg an; Die alles vermögende Liebe hatt' itzt den gelehrten Magiſter zu einem gemeinen Bothenläufer erniedrigt, und er mußte, welche ſonderbare Bedingung — als ſein

eigner Hochzeitbitter, noch ein zweytes Jawort erbetteln, ehe ſie ihn glücklich zu machen verſprach. Der hochbeſchneyte Weg ermüdete ſeine Knie, und die duftende Kälte candirte ſeinen ſchwarzen Bart, und bracht' ihm Zahnweh. Aber noch ein größeres Uebel, als Zahnweh und Müdigkeit, lauerte in dem nahen Walde auf ihn. Welcher boshafte Genius war es, der in Geſtalt eines Holzhackers, dem Prieſter entgegen kam? Ein unſchuldiges unbekümmertes Geſicht, die Larve der Heucheley, betrogen den heiligen Wanderer. „Guter Freund, (redete er ihn vertraulich „an,) ſagt mir doch, iſt dieſes die rechte Straße nach „Rennsdorf, dem Ritterſitze des alten Grafen von „Nimmer?“ Ehrerbietig nahm itzt der Boshafte vor dem Paſtor den Huth ab und ſagte: „Wer ſie auch „ſind — ehrwürdiger lieber Herr, ſo beklage ich ſie „doch herzlich; denn dieſer falſche Holzweg, auf wel„chem Sie wandeln, wird Sie weit von Rennsdorf „ablocken; und wenn endlich ſich die Schreckniſſe der „Nacht über dieſe Heyde verbreiten, ſo müſſen Sie „Ihren ermüdeten Körper einer abgelegenen Schen„ke — einer Spitzbuben Herberge vertrauen.“ Da ſchlug der erſchrockene Magiſter ſeine haarichten Fäuſte zuſammen. Lieber würd' er auf einem Ameishaufen geſchlafen, oder wie ein Zigeuner, den Anbruch ſeines Hochzeitfeſtes in einer hohlen Weide erwartet haben, als daß er einer Schenke das Vorrecht gegönnt hätte, ſeine geweiheten Glieder zu

bedecken. „O mein Freund, rief er, den mir noch „zu rechter Zeit ein guter Engel entgegen ſchickt, „ach entfernt mich doch eilig von dieſem Fußſteige, „der meine Gebeine umſonſt ermüdet, und zeigt mir „den richtigen Weg, und nehmt im voraus für eure „Bemühung ein dankbares Trinkgeld an!“ Hier zog er — gleich einer alchymiſtiſchen Phiole, einen langen Beutel heraus, der in der Farbe der Hoffnung künſtlich geſtrickt war. Ein billiger Zwiſchenraum ſcheidete dreyßig Ephraimiten von einer gülde=nen Madona. Ihres innern Werthes gewiß, erwartete ſie ruhig ihr verzögerndes Schickſal, da ſich indeß der jüdiſche Hauſe mit Geräuſche bis an die Mündung des Beutels drängte, um bald erlöſet zu werden, und in einem ungewiſſen Courſe betrügeriſch zu wuchern. Doch — indem noch der Paſtor die großmüthige Belohnung und das Verdienſt eines Wegweiſers berechnet, ſo verſchwindet Baarſchaft — Tagelöhner und Beutel, und der Gott der Kaufleute und Diebe, verbirgt den Raub und den hurtigen Räuber in den Finſterniſſen des Waldes. Nun erfüllt' eine lange unharmoniſche Klage des armen Magiſters die Lüfte: „O du treuloſer Verräther, ſo ſchrie er, „wenn du auch — der du einen Prieſter beraubet, „dem Dreyangel des Galgens, der Kühhaut und „den glühenden Zangen entfliehſt — ſo wird dich „doch dein böſes Gewiſſen und mein Fluch verfolgen, „daß wenn das eiskalte Fieber deine Glieder zerrüt=

„tet, dir keine bittere Eſſenz, und kein Kirchengebeth „helfen ſoll, wenn du es auch mit einem Gulden be„zahlteſt. Ohne Ernſt und Andacht und in dem „gleichgültigen Tone geſprochen, in dem wir oft für „den Römiſchen Kaiſer und alle weltliche Obrigkeiten „bethen, wird es in der Atmosphäre der Kanzel zer„flattern.“ — So ſchrie er und erholte ſich langſam unter einer überhangenden Eiche. Ungewiß durch die Lügen des Räubers, ob dieſes der rechte Weg ſey, überließ er ſich mit nagender Furcht ſeinem Verhängniß: doch die tröſtende Liebe leitete ſeine zweifelhafte Füße durch die finſtere Nacht glücklich in das labyrinthiſche Schloß des Grafen. Der zeitige Schlaf, und ein ſüßer Traum von einem Capaune mit Auſtern, beherrſcht ſchon den alten Gerichtsherrn, und es ſchliefen auch ſchon ſeine alten Bedienten, ob es gleich erſt Neune geſchlagen. Des ankommenden Fremdlings ehrwürdige Krauſe flößte dem Wächter des Hofs die ſchuldige Achtung ein, daß er ihn, nachdem er ſein Verlangen erforſcht, bis an die Stube der jungen Gräfinn begleitete. Mit ihrer vertrauten Zofe, Sibylla genannt, ſaß die muntere Comteſſe, den einen ihrer niedlichen Aerme, auf ihre verſchobenen Toilette gelehnt, und in der andern hielt ſie einen vergoldeten zärtlichen Brief, den ſie erſt itzt an den Hofmarſchall, ihren Geliebten, geſchrieben. Sie las ihn mit gedämpfter Stimme ihrer critiſchen Freundinn vor, die aufmerkſam zuzuhören ſchien, und un-

merk-

merklich nur gähnte. Aber wer kann das Schrecken beſchreiben, das dieſe zwo weiblichen Seelen ergriff, als der gekrümmte Zeigefinger des verſpäteten Paſtors an die Stubenthüre donnerte. Sie glaubten gewiß, ein prophetiſcher Verdacht habe die zänkiſche Gouvernantinn erweckt, die wie ein Policeyverwalter alles Unrecht entdeckte, und dem alten Grafen verrieth. Mit angenommener Freymüthigkeit, geboth die betroffene Comteſſe ihrer Zofe, die verſchloſſene Kammerthüre hurtig zu öffnen; doch ihr furchtſamer Wink verſprach ihrem Befehle — Die kluge Sibylle verſtund ihn, gieng langſam zu Werke, klapperte ſcheinbar an der Thüre, und ſchmählte entſetzlich auf das ſtrenge verroſtete Schloß, da indeß ihre Gebieterinn die nöthige Zeit gewann, mit Eau de Levante ihre Hände zu waſchen, die hier und da von der verrätheriſchen Dinte noch glänzten, und auch den anklagenden Brief aus dem Wege zu ſchaffen. Mit gegenwärtigem Geiſte, o wie liebenswürdig! ergriff ſie ihn, zerquetſchte ſeinen durchſichtigen Cavalier und das Poſthorn, *) und warf ihn klein gedrückt, hurtig unter das Bette; Aber wie dauerte ihr nicht der wohlgeſchriebene Brief, als nur der nachbarliche Herr Paſtor zur Kammerthüre hereintrat. Einen ſolchen Wechſel vom heftigen Schrecken und ſtiller Betrübniß empfand einſt der freygeiſtiſche Desbar- [illegible] raux,

*) Welches die Zeichen des ſogenannten Cavalier- oder Poſtpapiers ſind.

raux, als er ſich zur Faſtenzeit einen Eyerkuchen erlaubte: Schon hatte ſein erzkatholiſcher Diener, blaß wie der Tod, das verbothene Gericht auf die einſame Tafel geſetzt, als ein geſchwindes Gewitter am Himmel heraufzog, ein ſchrecklicher Schlag die näſchichte Seele betäubte, und ihm den erſten Biſſen im Munde zu Galle verwandelte. Was das für ein Lärmen um einen Eyerkuchen iſt! ſchrie er halb unwillig, halb furchtſam; ergriff das rauchende Eſſen, und warf es im Eifer auf die beregnete Gaſſe; Aber wie dauerte ihn nicht das verlohrne gute Gerichte, als das Gewitter vorüber gieng! Beſchämt warf er ſich ſeine zaghafte Eilfertigkeit vor, und quälte aufs neue den abergläubiſchen Koch, ihm ein anderes zu backen.

Kaum hatte der keichende Pfarrherr ſeine ermüdeten Füße von dem niedrigen Armſtuhle geſtreckt, und mit gnädiger Erlaubniß die beklemmende Weſte geöffnet, ſo verrichtete er ſeinen Antrag mit der unnöthigen Vorſicht eines Pedanten; Er liſpelte heimlich der Gräfinn und ihrer Vertrauten dieß anbefohlne Geheimniß ins Ohr: Der gnädige Herr Hofmarſchall werde dabey ſeyn — und keine, nein keine, als die gegenwärtigen Seelen, konnten dieſe myſtiſche Worte vernehmen.

Welch ein Tiefſinn bedeckt' itzt mit den Fittigen der Mitternacht das Cabinet der ſchönen Clariſſe! Ihre erfindungsreiche Liebe ſtritt immer mit der ſchwerfälligen Einſicht des Magiſters: doch beyde

mußten

mußten ſich der Erfahrung eines grauen Kammermädchens unterwerfen. Anſchläge wurden gefaßt, unterſucht, und durch neue verdrängt! Lange gieng das wichtige Project wie ein Würfel im Kreislaufe herum, ehe die ältliche Zofe mit der verſchmitzten hohen Mine eines verſuchten Miniſters, ihre Gedanken in folgenden klugen Worten entdeckte: „Itzt, „ehrwürdiger Herr, da ſich Ihre Augen nach Ruhe „ſehnen, ſo hören Sie kürzlich meinen unmaßgeblichen „Vorſchlag: Meine willige Stimme ſoll itzt dem „Wächter des Hofes befehlen, daß ſein ſicheres Ge„leite Sie, den Windhunden vorbey, in die Stube „führe, die unſer Haushofmeiſter bewohnet. Dieſer „wird gern eine Nacht ſein Bette mit Ihnen theilen, „und morgen meldet er Sie bey dem gnädigen Gra„fen. Denn gehen Sie nur unerſchrocken zu dem „alten Papa; er wird Sie gewiß Ihrer Bitte ge„währen; denn er liebet Sie von Herzen, und Ihre „klagenden Jahrgänge haben ſeine hypochondriſche „Bruſt mit Ehrfurcht für Sie, Herr Paſtor, erfüllet. „Alſo ſchlafen Sie ſanft! bis die Morgenröthe Ihre „geſtärkten Glieder zum fröhlichen Hochzeitfeſte er„weckt!“ Ein gütiger Lobſpruch aus dem roſenfarbenen Munde der Gräfin belohnte die Einſicht der Zofe — Auch der Magiſter wollte ihr gern ſeinen Beyfall darüber bezeugen, aber ſeine Worte verwandelten ſich in gähnenden Mislaut, daß er zu Hülfe ein beredtes Kopfnicken rief. In wenig Minuten

war jeder wichtige Umſtand nach Sibyllens Sinn geendet. Der Haushofmeiſter beherbergte den ſchnarchenden Magiſter; und die dunkelbraune Nacht verbarg ſeine heimliche Ankunft unter ihrem Schleyer vor der mistrauiſchen Gouvernantinn und vor dem murrenden Hofhunde.

Der volle Morgen hatte den hochgebohrnen Gerichtsherrn erweckt. Itzt überdenkt er noch im Bette den Zuſtand ſeines Magens und fordert mit ſchwelgeriſcher Neugier den frühen Küchenzettel — Da tritt der Haushofmeiſter herein, und meldet ihm die Beherbergung des verſpäteten Pfarrherrn, und wie er itzt, voller Verlangen, Ihro Gräfliche Gnaden zu ſprechen, vor der Kammerthüre lauſchte. „Je, „willkommen, werther Herr Paſtor, willkommen!“ ſchrie der Graf dem Verliebten entgegen! Bückend trat dieſer vor das Vorhangbette des Grafen, und ſein ſchwerer Athem blies ſogleich die hochzeitliche Bitte hervor, die er mit einer Menge von Wünſchen beſchloß, wozu ihm der Wechſel der Zeit die beſte Gelegenheit darboth. Bey ſtarkem ungeduldigem Herzklopfen wartete er nun, bis der Morgenhuſten des ſtotternden Grafen ſich legte — als er auf einmal dieſe deutliche Antwort vernahm: „O ſehr gern will „ich meiner Tochter das Vergnügen erlauben, an „Ihrem Ehrentage, lieber Herr Paſtor, im ſchönſten Putze zu glänzen. Der prieſterliche Aufſicht „überlaſſen iſt ihre Tugend ſicherer, als unter meinem

„eignen Dache. Ja, mein Freund, verlaſſen Sie „ſich darauf, ſie ſoll Nachmittags mit ſechs rüſtigen „Pferden vor Ihrer Hausthüre erſcheinen, und das „Hochzeitgeſchenk will ich ſelber beſorgen. Damit „aber auch Sie, mein Lieber, ſich nicht vor Ihrer „nahen Hochzeit ermüden, oder wieder beraubt wer„den, und ſich im Walde verirren, ſo ſoll meine ge„ſchwinde Jagdchaiſe Sie itzt, Ihren erwartenden „Geſchäfften zurückführen, und meine aufrichtigen „Wünſche ſollen Ihnen folgen.“ Da ergriff der entzückte Magiſter die ſchwere Hand des Grafen von Nimmer, küßte ſie hundertmal, und benetzte ſie mit Thränen der Freude, die über ſeinen ſtachlichten Bart herunter rollten, wie ein plötzlicher Sonnenregen über die glänzenden Stoppeln der Felder. Wie rechtmäßig war dieſe Freude; denn nach dieſem Orakelſpruche endigte ſich alle ſein Leiden. Halb war nun ſchon die Bedingung des Hofmarſchalls erfüllt, und für die andere Hälfte wird die ſchöne Clariſſe ſchon ſorgen. Mit einem ſegnenden Complimente verließ er die Stube des Grafen. An der Treppe lauerte die verſchmitzte Sibylle auf ihn, und erforſchte den Ausgang der Sache. Mit zwey kurzen Worten entdeckt' er ihr die gnädige Erlaubniß ſeines Patrons; und indem er ſich in die Chaiſe warf, flog die erfreute Zofe zu ihrer Gebieterinn. Nun beſchäfftigte die Wahl eines reizenden Putzes den ganzen Vormittag beyde weibliche Herzen, und alles lag ſchon in der ſchönſten

Ordnung, ehe der langſame Alte ſeiner Tochter die Bitte des Bräutigams, und ſeine eigene väterliche Erlaubniß anzukündigen glaubte. Sie hörte ihn an, als ob ſie von nichts wüßte, und bedankte ſich gleichgültig für die vergönnte Spatzierfahrt — und leichtfertig erkundigte ſie ſich nach den übrigen Gäſten der prieſterlichen Hochzeit: doch der gute Alte wußte ihr keine Nachricht zu geben. „Wer wird dabey ſeyn, ſprach „er als ſeine Confratres vom Lande!" Indeſſen klopfte das Herz der jungen Gräfinn ungeduldig nach ihrem lieben Hofmarſchalle, bis der geſchäfftige Putz die langen Minuten vertrieb, und ein ſanfter Wagen die freundliche Göttinn, nebſt ihrer vielfarbichten Iris aufnahm, und zu dem Hofe des traurigen Schloſſes hinaus flog.

Fünfter Geſang.

Der glücklich angelangte Magiſter fand ſeine beroſtete Pfarre zu einem Pallaſte verwandelt, als er hinein trat. Ein Dutzend Bediente ſeines gnädigen Gönners hatten in ſeiner Abweſenheit die herkuliſche Arbeit unternommen, Stuben und Kammern zu ſäubern, und in der Küche herrſchte ein anſehnlicher Koch, deſſen eigenſinnige Befehle tauſend Geräthe verlangten, deren Namen noch nie in dieſem Dorfe waren gehört worden. Seine donnernde Flüche flogen in der Küche herum, daß der erſchrockene Pfarrherr mit einem Schauer vorbey gieng, ſich in ſein ruhiges Muſeum ſetzte, und das Geſangbuch zur Hand nahm. Als ein Fremdling in ſeiner eigenen Behauſung, getrauete er ſich nicht, itzt von dem vornehmen Koche etwas zu Eſſen zu fordern; lieber

verſäumte er das Mittagsmahl, und tröſtete ſich politiſch mit dem fröhlichen Soupee.

Die dritte critiſche Stunde des Nachmittags brach an, und lud durch ihren Glanz den Neid des ungebethenen Superintendenten und aller Amtsbrüder auf den Hals des armen Verlobten. Strenge dich an, Muſe! und hilf mir das Gewühl der Vornehmen beſchreiben, die ſich itzt in das Haus des Pfarrherrn ſammelten. Zuerſt erſchien der lackirte Schlitten des Hofmarſchalls, an der Spitze vieler andern. Vier deutſche Hengſte, chineſiſch geſchmückt, zogen ihn, und ein vergoldeter Jupiter regierte den ſchnurbärtigen Kutſcher — Ein muſikaliſches Silbergeläute hüpfte auf dem Rücken der Pferde, indem unter ihren ſtampfenden Füßen die fröhliche Erde davon flog. Schon von ferne erkannte der zitternde Pfarrherr ſeinen Gönner, und an ſeiner Rechten die geputzte Braut. Mit unbedachtſamer Höflichkeit gieng er dem fliegenden Schlitten entgegen — aber ſein wilder Führer ſchwengte die knallende Peitſche und wendete mit ſeinen vier Schimmeln in vollem Trabe um, daß der Magiſter, mit verzerrtem Geſichte, eilig wieder zurück ſprang. Mit majeſtätiſchem Anſtande ſtieg nun die einnehmende Wilhelmine von dem ſammtenen Sitze, und da verrieth ſich zugleich auf einige ſüße Augenblicke für den entzückten Bräutgam, ihr kleiner vorgeſtreckter Fuß bis an die Höhe des ſeidenen Strumpfband, auf welchem mit Pünctgen von Sil-

der ein zärtlicher Vers des Voltaire geſtickt war;
Ach wohin weiß doch nicht ein franzöſiſcher Dichter
zu ſchleichen! Geſteht es nur, ihr Deutſchen! Bis
dahin iſt noch keiner von Euern größten Geiſtern ge-
drungen. So bald ſie ausgeſtiegen war, umrauſchte
ein buntfarbiger Stoff dieſe verdeckten Schönheiten.
Eine ſchneeweiſſe türkiſche Feder blähete ſich auf ihre
gekräuſelten Haare, und bog ſich neugierig über ihren
wallenden Buſen, der unter den feinen Spitzen aus
Brabant hervorblickte, wie der volle Mond hinter
den Sprößlingen eines jungen Orangenwäldchens.
Nach ihr ſprang der anſehnliche Hofmarſchall unter
die Menge der erſtaunten Bauern, die heute Arbeit
und Tagelohn vergaßen, um das Feſt ihres Hirten
zu begaffen. Ein gewäſſertes Band hieng ſchief über
dem Lazurblauen Sammte ſeines Kleides; und der
milde Einfluß ſeines Geſtirns zeigte ſich auf allen
Geſichtern, und nöthigte dem unhöflichſten Treſcher
den Huth ab. Alle Blicke wandten ſich itzt einzig auf
den geſtempelten Herrn — nicht einer fiel mehr auf
Wilhelminen. Dieſe werden wir noch oft, dachten
die Bauern, als Frau Magiſterinn bewundern, aber
einen Hofmarſchall ſieht man nicht alle Tage. So
vergißt man das alles beſcheinende Licht des Olymps,
wenn eine ſeltene Nebenſonne erſcheint, die plötzlich
entſteht und verſchwindet.

Ein anderer Schlitten, unter dem Zeichen des
Mars, der (eine ſeltſame Erfindung des witzigen

Bild-

Bildhauers) auf einem Ladeſtock ritt, lieferte zween aufgedünſtete Müßiggänger am Hofe, Kammerherren genannt. Einſt hatten ſie in ihrer Jugend als hitzige Krieger einen einzeln furchtſamen Räuber verjagt, und ſich und dem geängſteten Prinzen das Leben gerettet. Zur Belohnung hatten ſie ſich dieſes unthätige Leben erwählt, genoſſen einer feiſtmachenden Penſion, erzählten immer die große That ihres Soldatenſtandes — und gönnten gern ihre lärmende Gegenwart einem jeglichen Schmauſe. So lebten einſt die Erhalter des Capitols, jene berühmten Gänſe, von den Wohlthaten der dankbaren Römer; ohne Furcht, geſchlachtet zu werden, fraßen ſie den ausgeſuchteſten Waizen von Latiums Feldern, für einen wichtigen Dienſt, den eine jede andere ſchnatternde Gans mit eben der Treue verrichtet hätte. Der flüchtige Mercur und vier ſchnaubende Rappen brachten die pigmäiſche Figur eines affectirten Kammerjunkers gefahren. Stolz auf einen eingebildeten guten Geſchmack, erſetzten ſeine reichen Kleider den Mangel ſeines Verſtandes. Zuverſichtlich beſah er heut eine glänzende Weſte, die, wie die weiſſe Wamme eines drollichten Eichhörnchens, unter ſeinem rothplüſchnen Rocke hervorleuchtete; und fröhlich dacht' er an die Verdienſte der weit koſtbarern zurück, die ſich noch in ſeiner Garderobbe befanden. Ein paar blitzende Steinſchnallen; und eine Doſe von Saint-Martin erſchaffen, waren ihm das, was einem rechtſchaffenen Manne ein gutes

Gewiſſen iſt — ſie machten ihn zufrieden mit ſich ſelbſt, und dreuſt in jeder Geſellſchaft. Itzt lief er gebückt in die Pfarre hinein; gebückt, als ob ſein kleiner Körper befürchtete, an die altväteriſche Hausthüre zu ſtoßen, die gothiſches Schnitzwerk verbrämte. Nun aber kam unter der Anführung einer gefälligen Minerva ein einzelner vernünftiger Mann gefahren, der, wenig geachtet von den Weiſen des Hofs, den Befehlen ſeines Herzens mit ſtrengem Eigenſinne folgte. Nie erniedrigte er ſich zu der Schmeicheley, und nie folgte er der Mode des Hofes, die das Hauptlaſter des Fürſten zu einer Tugend erhebt, und durch Nachahmung billigt; Vergebens — (Konnt es wohl anders ſeyn?) hofft' er in dieſem Getümmel ein nahes Glück, hier wo man nur durch ſeine Ränke gewinnt, und wo die Blicke der Großen mehr gelten, als ein richtiger Verſtand und Tugend und Wahrheit. Er war es, der Wilhelminen zuerſt mit glimpflichen Worten, vor der weiten Gefahr warnete, in die ihr Leichtſinn, und die verjährte Liſt eines wollüſtigen Hofs ihre Jugend verwickelte, der ihr zuerſt den Gedanken erträglich und wünſchenswerth machte, wiederum die heitere geſundere Luft ihres Geburthsorts zu athmen. Mit innrer Befriedigung ſah er, daß der heutige Tag ſeine Bemühung krönte und dieſes frohe Gefühl beſchäfftigte ihn einzig in dem Taumel einer thörichten Geſellſchaft. Ungern ſah ihn der Hofmarſchall in dem Kreys ſeiner Luſt — Er aber

er-

ertrug ungekränkt dieſe ehrende Verachtung und gab ſich gern einem unruhigen Tage Preis, um ein verirrtes Mädchen in einer glücklich entſchloſſenen Tugend zu ſtärken. Ziſcht ihn aus — ihr Lieblinge und Weiſen des Hofs! Was helfen ihm alle ſeine Verdienſte? Daß ſie einſt vielleicht, in Stein gehauen, auf ſeinem Grabmaale ſitzen und weinen? O wie thöricht! den Gebothen des Himmels zu gehorchen, wo ein Fürſt befiehlt, und auf dem einſamen Wege der Tugend zu wandeln, wo noch kein Hofmann eine fette Pfründe erreicht hat. Wenn eine falſche ſchwankende Uhr des Stadthauſes den Vorurtheilen der Bürger gebiethet, ſo betriegt uns oft unſere wahre Kenntniß der Zeit um ihren Gebrauch; denn hier, wo ein jedes dem allgemeinen Irrthume folget, den eine ſummende Glocke ausbreitet, und die entfernte Sonne für nichts achtet, was hilft es dem gewiſſen Sternſeher, daß er ſich alleine nach ihren Befehlen richtet — und den Wahn der Stadt verlachet — und ſeine Stunden nach der Natur mißt? Mit allen ſeinen Calendern wird er bald ſein Mittagsmahl — bald den Beſuch bey ſeiner Geliebten und den Thorſchluß verſäumen.

Zween würdige Geſellſchafter beſchloſſen den Einzug in einem alten Schlitten, den ein unſcheinbares Bildniß beſchwerte — Ob es einen nervigten Vulcan oder einen aufgeblähten Midas vorſtellte, war für die Kunſtrichter ein Räzel. Ein halbgelehrter Patritius, ehemaliger Hofmeiſter des Marſchalls, am Stande,

ſo wie an Wiſſenſchaft, weder Pferd noch Eſel — nahm die eine Hälfte des bretternen Sitzes ein, und auf der andern ſaß ein graugewordener Hofnarr, der mühſam den ganzen Weg hindurch auf Einfälle dachte, in Verſen und Proſa, die hohe Geſellſchaft zu erluſtigen: aber ſein leerer Kopf blieb ohne Erfindung. Oft weinte der Arme, daß ſein Alter ihm das Ruder aus den Händen wand, das er ſo lange glücklich regieret, und um welches ſich itzt der fürſtliche Läufer, der Oberſchenk und eine dicke Tyrolerinn riſſen.

Niemand ward mehr erwartet, als die junge Comteſſe. Der Hofmarſchall ſtund unbeweglich an dem offenen Fenſter, und ſeine feurigen Blicke fuhren, durch ein ungeduldiges Fernglas, auf den Weg hin, wo die ſchöne Clariſſe herkommen ſollte. Wimmernd rang der angſtvolle Magiſter die Hände, und verſicherte ohn' Aufhören den argwöhniſchen Hofmann: „Die junge Dame werde gewiß kommen. Ach! „ſagte er, ſie hat mir ja mit der aufrichtigſten Mine „verſprochen, meine ſchwere Bedingung erfüllen zu „helfen, und ſie wird mich gewiß nicht in meinen „Nöthen verlaſſen.“ Unterdeſſen war auch ſchon der theure Mann angelanget, der dieß Brautpaar feſter verbinden ſollte. Auf dem benachbarten Dorfe, wo niemand die Reizungen einer Wilhelmine kannte, hatt' er von den drey Seiten ſeiner hölzernen Kanzel trotzig gefragt: Ob jemand wider das Aufgeboth ſeines Freundes etwas einzuwenden hätte? und drey-

mal hatt' er die Verleumdung mit dieſen mächtigen Worten gebannt: Der ſchweige nachmals ſtille! Sein frommfarbichter Mantel bedeckt' ein wildes Herz; ohne Neigung war er ein Geiſtlicher, und in dieſem gezwungenen Stande ward er ſelbſt in einem Amte mager, das ſeit dreyhundert Jahren die Schwindſüchtigen fett gemacht hatte. Mosheim und Cramern kannt' er nicht: er ſprach aber gern von dem General Ziethen und von dem luſtigen Treffen bey Roßbach. Seine Bauern, wild wie er ſelbſt, konnt' er lange nicht durch die Bibel bezähmen — aber es glückte ihm nach einer neuen Methode. Denn eh' er ſeinen Rednerſtuhl beſtieg, beſah er ſein florentiniſches Wetterglas, und rief prophetiſch alle die Veränderungen von ſeiner Kanzel, die es ihm ankündigte. Bald wahrſagt' er der ungezogenen Gemeinde Regen und Wind in der Heuerndte: bald aber beglückt er ſie, zum Troſte, mit einem warmen Sonnenſchein in der Weinleſe. Die gerührten Bauern bewunderten den neuen Propheten, beſſerten ihr Leben, und beſetzten ſeit dem alle Stühle in der Kirche. Nach einer langen gefeyerten Pauſe — erſchien endlich die erſeufzte Göttin, köſtlich in ihrem Schmucke, und wunderſchön von Natur: und welch ein Glück für den Hofmarſchall! ohne Gouvernantinn erſchien ſie. Die Furcht vor einem Hochzeitgeſchenke hatte dieſe geizige Seele zurück gehalten; und die ſonſt nie von der Seite ihrer jungen Dame wich, überließ heute zum erſtenmale

den

den langbewahrten Schatz einem liſtigen Geliebten, der die Zeit zu gebrauchen weis. Mit funkelnden Augen empfieng er die Schöne, auf deren Wangen ſich eine warme Röthe verbreitete, da ſie ihm die glaßirte Hand reichte, die auch in dem Augenblicke zärtlich gedrückt war. Und nun war die ganze Bedingung erfüllt, die das Schickſal des armen Dorfpfarrn beſtimmte. Die vornehme Verſammlung begleitete ihn zur vollen Kirche, wo er durch ein vielbedeutendes Ja! vor der ganzen Gemeinde geſprochen, von ſeiner reizenden Braut alle die myſtiſchen Rechte der Ehe, und das beſchloſſene Glück und Unglück ſeines gefeſſelten Lebens, mit Freuden empfieng. Mit einer zurückhaltenden beſcheidenen Mine empfieng auch ſie von ſeinen Lippen das Blanket der Liebe, worauf die eigenſinnige Zeit ihre Befehle ſchreiben wird, die kein Thränenguß auslöſcht. Ein geheimer Neid ſaß in den glatten Stirnen und in den Runzeln der weiblichen Gemeinde: aber die Männer blickten ihren beweibten Hirten mit lächelndem Mitleid an; denn die Erinnerung ihres ehmaligen glücklichen Traums, der heut' auch über ihrem Pfarrherrn ſchwebte — und das wache Bewußtſeyn ihres itzigen Schickſals bracht' ein ernſthaftes Nachdenken in ihre Gemüther. Und nun beſaß der Beglückte ſeine Braut, die ihm kein Sterblicher wieder entreiſſen konnte. Nun hab' ich ſie endlich erhaſcht, die fröhlichen Minuten, dacht' er, die mir vier Jahre lang entwiſcht waren; und

voll

voll Empfindung ſeines Glücks, drückt' er oft ſeiner angetrauten Wilhelmine die kleine Hand, und führte ſie mit triumphirender Naſe nach Hauſe. Aber ein wunderlicher unverſehener Gedanke, der ſich wider alles Vergnügen auflehnte, ſtieg itzt aus dem klopfenden Herzen der armen Verlobten empor — Iſt dieß nicht, ſeufzte ſie bey ſich ſelbſt, das Leichengepränge deiner Schönheit? Klägliches Geſchenk der Natur, das keinem weniger hilft, als der es beſitzt! Was für unruhige Tage haſt du mir nicht verurſacht! und itzt begräbſt du mich ſogar in einer ſchmutzigen Pfarre? Aber ihr weiſer Freund und Rathgeber entdeckte kaum dieſen unzufriedenen Gedanken in ihrem bekümmerten Geſicht, als er durch einen ernſthaften Blick gen Himmel geſchlagen, ihr denſelben verwieß, ſie mit ihrem Schickſal verſöhnte, und ihr eine kleine tugendhafte Thräne ablockte.

Ein mathematiſcher Furier hatt' indeß die hochzeitliche Tafel geordnet. Ehe man ſich ſetzte, bewunderte man ſeinen Geſchmack in einer minutenlangen Stille, und faltete dabey die Hände. Schimmernder Wein, der, wie die Begeiſterung der Liebe, nicht beſchrieben, nur empfunden werden muß, blickte durch den geruchvollen Dampf der theuern Gerichte, wie das Abendroth unter dem aufſteigenden Nebel hervor.

Itzt ergriff der ſchimmernde Hofmarſchall die warme weiche Hand der blauäugigten Wilhelmine, führte ſie an die oberſte Stelle der Tafel, und bat den dankba-

ren Magiſter ſich neben ſeine Göttinn zu ſetzen, und nicht durch den Zwang eines Neuvermählten die Freuden der Tafel zu ſtören. Ach! wie giebt hier die veränderliche Zeit ihr Recht zu erkennen! Er — der ehemals dem weinenden Pfarrherrn ſeine Geliebte entzog, giebt ſie ihm itzt bey einem freygebigen Gaſtmahle geputzt und artig wieder zurück, und macht ihm alle ſein ausgeſtandenes Leiden vergeſſen. So überſchickt' einſt der große Agamemnon ſeine Chriſeis, dem belorberten Prieſter des Apoll, die der königliche Liebhaber der väterlichen Sehnſucht lange Zeit vorenthielt. Prächtige Geſchenke, und eine Hekatombe mußten den Alten tröſten, und ſeinen Gott verſöhnen, und in hohen Tönen beſang der Dichter der Ilias die Geſchichte, wie ich itzt die Hochzeit eines Magiſters beſinge:

Der Schmaus gieng an! Ein köſtliches Gericht verdrängte das andere, und Bachus und Ceres tanzten um den Tiſch her. Der freymüthige Scherz, die feine Spötterey, und das fröhliche Lächeln, vertrieben unbemerkt die taumelnden Stunden des Nachmittags, und der Geiſt der Comteſſe und des Champagners durchbrauſte die fühlbaren Herzen der Gäſte. Alles war munter und fröhlichen Muths. Nur der Magiſter und der Hofnarr — immer in ſich gekehrt, ſaßen unruhig an der frohen Tafel. Den einen überfiel bald ein theologiſcher Scrupel, bald ein Gedanke ſeiner künftigen Liebe; und der andere ängſtigte ſich

heimlich, daß es in ſeinem Gehirne ſo finſter, wie eine durchnebelte Winternacht, ausſah. Wie oft buhlt' er vergebens um das belohnende Lächeln des Marſchalls, und wie oft verfolgte ſein ſchwerer Witz die flüchtigen Reden des luſtigen Kammerjunkers! aber eh' er ſie erreichte waren ſie von der Geſellſchaft und von dem Redner ſelber vergeſſen, und mit Verdruſſe nahm' er wahr, daß niemand ſeine Einfälle begriff, und alle ſeine witzige Mühe verloren gieng. Ein alter hungriger Wolf ſchleicht ſo dem Fuchſe nach, der unbekümmert durchs Gras ſcherzt, den verdrüßlichen Räuber bald nach dieſer bald nach jener Seite hinlockt, und endlich doch ſeiner groben Tatze entwiſchet. Zur Erholung der geſättigten Gäſte, deren immer ſich anſtrengender Witz manchmal ſchlaff zu werden begonnte, rief der kluge Hofmarſchall den Verſtand des ſinnreichen Conditors zur Hülfe, der ſo oft ſeine Wirkung zeigt, wenn die langweiligen Reden des Fürſten ſeinen Hof einzuwiegen bedrohen — Und — auf einmal reizt' eine überzückerte Welt die weiten Augen der Gäſte. Faunen und Liebesgötter und nackende Mädchen, in einem poetiſchen Brennofen gebildet, ſcherzten ohn' Aufhören im funkelnden Graſe. In der Mitten entdeckte ſich eine lachende Scene unter einer hohen arkadiſchen Laube, von ewigem Wintergrün: Die porzelane Zeit war es; die mit einer fruchtbaren Hippe, den zerbrechlichen Amor in der Laube herumjagte — O wie wird es ihm gehen, wenn

er ſich einholen läßt! denn der kleine loſe Dieb hat der Zeit ihr Stundenglas liſtig entwendet, und ſchüttelt den Sand darinnen unter einander, worüber die hohe Geſellſchaft ſich innerlich freute. Ein voller Teller luſtiger Einfälle, in buntem Kraftmehle gebacken, ſtreute neues Vergnügen über die Tafel. Welche Vermiſchung von Dingen! Stiefeln und Unterröcke, Ferngläſer und Schnürbrüſte, Küraß' und Palatins, Spiegel und Larven, klapperten unter einander. Jedes öffnet eine Figur, die ihm das Ohngefähr oder ſeine Neigung in die Hand gab; und die ausgewickelten Orakelſprüche wurden laut geleſen. Ein Putzkopf lieferte dem Hofmarſchall eine feurige Liebeserklärung — Lächelnd ſah er ſeine gräfliche Nachbarinn an, und überreicht' ihr die bunten Looſe. Sie ergriff einen Federhuth, und laß ſtotternd eine prophetiſche Beſchreibung des verliebten Meyneids ab. Furchtſam gab ſie den Teller von ſich — Ein ungeſalznes Epigramm auf den Hymen, lag in einem Strohhute gehüllt, und ward von dem Kammerjunker aus ſeinem Staube gezogen, und mit lautem Lachen ausgepoſaunt — Die loſe Wilhelmine zerrieb eine Knotenperücke, die in Knittelverſen den Kammerjunker würdig widerlegte — Nach ihr ergriff, aus verliebter Ahndung, der Magiſter ein ſchneeweiſſes Herz, worein eine witzige 3 geätzt war. Bedächtlich öffnet' er es und fand dieſe wenigen Worte: Ich liebe einen um den andern — Wer hätt' es dieſem falſchen Herzen

zen anſehen ſollen, rief er voller Verwunderung; und klebte mühſam die beyden Hälften wieder zuſammen. Alle übrige Deviſen wurden von den beyden Kammerherren und den Hofnarren zerknikt, die ganz ſtill die noch verborgenen Schätze des Witzes für ſich einſammelten, wie der Geizhals das wohlfeile Korn auf die theuern Zeiten der Zukunft.

Die verdrüßliche Langeweile fieng wieder an, den angenehmen Lärm der Geſellſchaft zu unterdrücken, als der ſchlaue Hofmarſchall es zeitig bemerkte, und ein frohmachendes Hochzeitgeſchenk aus ſeiner Taſche hervorzog. Er wickelt' es aus dem umhüllten Papier, und ermunterte die übrigen Gäſte, ſeinem Beyſpiele zu folgen. Ungezwungen ſtellt' er ſich hinter den Stuhl der angenehmen Braut, und hieng ihr ein demantnes Kreuz um, das an einem ſchwarzmoornen Bande zwiſchen dem ſchönen Buſen hinunter rollte — O was für ein Bewußtſeyn durchſtrömt' itzt die blutvollen Wangen der Schöne! Mit ungewiſſer Stimme dankte ſie dem galanten Herrn. Lange konnte ſie nicht ihre widerſtrebende Augen in die Höhe ſchlagen, und die unzeitige Schaam brachte ſie in eine kleine Verwirrung. Ein ſolches Gefühl durchdringt oft die treuloſe Bruſt eines Hofmanns, wenn ſie nun zum erſtenmale unter dem ertheilten Ordensſterne klopfet. Furchtſam glaubt' er, die Gemahlinn des Fürſten möchte das Verdienſt errathen, das ihm dieß Ehrenzeichen erwarb. Selbſt denen in unbekannten

laconiſchen Worten des Sterns trauet er nicht, und er wird es nicht eher wägen, ſich unter ſeinen Neidern zu brüſten, bis ihm ſein troſtreicher Schreiber die goldenen Buchſtaben verſtändlich gemacht hat.

Was für köſtliche Geſchenke häuften ſich nicht in dem Schooße der glücklichen Wilhelmine — Spitzen und Ringe, und Doſen und künſtliche Blumen — Ach! dachte der Paſtor — ach! ſo viel Reichthum habe ich ja nicht in meinem zehnjährigen beſchwerlichen Amte geſammelt — und wie wunderbar! als Herr ſeines Weibes dankt' Er — auch Er! ſeinen großmüthigen Gönnern für dieſe Geſchenke. Man ſah es an dem ſatyriſchen Lächeln der Gäſte, wie gut ſeine fröhlichen Dankſagungen angebracht waren.

Sechſter Geſang.

So endigte ſich das fröhliche Hochzeitmahl. Die trunkenen Gäſte taumelten in dem kleinen Raume des Zimmers immer wider einander. Ein Evan Evoe umſchallte die Wände, Leuchter und Stühle drehten ſich in einem Kreis herum, und unvollendete Lieder und halbgeſtohlne Küſſe erfüllten die Luft. Die zerſtreuten Kammerherren, ohne Gedanken, in welchem frommen Hauſe ſie lebten, riefen nach einer Karte zum Pharao — Die junge Comteſſe, ihres jungfräulichen Zwanges, und ihrer Gouvernantinn uneingedenk, ſtellte ſich mit dem freundlichen Hofmarſchall in dem einſamen Bogen des Fenſters, und dieſer genoß der ſüßen Betäubung der Schönen, ſo gut als er vermochte. Der kindiſche Kammerjunker verſuchte ſeinen Witz an dem ſchläfrigen Hofnarren, und alle Vortheile, die er über ihn erhielt, erzählt' er mit lautem Triumphe der unaufmerkſamen Geſellſchaft — Aber alle verachteten die harmoniſche Erinnerung des Nachtwächters, und überſahen das politiſche Gähnen des Neuvermählten, und lachten alle den Mond an. So taumeln oft die vermummten Geſchöpfe einer Maskerade widerſinniſch unter einander, vergeſſen ihre Verkleidung um nach den Trieb' ihrer Sinne zu handeln — Rabbi Moſes zieht die verkappte Nonne zum ſchwäbiſchen Tanz auf, oder fordert ein Stück ſchmackhafte Cervelatwurſt. Der lange Türke trinkt im falben Burgun-

der die Geſundheit des allerchriſtlichſten Königs, und die ſtroherne Pyramide fängt an, Knaſter zu rauchen.

Itzt gieng der ungeduldige Ehemann in ſeine einſame Studierſtube — verwünſchte ſeine lärmenden Gäſte, und rief alſo zum Amor: „O du mächtiger Sohn der „Cythere! haſt du mir deinen Schutz nur darum an„gebothen, und mich deines Rathes gewürdiget, um „mich itzt deſto mehr zu kränken, und mein dankbares „Herz wider dich zu empören? Was hilft es, daß du „mich nach den Reizungen meiner Wilhelmine haſt „ſchmachten gelehrt, und daß du mich durch ihr me„lodiſches Jawort beglückt haſt — Was hilft es, „daß mir dieſer Tag in der ſchönſten Feyer entflohen „iſt, wenn meine erſte Brautnacht langweilig und „ungefeyert davon zieht? Die lächelnde Morgenröthe „wird mich ſpottend an die neue Bekanntſchaft einer „Freud' erinnern, die wider mein Verſchulden mir „fremd geblieben iſt, und Wilhelmine wird mir mit „ernſthaftem Lächeln in das Geſicht ſehn, wenn ſie „die glückwünſchenden Bauern, Frau Magiſterinn, „grüßen. Dieſe Nacht, o Sohn der Venus, nur dieſe „einzige Nacht, beherrſcheſt du noch mit dem Hymen „in gemeinſchaftlicher Ehre — So laß mir doch nicht „durch das wilde Getöſe der geputzten Höflinge, und „durch das Wiehern ihrer Pferde, dieſe glücklichen „Stunden entziehen, die keine Macht vermögend iſt, „mir wieder zurück zu führen, ſollten ſie einmal davon „ſeyn!“ Dieſe Seufzer des unruhigen Magiſters brachten den Stolz des kleinen Gottes in Bewegung.

Er

Er freute ſich, daß der dankbare Vermählte, nicht trotzig auf die dienſtbare Hülfe des Hymen, des Amors Freundſchaft noch ſuchte; Gütig entſchloß er ſich, dem Verliebten zu helfen, und den Jupiter und des Pantheons verirrte Bewohner und Ritter und Pferde hinaus zum Dorfe zu jagen. Welch ein heroiſch Unternehmen — welch eine That!

Recht zu gelegener Zeit fiel dem kleinen Helden der Trojaniſche Brand ein, der die trotzige Garniſon der Griechen nöthigte den flammenden Platz zu verlaſſen, und dieſe ſo oft beſungene ſchreckliche Geſchichte, gab ihm eine ſinnreiche Kriegsliſt an die Hand, die er mit Glück und Tapferkeit ausführte. Er drehet aus den Händen des gefeſſelten Hymen die hochzeitliche Fackel, die lichterloh brannte, und ſtahl ſich unvermerkt in die Küche des Pfarrherrn. Von der edlen Kochkunſt verlaſſen, die vor kurzem zwanzig ſchöpferiſche Hände darinnen beſchäftigte, ruht itzt eine finſtere Traurigkeit unter ihren Gewölben. Auf dem warmen Herde lag eine ungebrauchte Speckſeite in der aufgehäuften Aſche verborgen, woran die ganze große geſchwänzte Armee des ſcherzhaften Mäonides ſich hätte ſättigen können. Dieſes ungeheure Magazin ſteckte der freubeutiſche Amor, mit abwärts geſenkter Fackel in Brand. Auf einmal floh es, durch die fettige Flamme belebt, in die ſchwarze Eſſe, die ſich rauſchend entzündete — und ihr blutrothes Feuer dem Firmamente zuwälzte — Es war geſchehen — Amor ſchüttelte ſeine Flügel und floh, und ſtellte ſich auf die knarrende Fahne des Kirch-

thurms. Hier ſtund er, wie Nero, als er mit grauſamer Wolluſt ſeine Reſidenz brennen ſah, freute ſich ſeines gelungenen Anſchlags und erwartete den erſchrecklichen Ausgang — Und nun — o Muſe! hilf mir das Getümmel beſchreiben, das in dem Hauſe des Magiſters entſtund, als die gräßliche Feuerſchreyende Stimme, ſich über das aufgeſchreckte Dorf ausbreitete! Das hohle furchtbare Getöne der ſtürmenden Glocken, die ein angſtvoller Cantor unermüdet läutete, verkündigte den verzagten Matronen ihren Untergang, und das Geſchrey der Kinder, und das Pochen der Nachbarn und das Bellen der Hunde, machte die finſtere unglückliche Nacht noch ſchrecklicher. Von dem ſtummen Entſetzen geführt, kam die verlorene Nüchternheit itzt wieder in die Verſammlung der Hochzeitgäſte zurück. Doch kaum begriffen ſie das drohende Unglück ihres betrübten Wirths, ſo flohen ſie ihn, als wahre Hofleute, mit eilenden Füßen, und nach einem kurzen gleichgültigen Lebewohl! verließen ſie alle das neue Ehepaar in Thränen. Aber wie ehemals der junge Aeneas ſeinen alten frommen Vater aus dem flammenden Troja trug: ſo umfaßt' itzt der getreue Hofmarſchall ſeine weinende Clariſſe, und durch die Liebe geſtärkt, verachtet' er alle Gefahren. Das Feuer praſſelt' über ſein Haupt, und die Wellen des Fiſchbeinrocks ſchlugen über ſeine zerriſſene Haarlocken zuſammen — dennoch bracht' er ſie glücklich an ihre ſichere Caroſſe, und übergab ſie den Händen ihrer ſchützenden Zofe. Und wie der unerſchrockene Weiſe, gegenwärtig in den größten Bedrängniſ-

ſen, ſich noch um Kleinigkeiten des Lebens bekümmert, oder ſo, wie der große Lips Tullian auf dem Richtplatze, da ſchon der Stab gebrochen iſt, noch für ſeine Naſe beſorgt, um eine Prieſe Rappee bath. Noch ſchnupft' er ihn mit ſüßer Empfindung, in dieſer entſcheidenden furchtbaren Minute — reckte darauf mit einem Seufzer den Hals dar und befand ſich in der andern Welt, eh' er — nieſen konnte. Eben ſo nahm noch itzt der Hofmarſchall drey verliebte Küſſe von ſeiner beängſteten Schöne, und warf ſich mit unterdrückter Sehnſucht in ſeinen fortſchallenden Schlitten. Das Zeichen war gegeben, und nun flogen alle die unbändigen Pferde mit ihren Rittern davon, die mit ſtillem Vergnügen über ihre Sicherheit, oft nach der brennenden Pfarre zurück ſahn.

Kaum war die lärmende Verſammlung der Götter- und Menſchengeſtalten zum Dorfe hinaus, ſo geboth Amor: das Feuer ſollte verlöſchen — und es verloſch. Zwar verkannte der blinde Pöbel die Hülfe des Amors, und jauchzend dankten die Bauern ihre Rettung einem ſchwarzen Dämon, der es gewagt hatte, aufs prieſterliche Dach zu ſteigen, wo er, dem Feuer zum Opfer, eine arme geraubte Najade der Elbe, in den ſchwarzen Abgrund hinunter ſtieß, daß ihre zerſchmetterten Glieder in einer ſchmutzigen Küche ein unbekanntes Grabmaal bedeckte.

Nun brachte der Gott der Liebe dem Hymen die hochzeitliche Lunte wieder zurück; darauf gieng er Hand in Hand mit ihm, zu dem getröſteten Verliebten, und

ſam

ſammelte ſeine entzückten Dankſagungen in den leeren Köcher; denn der kleine Held hatte den Tag über alle ſeine Pfeile verſchoſſen. Die noch übrige Nacht hindurch wacht er an dem rauſchenden Brautbett', und da der Morgen anbrach, erhob er ſich fröhlich in den Olymp auf den Strahlen der Sonne, die zuerſt dem frohen Magiſter die Miſchung von Schaam und gedemüthigter Sprödigkeit, auf den Wangen ſeiner zufriednen Schöne ſichtbar machten und ihn zu neuen Morgenküſſen erweckten. Wie reizend blickte nicht die vollendete Braut ihrem glücklichen Sieger in das männliche Geſicht! Gleich einer jungen Roſe, die ſich unter dem ſchwarzen Gefieder einer einzigen balſamiſchen Nacht entfaltet. Der überhangende Phöbus trifft ſie in ihrem vollen Schmucke an, und vergebens bemühen ſich ſeine brennenden Strahlen, ſie noch mehr zu entwickeln.

Itzt ſtund der kleine Amor vor ſeiner freundlichen Mutter, und erzählt' ihr in ſcherzhafter Prahlerey, ſeine Kriegsliſt und ſeinen Triumph, daß ſeine Stimme durch den Olymp ſchallte, und ſelbſt die beſcheidenen Muſen ihm Beyfall zuwinkten. Ihr Lächeln löſte ſich in einem ſanften geiſtiſchen Sonnenſcheine auf, wovon ein goldner Blick in die Welt drang, und unter ſo vielen tauſend poetiſchen Seelen die meinige allein begeiſterte. Ich hab' alles gethan, was meine Muſe befahl; ich habe das Elend des verliebten Magiſters, und ſeine fröhliche Hochzeit beſungen, und hab ein Werk verrichtet, das durch eine ſchöne Druckerpreſſe vervielfältigt, der Vergänglichkeit trotzen kann.

Das Leben

und

die Meinungen

des Herrn Magiſter

Sebaldus Nothanker.

Erſter Band.

Frankfurt und Leipzig,

1775.

Vorrede.

Obgleich die leidigen Poeten, Komödien- und Romanenſchreiber zu glauben pflegen, ſie hätten das Leben ihres Helden weit genug beſchrieben, wenn ſie ihn bis zur Heurath bringen: ſo ſind doch gründliche Gelehrten der Meinung, daß die Begebenheiten nach der Heurath oft viel merkwürdiger ſind, als die Liebesbegebenheiten vor derſelben. Die Liebesbegebenheiten ſind zwar für junge Herren und für junge Jungfern anmuthiger zu leſen; aber gemeiniglich wird dieſe Anmuth auf Koſten der Wahrheit verſchafft: denn die verliebten Scenen werden nicht ſo wie ſie in der Welt vorgehen erzählet; ſondern ſo wie es das Bedürf-

niß des Dichters, ſeine Geiſtesgaben zu zeigen, oder die Leidenſchaften ſeiner Leſer zu vergnü⸗gen, mit ſich bringt. In dieſer wahrhaftigen Lebensbeſchreibung hingegen, wollen wir nichts der Anmuth oder des Wunderbaren wegen er⸗dichten, ſondern alles ganz einfältig erzählen, wie es vorgegangen iſt. Es wird uns dazu nicht wenig beförderlich ſeyn, daß wir das Le⸗ben unſers Dorfpaſtors erſt nach ſeiner Heurath zu beſchreiben anfangen dürfen, indem ſchon ein anderer Verfaſſer die Liebesbegebenheiten deſſelben vor der Heurath, in dem bekannten proſaiſch⸗komiſchen Gedichte **Wilhelmine**, beſchrieben hat.

Freilich iſt dieſer Verfaſſer ein Poet, und iſt daher nicht, wie es einem gründlichen Ge⸗ſchichtskundigen gebühret, befliſſen geweſen, eine richtige Chronologie zu beobachten und ſeine Erzählungen von allen Erdichtungen rein zu erhalten. Es ſind daher manche Umſtände ſehr verdächtig, und er ſcheint nicht im Stande zu ſeyn, eine einzige von ſeinen Erzählungen,

mit

mit ungedruckten Urkunden zu belegen. Daß er der Chronologie nicht genugſam erfahren geweſen, iſt offenbar, da er die Heurath des **Sebaldus** im Jahre 1762, und alſo, wie aus ächten brieflichen Urkunden zu erweiſen, an zwanzig Jahre zu ſpäth annimmt. Er iſt hierinn eben ſo unachtſam, wie ſein Mitbruder, der nachläßige **Virgil**, in deſſen Aeneide die verpfuſchte Chronologie, von den gelehrteſten Commentatoren, mit vieler Mühe kaum hat in Ordnung gebracht werden können.

In dieſer wahrhaften Lebensbeſchreibung hingegen, hat man die Zeitrechnung ſo genau beobachtet, daß man nicht allein das Jahr, ſondern auch den Monath und den Tag angeben kann, wenn eine jede Begebenheit vorgegangen iſt; und an vollſtändigen diplomatiſchen Beweiſen wird dieſe Geſchichte keiner andern nachzuſetzen ſeyn. Wir haben die Vocation des **Sebaldus** und ſeine Abſetzungsacte, die Predigten des Doctor **Stauzius**, **Säuglings** ſämtliche hieher gehörige Gedichte, **Wilhelminens**, und **Sebal-**

dus, Säuglings, Marianens, der Gräfin von ***, Rambolds und anderer Perſonen Briefwechſel, mit ihren Siegeln und Unterſchriften, ja ſelbſt einige ſonderbare tironiſche Zeichen des Bauers, der den Sebaldus beherbergte, in Händen, mit welchen unverwerflichen ungedruckten Urkunden wir jedes Wort das wir geſagt, aufs glaubwürdigſte belegen können.

Sie würden im Drucke nur etwan ſieben bis acht Quartbände betragen. Demohngeachtet können ſie bloß aus der Urſach nicht mit der Geſchichte zugleich bekannt gemacht werden, wegen deren ſchon ſo manche trefliche Urkundenſammlung ungedruckt geblieben iſt; nämlich wegen des wenigen Geſchmacks unſers Jahrhunderts an gründlichen Studien. Es iſt dies ſehr zu beklagen, aber es iſt ſchwerlich ein Mittel vorhanden, die Bekanntmachung dieſer nützlichen Urkunden zu befördern. Wir haben zwar noch einige obgleich nur ſchwache Hoffnung, auf den Herrn Generalſuperintendenten Pratje in Stade und auf den Hrn. Profeſſor

Caſſel in Bremen geſetzt. Dieſe grundgelehr= ten Männer haben ſchon ſo viele tüchtige Bände voll Urkunden zu der Brem= und Verdiſchen Staats= Schul= und Kirchengeſchichte ans Ta= geslicht gebracht, daß ſich manche Leſer einbil= den, man habe für ſo wenig intereſſante Wahr= heit, ſchon viel zu viel unintereſſante Beweiſe erhalten. Wir ſind aber dieſer Meinung gar nicht, ſondern leben vielmehr noch der Hoffnung, daß dieſe Herren, die beweiſenden Urkunden zu unſerer Geſchichte, als ein Supplement von Urkunden zur Bremiſchen Kirchengeſchichte, durch ihre hebammliche Sorgfalt, ans Licht bringen könnten; weil, wie aus der Folge er= hellen wird, **Sebaldus**, in der Nachbarſchaft von Bremen eine Zeitlang herumgewankt hat.

Sollte auch dieſe Hoffnung fehl ſchlagen, ſo wäre der Vorſchlag zu thun, daß einmahl irgend eine Geſellſchaft der Wiſſenſchafften, ei= nen kritiſchen Auszug daraus, in einigen Bän= den in Großoctav herausgebe, oder wenn auch hiezu alle Hoffnung verlohren wäre, ſo iſt kein

anderer Rath, als daß die wenigen gründlichen Gelehrten, welche die diplomatiſchen Beweiſe zu unterſuchen pflegen, dem Verfaſſer eben ſo gut auf ſein Wort glauben müſſen, als die vielen leichtſinnigen Leſer, die die Urkunden doch nicht anſehen, wenn ſie gleich den Geſchichtbüchern des breitern beygefügt ſind.

Da wir übrigens eine wahre Geſchichte zu erzählen haben, ſo muß man in derſelben weder den hohen Flug der Einbildungskraft ſuchen, den ein Gedicht haben müßte, noch den künſtlich verwickelten Plan, den die Kunſtrichter, von Theorie und Einſicht erfüllt, bey Romanen vorſchreiben. Alle Begebenheiten ſind in unſerer Erzählung ſo unvorbereitet, ſo wunderbar, als ſie in der weiten Welt zu geſchehen pflegen. Die Perſonen, welche auftreten, ſind weder an Stande erhaben, noch durch Geſinnungen ausgezeichnet, noch durch auſſerordentliche Glücksfälle von gewöhnlichen Menſchen unterſchieden. Sie ſind ganz gemeine ſchlechte

und

und gerechte Leute, ſie ſtrotzen nicht ſo wie die Romanenhelden von hoher Imagination, ſchöner Tugend und feiner Lebensart, und die ihnen zuſtoſſenden Begegniſſe ſind ſo, wie ſie in dem ordentlichen Laufe der Welt täglich vorgehen. Sollte bey allem dieſem unſere Erzählung etwas langweilig werden, ſo tröſten wir uns damit, daß mehrere gründliche deutſche Geſchichtſchreiber, die die unwiderſprechlichſten Thatſachen in der beſten Ordnung erzählen, das nämliche Schickſal gehabt haben.

Hingegen könnte der Leſer vielleicht, durch die in dieſer Geſchichte bekannt gemachten Meinungen, in etwas ſchadlos gehalten werden. Denn da faſt jeder Menſch ſeine eigenen Meinungen für ſich hat: ſo wäre es möglich, daß unter den hier vorgetragenen Meinungen etwas neues und wenigſtens in ſo fern intereſſantes vorhanden wäre. Der Titel verſpricht zwar nur die Meinungen des Magiſter **Sebaldus**, aber man könnte deshalb doch in dieſem Werke vielleicht auch die Meinungen einiger andern

Leute, ja wohl ſelbſt einige Meinungen des Verfaſſers finden; obgleich, mehrerer Sicherheit halben, nicht gänzlich darauf zu rechnen ſeyn dürfte, daß alle Meinungen die er erzählt, auch die ſeinigen wären.

Man beliebe nicht ſich zu wundern, wenn es ſich etwan ergeben ſollte, daß, alles wohl berechnet, in dieſem Werke mehr Meinungen, als Geſchichte und Handlungen vorkämen. Der ehrliche Sebaldus kannte die große Welt nicht, die die Engländer highlife nennen. Speculation war die Welt in der er lebte, und jede Meinung war ihm ſo wichtig, als kaum manchem andern eine Handlung. Daher iſt dieſes Werk auch gar nicht für die große Welt, ſondern — deutſch heraus zu reden — nur für Gelehrte von Profeßion geſchrieben. Wir hoffen nicht von der halb unangekleideten Schöne am Nachttiſche geleſen zu werden, die indem ſie den Grazien opfert, auf tant mieux pour elle einen ſchrägen Blick wirft; nicht von dem piruettirenden Petitmaiter, beym Aufſtehen oder

Friſiren,

Friſiren, auch nicht wenn er en Chenille mit ungepuderten Haaren und hochaufgebundenem Cadogan von Toilette zu Toilette ſchwärmt; nicht von dem Hofmanne, der den Wink des Fürſten und des Miniſters zu ſtudiren verſteht, und alle Galatage an den Fingern herbeten kann; nicht von dem Spieler; nicht von der Buhl- ſchweſter; nicht von —

Iſt aber irgendwo ein hagerer Magiſter, der das ganze unermeßliche Gebäude der Wiſ- ſenſchaften aus einem Kapitel ſeines ontologi- ſchen Compendiums überſieht; ein feiſter Su- perintendent, der alle Falten der Dogmatik aufhebt, worinn eine Ketzerey verborgen ſeyn könnte; ein weiſer Schulmann, der über Han- del, Manufacturen und Luxus, Programmen geſchrieben hat; ein Student mit der Kenner- mine, der auf Univerſitäten die Kunſt aus dem Grunde ſtudirt; ein beleſener Dorfpaſtor, der die Statiſtik verbeſſern will, und über die po- litiſche Regierungskunſt gelehrte Rathſchläge ge-

ben

ben kann; — ſo mögen ſie hinzutreten und ſich an dem Mahle weiden, welches hier ihrem Geiſte aufgetiſcht wird.

Dies iſt wenigſtens die Gattung Leſer die wir uns gewiß verſprechen, ob wir aber auch Leſer anderer Art erhalten werden, iſt eben ſo ungewiß, als das Schickſal überhaupt, welches dieſes Werk und deſſen Verfaſſer zu erwarten haben. Freylich iſt zu vermuthen, daß durch viele Erzählungen, Spaltungen in der Kirche erregt werden möchten, und daß man in verſchiedenen Meinungen, Abweichungen von den allgemeinen ſymboliſchen Büchern, und von den beſondern formulis committendi einzelner Kirchen entdecken könnte. Man wird vielleicht daraus ſchlieſſen, daß der Verfaſſer das Staatsrecht nicht verſtehe, und daß er im Kirchenrechte gefährliche Neuerungen einzuführen zur Abſicht habe. Man wird ſich vielleicht ins Ohr raunen, daß er verſchiedene Gelehrſamkeit nicht für Gelehrſamkeit, verſchiedene Gelehrten nicht

für gelehrt, und verſchiedene berühmte Leute nicht für berühmt halte u. ſ. w.

Man könnte ihn ſonach etwa zum Scheiterhaufen verdammen, in den Bann thun, in eine Veſtung ſchicken, oder auch ein Buch wider ihn ſchreiben, ein Paſquill wider ihn machen, oder ihm in einer Recenſion beweiſen, daß er kein gutes Herz habe, ſondern ein hämiſcher und boshafter Menſch ſey.

Doch vielleicht könnte auch von allem dieſem nichts geſchehen. Vielleicht lieſet niemand dieſes Buch, niemand findet etwas beſonders darin, und es erregt vielleicht bloß die vorübergehende Aufmerkſamkeit eines Gewürzkrämers, der ſchon bey ſich überdenkt, welche dauerhafte Caffedüten aus dem haltbaren Papiere könnten gemacht werden.

Es dürften ſich auch wohl einige wenige Leſer finden, die ſich an dem Leben des Sebal-

dus, blos weil er ein ehrlicher aufrichtiger Mann iſt, eine Viertelſtunde ergötzen, oder von ſeinen Meinungen Gelegenheit nehmen möchten, über gewiſſe Materien weiter nachzudenken; da dies aber offenbar bey weitem die kleinere Anzahl ſeyn kann, ſo werden ſie eben nicht in Anſchlag kommen.

Erſtes

Erſtes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Der Paſtor Sebaldus und die ſchöne Wilhelmine, brachten die erſten Monate nach ihrer Verheirathung, welche ſonſt andern unverehlichten Paaren die Zeit einer girrenden Zärtlichkeit zu ſeyn pflegen, vielmehr in einer Art von Kälte und Verlegenheit zu. Sebaldus bemerkte einen Abſtand zwiſchen ſeiner landmänniſchen Treuherzigkeit, und den feinen Hofmanieren ſeiner vornehmen jungen Frau. Er konnte ſich noch nicht recht darinn ſchicken, mit ihr als mit ſeines gleichen umzugehen. Wilhelmine, auf ihrer Seite, konnte den wohlgeputzten Hof, den ſie verlaſſen hatte, nicht ſo geſchwind vergeſſen. Das Andenken der Pracht der von der Fürſtinn abgelegten Kleider, in der ſie ſich oft der gaffenden Menge der Zofen und Kammerdiener gezeigt hatte, verleidete ihr ihren ländlichen aber neugemachten Anzug. Es war ihr ſogar verdrüßlich, daß ſie ferner nicht Aufwartung machen, und ſich vor

höheren Perſonen tief verneigen ſollte. Das Glück unabhängig zu ſeyn, ſchien ihr Erniedrigung. Die ungekünſtelte Schönheit der Natur, die ſie auf dem Lande vor ſich hatte, konnte ſie noch nicht wegen des Flitterſtaats der Kunſt, den ſie nun nicht mehr erblickte, ſchadlos halten. Sie erinnerte ſich mit Sehnſucht der glänzenden Scenen von Bällen, Concerten und Schlittenfahrten, die ſie offt — angeſehen hatte, noch mehr des gnädigen Kopfneigens der Fürſtinn, durch das ſie zuweilen unter der Menge gaffenden Hofgeſindes war hervorgezogen worden. Sie that bey jeder Gelegenheit kleine Reiſen in die Stadt, nnd unterließ nicht, ihre Aufwartung bey Hofe zu machen. Sie merkte aber gar bald, daß man ſich am Hofe um die nicht bekümmert, die man nicht braucht, und daß ihre Stelle von andern eingenommen war. Dies koſtete ihr zwar manche Thräne, war aber doch die erſte Urſach, daß ihr ihr itziger Zuſtand erträglicher vorkam, und daß ſie anfieng, die guten Geſinnungen ihres Sebaldus einzuſehen, welche zu bemerken, ſie bisher durch ſein unmodiſches Kleid und durch ſeine ungepuderte Peruke war verhindert worden. Sie erwiederte ſeine Liebkoſungen mit freundlichen Blicken, er kam ihr mit Freundſchaftsbezeugungen zuvor. Aus dieſem Wechſel von Gefälligkeiten, entſtanden bey beyden Empfindungen einer Glückſeligkeit, die ſie vorher noch gar nicht gefühlt hatten.

Von

Von dieſer Zeit an, vergaß die ſchöne Wilhelmine völlig den Hof, und ward ganz eine Landwirthin. Vorher hatte ſie nur zu gehorchen gewuſt, nun begann ſie zu regieren. Es koſtete ihr einige kleine Liebkoſungen, ſo fieng Sebaldus, der bisher als ein halber Wilder gelebt hatte, an, ſich fleißiger den Bart zu putzen, und nicht ſo viel Federn auf ſeinem ſchwarzen Rocke zu leiden. Durch gleiche Freundlichkeit, erſtreckte ſie bald ihre Herrſchaft auf ihre Nachbarinnen, die ſie bisher durch ein gnädiges Hoflächeln weggeſcheucht hatte. Nun erwarb ſie bald derſelben Vertraulichkeit, ertheilte den Wohlhabenden guten Rath, den Armen Allmoſen, und ward in kurzer Zeit im Kirchſpiele eben ſo beliebt, als ihr Mann ſchon vorher geweſen war.

Dieſe Liebe hatte ſich Sebaldus durch die Sorgfalt, die er für ſeine Gemeine trug, erworben. Er war in den Häuſern ſeiner Bauern als ein Vater und als ein Ratygeber willkommen. Nie ließ er es dem Bekümmerten an Troſt, nie dem Hungrigen an Labſal fehlen. Er war von allen häuslichen Vorfällen unterrichtet, nicht, weil er in das Hausregiment der Layen einen Einfluß zu haben ſuchte, ſondern weil er von ihnen bey allen ihren Verlegenheiten um Rath, bey allen ihren Zwiſtigkeiten um Vermittelung erſucht ward. Er war gewohnt, in ſeinen Predigten nicht auf die Laſter zu ſchelten, aber wenn ein Laſter in der Gemeine verübt wurde, pflegte er, ohne

deſſelben zu gedenken, die entgegengeſetzte Tugend einzuſchärfen. Daher richtete er ſeine Predigten auch mehr nach den Bedürfniſſen ſeiner Gemeinde als nach der Folge der Evangelien ein. Er hat wohl eher über das Evangelium vom Zinsgroſchen: von den Vortheilen eines mäßigen und nüchternen Lebens gepredigt, bloß weil ſich kurz vorher ein paar Bauern in der Schenke betrunken hatten. Als er einſt vergeblich verſucht hatte, zween Bauern, die in offenbarer Feindſeligkeit lebten, zu vergleichen, und von dem einen hart mit Worten war angelaſſen worden, predigte er am Tage St. Stephani des Märtyrers: von der erſten Pflicht wahrer Chriſten, ihren Nächſten zu lieben, und gedachte der empfangenen Scheltworte nicht, ob ihm gleich die Worte des Evangelium: "Jeruſalem, die du tödteſt die Propheten „und ſteinigeſt, die zu dir geſandt ſind", die ſchönſte Gelegenheit darzu gegeben hätten.

Zu beklagen war es freilich, daß dieſer ſonſt gutherzige Mann, und der beym Antritte ſeines Amtes auf die ſymboliſchen Bücher geſchworen hatte, in ſeinem Herzen nichts weniger als orthodox war. Ueber das athanaſiſche Glaubensbekenntniß hat er zwar ſich niemals erklärt, nur weil er anſtatt des Liedes: Wir gläuben all an einen Gott ꝛc. welches ſonſt alle Sonntage in ſeiner Kirche war geſungen worden, oft ein geiſtliches Lied von Gellerten ſingen ließ, war er bey einigen vielleicht

all-

allzubrünſtigorthodoxen Landpredigern in der Nähe, nicht in allzugutem Geruche. Ueber die Lehre von der Genugthuung aber äuſſerte er bey Gelegenheit viele Zweifel. Er verſchwendete (ohne Exegeſe, von der er wenig hielt) viel philoſophiſche Spitzfündigkeit, um dieſer Lehre eine beſſere Form zu geben; denn er war ein eifriger Anhänger der Cruſiusſchen Philoſophie, welche unter allen andern Philoſophien am geſchickteſten ſcheinet, die Theologie philoſophiſcher, und die Philoſophie theologiſcher zu machen. Am meiſten aber ging er in der Lehre von tauſendjährigen Reiche und von der Ewigkeit der Höllenſtrafen von der Dogmatik ab. Er glaubte das erſtere ſteif und feſt, und von der letztern hatte er ſich nie überzeugen können. Er glaubte, daß in dem himmliſchen Jeruſalem alle Gottloſen fromm werden würden. Dieſe tröſtliche Hofnung hatte er aus einem fleißigen Studium der prophetiſchen Bücher der Schrift, beſonders der Apocalypſe geſchöpft, welches Studium er ſchon ſeit langen Jahren mit unabläßigen Eifer getrieben hatte. Er war auf eine ſehr ſonderbare Weiſe darauf gekommen, dieſe Bücher vorzüglich zu ſtudieren. Er hatte ſich ſchon in ſeinen jüngern Jahren, durch ſorgfältiges Nachdenken überzeugt, daß der Willen Gottes, der unſre itzige und zukünftige Glückſeligkeit beſtimmt, wenn auch Gott für gut befunden habe ihn beſonders zu offenbaren, dennoch auch nothwendig durch Vernunft

müſſe eingeſehen werden können, und mit Vernunft übereinſtimmen müſſe. Die einzige Offenbarung, die uns etwas ganz unbekanntes entdecken könnte, worauf die bloſſe Vernunft nie gefallen ſeyn würde, glaubte er, ſey die prophetiſche Offenbarung von zukünftigen Dingen. Nachdem er alſo bey ſich über den Werth aller dogmatiſchen und moraliſchen Wahrheiten einig war, indem er keine dogmatiſche Wahrheiten für nöthig und nützlich hielt, als die auf das Verhalten der Menſchen einen Einfluß haben, und ſich mehr angelegen ſeyn ließ, alle moraliſche Geſetze Gottes auszuüben, als ſie zu zergliedern oder zu umſchreiben; ſo hatte er ſich ganz dem Studium der prophetiſchen Schriften gewidmet. Jeder Menſch hat ſein Steckenpferd, und Sebaldus hatte die Apocalypſe dazu erwählet, welches er auch, ſeine ganze Lebenszeit durch, vom Montage bis zum Freytage fleißig ritt. Nur der Sonnabend, wenn er ſich zu ſeiner Predigt vorbereitete, und der Sonntag, wenn er ſie hielt, war moraliſchen Betrachtungen gewidmet. Denn ſo ſehr er auch die Prophezeyungen der Unterſuchung eines ſcharfſinnigen Kopfes würdig hielt, ſo wenig glaubte er, würden ſeine Bauern davon verſtehen oder nützen können, und es war ſein unwiderruflicher Willen, ſeinen Bauern nichts zu predigen, als was ihnen ſowohl verſtändlich, als nützlich wäre.

Er

Er hatte mit vielen ſeiner wohlerwürdigen Amtsbrüder, denen er ſonſt in ſo vielen Stücken unähnlich war, dennoch eine beſondere Aehnlichkeit. Man ſollte kaum glauben, daß viele Landprediger, die den Sonntag mit lauter Stimme das Geſetz predigen, und die Ungläubigen und Ketzer, mit ſtarken Ausrufungen und Citationen aus dem Grundtexte, ſo ſein zuſammenzutreiben wiſſen, eben die Männer wären, die man die ganze Woche über, als dickſtämmige Pächter, wilde Pferdebändiger, drollizte Trinkgeſellſchafter, und vorſichtige Wucherer geſehen hat. Eben alſo, wenn man, des Sonntags den einfältigen, allen Bauern verſtändlichen Vortrag des Paſtor Sebaldus hörte, ſo hätte man ſich kaum vorſtellen ſollen, daß dis der grundgelehrte Mann ſey, der alle Commentarien über die prophetiſchen Bücher durchſtudiert hatte, der alle alte und neue Prophezeyungen nebſt ihren Erfüllungen und Nichterfüllungen auf ein Haar wuſte, der Vorbilder und Gegenbilder, wie Schachtel und Deckel zuſammenpaſſen konnte, dem keine Meinung der Myſtiker und Gnoſtiker entgangen war, der Buchſtabenziffern und Jahrwochen, prophetiſche Zeitzirkel und abgekürzte Abendmorgen, bildliche Geſchichte und weiſſagende Träume, nebſt der ganzen Kabbala und dem Buche Raja Mehimna gäntzlich inne hatte, und aus dieſem reichen Stoffe mit Hülfe

der Cruſiusſchen Philoſophie, die feiner als die feinſte Nadel zugeſpitzt, die einfachſten Begriffe zertheilen, und ſogar die beiden Seiten einer Monade von einander ſpalten kann, eines der ſcharfſinnigſten Gewebe von Prophezeyungen aus der Apocalypſe gezogen hatte, dem, Cruſius unumſtößliche Hypomnemata der prophetiſchen Theologie, Bengels unwiderſprechliche Auflöſung der apocalyptiſchen Weiſſagungen, Don Iſaak Abarbanels Majeneh Jeſchuah und Michaelis unwiderlegliche Erklärung der ſiebenzig Wochen, zwar vielleicht an Richtigkeit und Wahrheit, aber gewiß nicht an Neuheit, Scharfſinn und ſinnreicher Aufklärung der dunkelſten Bilder zu vergleichen ſind.

So wie die meiſten groſſen Begebenheiten, aus ſehr geringfügigen Urſachen zu entſpringen pflegen, ſo gieng es auch derjenigen Hypotheſe über die Apocalypſe, auf die ſich Sebaldus am meiſten zu gute that. Wilhelmine war, als ſie vom Hofe kam, ſehr franzöſiſch geſinnet, ſie ſprach und laß gern franzöſich, ſie ließ ſich ſogar merken, daß ſie nichts eifriger wünſchte, als einmahl in ihrem Leben Paris zu ſehen, und warf es ihrem Mann mehr als einmahl vor, daß er gar nichts von franzöſiſcher Artigkeit an ſich hätte. Nun fügte es ſich unglücklicher Weiſe, daß der ehrliche Sebaldus ſchon vorher an allem, was franzöſiſch war, einen überaus großen Mißfallen hegte. Es war ihm von Jugend auf in der Schule

ein

ein herzlicher deutſcher Haß gegen die Krone Frankreich eingeprägt worden, man hatte ihm oft wiederholt, daß ſie nebſt dem leidigen Türken der Erb- und Erzfeind von Deutſchland ſey, daß ſie den Kaiſer und Reich ſo oft bekrieget, und ganze Provinzen von dem deutſchen Reiche abgezwackt habe. Da nun Frankreich auſſer dem vielen und öftern Unheil, das es auf deutſchen Boden angerichtet hatte, ſich auch gar in des Sebaldus Hausangelegenheiten mengte, (denn er ließ ſich nicht ausreden, daß bloß die Liebe zur franzöſiſchen Sprache Urſache ſey, daß ihn Wilhelmine nicht ſo herzlich liebte, als er wünſchte,) ſo verdoppelte ſich ſein Haß gegen alles was franzöſiſch war. Weil er nun ſonſt kein Mittel ſahe, ſeinen Unwillen auszulaſſen, ſo wandte er ſich mit Ernſt zu ſeiner allgemeinen Zuflucht, der Apocalypſe, und forſchte nach, ob denn in dieſem Magazine von Weiſſagungen, nicht eine Weiſſagung wider die Franzoſen enthalten ſeyn ſollte.

Es hat einer von den zweyhundert ſchwäbiſchen Theologen, die die Offenbarung Johannes erkläret haben, es als einen ſichtbaren Beweis der wirklichen göttlichen Inſpiration dieſes Buchs angegeben, daß man alles darin finde, was man mit aufrichtigem Herzen darin ſuche. Dis erfuhr auch Sebaldus. Denn da er die Apocalypſe mit einem Seitenblick auf Frankreich las, ſo glaubte er gewiſſe bisher geheime Bilder in der unſtreitigſten Klarheit zu ſehen, und

er überzeugte ſich gänzlich, daß ein großer Theil der Offenbahrung Johannes, nichts als ein Compendium der franzöſiſchen Geſchichte wäre, das vor dem Hainault und Mezeray nur den einzigen Vortheil habe, daß es etwas über tauſend Jahre eher geſchrieben worden, als die Begebenheiten ſich zugetragen hätten. Er war feſt verſichert, daß die groſſe Babylon im XVIIten Capitel, weder die Stadt Rom, noch die Freymäuererey, ſondern die Stadt Paris andeute. Die Bedeutung der beiden Thiere im XIIIten und XVIIten Capitel, konnte er aus dem P Daniel erläutern, den er deshalb ausdrücklich, nach der nürnbergiſchen Ueberſetzung, durchgeleſen hatte. Die Entdeckung aber, worauf er ſich am meiſten einbildete, war, daß die Zahl des erſten Thieres 666 oder χξς, die Jeſuiten bedeute, deren Verjagung aus Frankreich, er wirklich einige Jahre eher wußte, als der Herzog von Choiſeul daran gedacht hatte. Nebenher war er auch verſichert, daß das Büchlein im Xten Capitel, das im Munde ſüß war wie Honig, und hernach im Bauche grimmete, offenbar auf die viele ſchlüpfrige ſittenverderbende franzöſiſche Duodezbände gedeutet werden müſſe, die wir Deutſchen mit ſo vieler Begierde leſen. Alle dieſe und mehrere neue Entdeckungen über die Apocalypſe, ſammelte er in einem groſſen Werke, an dem er unabläßig arbeitete.

Freilich hatten dieſe gelehrte Bemühungen nicht ganz den Beifall der ſchönen Wilhelmine. Sie warf

ſich

ſich zwar, nachdem ſie den Hof gänzlich verlaſſen, in die Litteratur, ſo wie ſich die vom Hofe verwieſene franzöſiſche Damen in die Devotion werfen; aber dieſe Litteratur war von der die Sebaldus trieb, himmelweit unterſchieden. Wilhelmine war eine ſüſſe Verehrerin der ſchönen Wiſſenſchafften, wovon Sebaldus ganz und gar nichts verſtand. Sie hatte alle gute deutſche und franzöſiſche Dichter fleißig geleſen und führte in der Converſation nicht ſelten Stellen daraus an. Im Urtheile über den Werth der Romanen, war ſie das Orakel der ganzen Gegend. Sie war aber auch in der ganzen Gegend die einzige, die alle unſre beſten neuern Dichter, ganz friſch von der Preſſe, und die Bremiſchen Beiträge, die Sammlung vermiſchter Schriften, und die Briefe die neueſte Litteratur betreffend, ſtückweiſe kommen ließ. Von ihr erhielten ſie die wenigen gnädigen Fräulein, die Landprediger und die Conrectoren in den benachbarten kleinen Städten, die noch in der dortigen Gegend unſere ſchönen Geiſter des Leſens würdigten.

In der Philoſophie waren Sebaldus und ſeine Wilhelmine noch weit mehr von einander unterſchieden. So ſehr er ein eifriger Cruſianer war, eben ſo ſehr war ſie aus allen Kräften der Wolfiſchen Philoſophie ergeben. Sie hatte Wolfs ſämtliche deutſche Schriften geleſen, beſonders aber wuſte ſie deſſelben kleine Logik auswendig. Wenn eine von ihren Freun-

Freundinnen ſich den Geſchmack bilden wollte, ſo pries ſie derſelben das zehnte Kapitel wie man von Schriften urtheilen ſoll, nebſt dem eilften an, wie man Bücher recht mit Nutzen leſen ſoll. Der Cruſiusſchen Philoſophie war ſie von Hertzen gramm, welches auch kein Wunder war, weil ſie ſich niemals hatte überwinden können, eine einzige von den Schriften des Hochwürdigen Mannes zu leſen. Sebaldus gab ſich oft alle mögliche Mühe, ſie dahin zu bringen, daß ſie nur wenigſtens Wüſtemans Compendium der Cruſiusſchen Philoſophie durchleſen ſollte, welches er für eine nahrhafte Milch für unmündige Philoſophen hielt. Umſonſt! Sie legte es, nachdem ſie ſechs Seiten durchgeleſen hatte, mit Verachtung aus der Hand, und war und blieb eine Wolfianerin.

Es iſt leicht zu begreifen, wie die Philoſophie der ſchönen Wilhelmine zuweilen eine kleine Unordnung im Hausweſen habe verurſachen können, und wie möglich es geweſen, daß ein neuangekommenes Stück der Litteraturbriefe der zureichende Grund ſeyn können, daß der Reißbrey anbrennen mußte. Solche kleine häusliche Widerwärtigkeiten ſtörten aber keinesweges die beiderſeitige Zufriedenheit. Da Sebaldus gemeiniglich zu eben der Zeit über ein Geſicht aus der Apocalypſe geſchwitzt hatte, ſo ſchmeckte er entweder den Fehler der Speiſe nicht, oder nahm ihn ganz gutherzig auf ſich, weil er glaubte, er habe auf ſich allzulang warten laßen. So gebiert das Bewußt-

ſeyn

ſeyn eigener Schwachheiten Toleranz, und Toleranz gebiert Liebe.

Im Anfange freilich verurſachten, die ſich gerade entgegen geſetzten gelehrten Meinungen beider Eheleute, unter ihnen manchen heftigen Zwiſt, ſo bald aber nur die beiderſeitige Zuneigung ſtärker geworden war, ſo konnten die verſchiedenen Meinungen nicht mehr den Wachsthum ihrer Liebe hindern. Auf die Philoſophie, über die ſie ſich ſo oft ohne Erfolg geſtritten hatten, lieſſen ſie ſich ferner gar nicht ein. Hingegen ließ ſich Sebaldus zuweilen gefallen, von Wilhelminen ein Stück aus einem neuen deutſchen Schriftſteller vorleſen zu hören, (denn wider die franzöſiſchen Schriften hatte er ſich allzudeutlich erkläret, als daß ſie ſich derſelben zu erwähnen getraut hätte,) Wilhelmine war auch zuweilen ſo gefällig, von ihrem Manne ein Stück ſeiner neuen Erklärung der Apocalypſe mit Parallelſtellen aus P. Daniels Geſchichte beſtärkt, ſich vorleſen zu laſſen. Sie rief wohl zuweilen aus: „ſinnreich! wirklich ſehr ſinnreich!“ Mit dieſem Beifalle war er vergnügt wie ein König. Er ließ ihn auch nicht unbelohnt. Er ſetzte ſich ans Clavier, und ſpielte ungebeten einige der Oden mit Melodien, von denen er wußte, daß ſie ſeiner Frau am angenehmſten waren. Wilhelmine ſang mit frohem Herzen dazu, und gewöhnlich war ein ſolcher Auftritt eine reiche Quelle guter Laune für dieſen und einige folgende Tage.

Se-

Gegen das Ende der erſtern neun Monate ihres Eheſtandes, ward er mit einem Sohne geſegnet, deſſen ſich der Hofmarſchall aus alter Bekanntſchaft beſonders annahm. Er ließ ihn oft zu ſich in die Stadt holen, beſchenkte ihn, und konnte lachen, daß ihm der Bauch ſchütterte, wenn der Junge, der von ſeiner erſten Jugend an verſprach, einſt ein durchtriebener Kopf zu werden, einen Umſtehenden in den Waden zwickte, oder ſonſt jemand einen kleinen Schabernack anthat. Als der Knabe ſechs Jahr alt war, ſo nahm er ihn ganz zu ſich, ſo, daß er ſeitdem ſeine Aeltern nur ſelten zu ſehen bekam. Im vierzehnten Jahre war der Knabe ſo weit gekommen, daß er die muthwillige Neckereyen, die der Hofmarſchall ſo oft in ſeiner erſten Kindheit an ihm bewundert hatte, auch an ſeinem Wohlthäter ſelbſt auszuüben anfing. Dieſer machte ſich alſo nicht ſo viel daraus, einen Knaben ferner um ſich zu haben, deſſen Witze er zwar Beifall gab, wenn er andere honneckte, aber nicht, wenn er ſich auch an ihn, den Hofmarſchall ſelbſt, wagte. Er beſann ſich, daß er einen guten Freund hatte, der Curator über eine etwa 25. Meilen entlegene Fürſtenſchule war, in derſelben verſchafte er dem jungen Nothanker eine Freyſtelle. Als der Knabe in derſelben ſechs Jahre verharret hatte, und es nun Zeit ſchien, ihn auf Univerſitäten zu bringen, verſchafte er demſelben durch gleiche Pro-

tection

tection zwey Stipendien auf einer berühmten Univerſität. Weil nun zwey Stipendien einträglicher waren, als eins, ſo konnte der junge Nothanker auch ſeine Studien mit viel glücklicherm Erfolge fortſetzen, als ſonſt ein armer einfacher Stipendiat hätte thun können. Er ſtudierte alſo nicht allein in den Collegien, ſondern auch in den Caffehäuſern, bey den Jungemädgen, in den Dorfſchenken, und überhaupt cavaliermäßig in der groſſen Welt. Er machte auch Verſe und Satiren, wodurch er denn bald ein Mitglied der deutſchen Geſellſchaft des Ortes ward. Von der Philoſophie machte er Profeßion, und ſetzte ſich ſchon in ſeinen Studentenjahren vor, in derſelben einſt große Veränderungen vorzunehmen, in der philoſophiſchen Kritik aber war er ſo ſtark, daß er den Longin und Home, immer beym dritten Worte citirte. Dieſe Nachrichten erfreueten Wilhelminen ungemein, welche ihn als ihren würdigen Erben anſahe, obgleich Sebaldus ein wenig darüber den Kopf ſchüttelte, und die Hofnung, die er ſich ſeit zehen Jahren gemacht hatte, ihn zum Adjunkt ſeiner Pfarre zu bekommen, beinahe aufzugeben anfing.

Etwa ſechs Jahre nach der Geburt des Sohnes, eben als die Zuneigung zwiſchen Sebaldus und Wilhelminen zur wärmſten Zärtlichkeit geſtiegen war, wurden ſie, mit einer Tochter erfreut, die

den

den Namen Mariane bekam. Sie war von ihrer erſten Jugend an, der Gegenſtand der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit. Beſonders wendete Wilhelmine ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Tochter. Sie unterwies ſie in allen weiblichen Arbeiten und in der franzöſiſchen Sprache, ihr Vater war ihr Lehrer in der Geſchichte und Erdbeſchreibung, und beide vergaſſen nichts um den Geiſt und das Herz dieſer geliebten Tochter zu bilden. Als Mariane ſechszehn Jahre alt war, hatte ſie die beſten deutſchen und franzöſiſchen Schriftſteller geleſen. Wenn ihre häuslichen Geſchäfte geendigt waren, ſo war ihr Amt, wechſelsweiſe ihrer Mutter vorzuleſen, oder auf dem Claviere zuſpielen; worauf ihr Vater ihr erſter Lehrmeiſter geweſen war, und ihr eigner Fleiß ſie zu mehrerer Vollkommenheit gebracht hatte. Eine ſanfte Seele, ein mitleidiges Herz, krönte ihre übrige gute Eigenſchaften, und gab ihnen in den Augen ihrer Eltern noch einen viel größern Werth.

Als dieſe älteſte Tochter ſchon erwachſen war, wurde das Hauß mit noch einer kleinen Tochter vermehret, die auch die beſten Hofnungen von ſich gab, da ſowohl Wilhelmine als die junge Mariane wetteiferten, der kleinen Charlotte die beſte Erziehung zu geben.

Zweyter Abſchnitt.

Die häusliche Zufriedenheit hatte auf ſolche Art in dieſer Familie viele Jahre ununterbrochen fortgedauret. Sebaldus verrichtete ſeine Amtsgeſchäfte in der Kirche mit frohem Gemüthe eben ſo wie Wilhelmine in der Küche und in der Milchkammer. Die willige Unterſtützung ihrer nothleidenden und bekümmerten Nachbaren war ihnen beiden ein gemeinſchaftliches Geſchäfte. Wenn dieſe Geſchäfte vorbey waren, ſo kehrten ſie mit Vergnügen zu ihrer eigenen Geſellſchaft, und zur Geſellſchaft ihrer herzlichgeliebten Kinder zurück. Ein vergnügtes Herz war die Würze jeder ländlichen Mahlzeit, und verſchönerte ihre ruhigen Abendſpaziergänge. Das Einförmige in ihrer Lebensart und in ihrem Vergnügen gewann mehrere Veränderung, ſo wie ihre Kinder an Alter zunahmen. Eine richtige Anmerkung, oder ein witziger Einfall, den Mariane hören ließ, ein neues muſikaliſches Stück das ſie zum erſten mahl ſpielte, war der älterlichen Zärtlichkeit ein Feſt, woran ihr Vergnügen Tage lang Nahrung hatte. Der Tag, da Charlottchen zuerſt das ſüſſe Wort Mutter lallte, der, da ſie zuerſt auf ihren kleinen Füſſen drittehalb Schritte von dem Schooße der Mutter zum Vatter allein forttaumelte, der, da ſie ihm das erſte von ihr genähte Säumchen vorzeigen konnte, oder der, da ſie, durch ihre zärtliche Schwe-

ſter gelehrt, beide Eltern durch Herſagung der Gellertſchen Fabel vom Zeiſig überraſchte, waren in dieſer kleinen Familie Galatage, deren Anmuth, wider die Art der höfiſchen, auch noch nachdem ſie vorbey waren genoſſen.

So vollkommen das Glück dieſer Familie war, ſo drohete es doch ein kleiner Vorfall zu unterbrechen. Es erſchien in den letzten Jahren des vergangenen Krieges eine Schrift: Vom Tode für das Vaterland, betittelt. Dieſe kleine Schrift würde in das ruhige Fürſtenthum, ſo leicht nicht eingedrungen ſeyn, welches von neuen Schriften, ſonderlich von ſolchen, die ſich mit dem Tande der weltlichen Weisheit, und mit dem Spielwerke der ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigten, gar nicht beunruhiget wurde. Man hatte darinn gewöhnlicherweiſe auſſer dem fürſtl. privilegirten Geſangbuche, welches jährlich in grobem und feinem Drucke aufgelegt ward, und einigen auswärtigen Calendern, als in dem hinkenden Staatsboten, dem Nürnbergiſchen Land- und Haus-Calender, Lachneaulici allgemeiner Haus- und Wirthſchaftsregeln u. ſ. w. nichts, als des Herrn von Bogazky tägliches Hausbuch, den kleinen Görgel in Lebensgröße, Schabalie wandelnde Seele, Försters expediten Prediger in ſechs Quartbänden, die Grundriſſe von Predigten der Hamburgiſchen Herren Paſtoren, nebſt der Inſel Felſenburg, den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier, Eulenſpiegel

gel den jüngern, und einigen Romanen des Dreßdner Thürmers, z. B. das Leben Peter Roberts, das wunderbare Schickſal Antoni, das Leben des Maler Michaels, und dergleichen Sachen mehr.

Wilhelmine aber, die auf alle neue Bücher neugierig war, die in die ſchönen Wiſſenſchaften, in die Sittenlehre, Geſchichte u. ſ. w. einſchlugen, hatte, wie wir ſchon erwähnt haben, für ſich ſelbſt eine kleine auserleſene Bibliothek ſolcher Bücher, dergleichen in dem ganzen Fürſtenthume nicht anzutreffen war. Sie hatte dem Buchhändler in der fürſtlichen Reſidenzſtadt, ihrem Gevatter, den Auftrag gegeben, ihr alles was von ſolcher Art Büchern wichtiges erſchien, in eben dem Pakete zuzuſenden, worinn Sebaldus alle neue Schriften, die über die Apocalypſe herauskamen, empfing. So nährte der ehrliche Hieronymus den Geiſt beider Eheleute, den einen mit Witz, und den andern mit Prophezeyungen.

Dieſer Buchhändler hatte in ſeiner Jugend einige Schulſtudien gehabt, und hatte dadurch vor verſchiedenen ſeiner Handlungsgenoßen den kleinen Vorzug erlanget, die Titel der Bücher, die er verkaufte, ganz zu verſtehen. Er hatte in verſchiedenen anſehnlichen Buchhandlungen in Holland, Frankreich und Italien, als Handlungsdiener geſtanden. Er hatte dabei nicht allein ſein eigenes Gewerbe in einem weit größern Umfange eingeſehen, ſondern er hatte auch Städte und Sitten der Menſchen kennen lernen, und daher

kam es, daß er zuweilen, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen, ein vernünftigeres Urtheil von verſchiedenen Sachen fällete, als ſein Nachbar der Superintendent, oder ſein anderer Nachbar der Rath in dem fürſtlichen Expeditionscollegium, die beide, auſſer ihren auf einer benachbarten Univerſität verbrachten Univerſitätsjahren, niemals ihre Vaterſtadt verlaſſen hatten.

Hieronymus pflegte aber die Einſichten die er beſaß, eben nicht unabläßig geltend zu machen, daher hatten ſie ihm auch nicht Feinde zugezogen. Er war in der kleinen Reſidenzſtadt, in der er ſich geſetzt hatte, in Anſehen, ohne von jemand beneidet zu werden, denn er war gegen jedermann dienſtfertig, und hatte eine natürliche Abneigung jemand ins Geſicht zu widerſprechen, oder erlangte Vortheile von irgend einer Art zur Schau zu tragen. Bey dieſen Grundſätzen und einer ſo glücklichen Temperamentstugend war er in ſeinem Städtchen wohlhabend geworden, ohne daß es bey ſeinen Nebenbürgern eben ſonderliches Aufſehen verurſacht hätte.

Gleichwohl hätte er durch ſeinen Fleiß, ganz unvermerkt, in dem Ländchen wo er ſich befand, zween ganz neue Handlungszweige eröfnet, an die vorher noch niemand daſelbſt gedacht hatte. Es hatte das kleine Fürſtenthum einen fruchtbaren Boden, und nicht wenig Viehzucht, es brachte alles hervor was die Einwohner nähren konnte. Sie nährten ſich auch,

und

und zehrten richtig dasjenige auf, was ihnen zuwuchs. Weil ſie aber auſſer ihrem mäßig beſtellten Ackerbaue, gar keine einzige Art von Kunſtfleiß hatten, ſo war freylich unter ihnen wenig Geld. Es reichte kaum zu, die Röcke und die Strümpfe zu bezahlen, die die Handwerker eines benachbarten Herzogthums, aus der Wolle die in dieſem kleinen Fürſtenthum ſehr wohlfeil verkauft ward, webten, und alsdenn in daſſelbe wieder einführten. Es war alſo kein Wunder, daß bisher noch kein Buchhändler in dieſem Ländchen hatte Bücher verkaufen können. Hieronymus war der erſte, der ſich unterſtand Bücher darin einzuführen. Er ſahe aber auch nicht ſo genau darauf, ob er eben baar Geld erhielt. Er verkaufte mehrmals z. B. das Juriſtiſche Oraculum in ſechszehn Foliobänden für einen fetten Ochſen, Leopolds Landwirthſchaftsbuch für ſechs Scheffel Roggen, und Riegers Herzpoſtill, oder Cardilucii Kunſt- Arzney- Natur- und Nahrungspoſtill für ein paar Schock Eyer, ja er gab noch wohl Mürdelii ſüſſe Geiſteserquickungen, oder Meletaons Tugendſchul in den Kauf.

Hierdurch machte er ſich beſonders bey den Predigern in Städten, Flecken und Dörfern ſehr beliebt, die gern etwas von ihren Zehenden oder von ihrem Naturaldeputat daran wagten, um ſich Krauſens evangeliſchen und epiſtoliſchen Predigerſchatz, Kleiners Hirtenſtimme, Schlichthabers fünffache Diſpoſitionen aller Evangelien, oder Weihenmayrs

epiſtoliſche Spruch- und Kernpoſtill anzuſchaffen, und ſich dadurch die ſchwere Laſt des Predigamts, die ſie ſo ſehr drückte, zu erleichtern. Die Bürger folgten bald dem Exempel ihrer Seelenhirten, und ſchaften ſich von einem Theile des Ertrags ihrer Erndte, und ihrer Kälber- und Hammelzucht einige erbauliche und nützliche Bücher an, z. B. Hollazens Gnadenordnung und Pilgerſtraße, Staricii Heldenſchatz, die reine Waſſerquelle, den vom Engel Raphael begleiteten Wandersmann, Goezens Betrachtungen über die Dinge die nach dem jüngſten Gerichte vorgehen werden, *Hocuspocus* oder die neuvermehrten Taſchenſpielerkünſte, die neueröfnete Kunſtpforte, Schnurrs Kunſt- und Wunderbuch, der getreuen Bellamira wohlbelohnte Liebesproben, Heußens bibliſche Seelenweide, Widders Krankenpoſtill u. d. gl. Die fürſtlichen Räthe und Secretarii aber kauften Belzens Amts- und Gerichtsactuarium, deſſen Anweiſung zum Ambthierungswerke, *Salanders alias*, Sieckels allezeit fertigen Notarium, Heumanns rechtlichen Catechiſmum, beſonders aber des deutlichen Schweſers oder *Philoparchi* wohlunterrichteten Beamten ꝛc.

Hieronymus erhielt alſo, als eine Laye, einen Vortheil der ſonſt nur der Geiſtlichkeit eigen war, nemlich er ſpeiſete den Geiſt ſeiner Mitbürger, und eignete ſich dafür ihre Glücksgüter zu. Er ließ die eingetauſchten Ochſen, Hämmel und Schweine in

eine

eine Ställe treiben, und das eingetauſchte Getraide auf ſeine Böden ſchütten, und verkaufte alles auf den Märkten des obgedachten Herzogthums für baares Geld, weil daſelbſt die blühenden Manufacturen, und die dadurch verurſachte Bevölkerung einen etwas höhern Preis der Nahrungsmittel verurſacht hatten. Man kennete ihne daſelbſt nicht unter dem Namen des Buchhändlers Hieronymus, aber der Namen des Korn- und Viehhändlers Hieronymus, war bey den Müllern, Bäckern und Schlächtern daſelbſt, um deſto bekannter.

Seine Nachbarn hatten ſelbſt Aecker und Wieſen, aber zufriedern ſich ſelbſt zu nähren, baueten ſie nicht mehr, als ſie brauchten, noch weniger dachten ſie daran, den Ueberfluß ihren Nachbarn weiter, als etwa bis in die nächſte kleine Landſtadt, zuzuführen. Es währete Jahre lang, bis durch die beladenen Wagen und durch die Heerden Vieh, die ſie ſo oft aus Hieronymus Hauſe, wegfahren und wegtreiben ſahen, ihre Neugier rege gemacht ward.

Sie verſuchten bald eben dieſen Weg, und da ihnen ihr Unternehmen gelang, fiengen ſie an ihre Viehzucht zu vermehren, und ihre Aecker fleißiger zu bauen. Sie nahmen dadurch ſelbſt an gutem Wohlſtande zu, und das ganze Ländchen kam in wenig Jahren in ſo gutes Aufnehmen, daß die Staatsklugen zu erörtern anfiengen, warum ſich das Land ſo ſchnell verbeſſert habe.

Eigentlich war freilich der Fleiß des Hieronymus und das Beyſpiel, das er ſeinen Mitbürgern gegeben hatte, die Urſach davon. Es iſt aber allen denen, die politiſche und Finanzvorfälle unterſuchen, ſchon längſt zur Regel geworden, nicht die kleinen Umſtände anzuführen, welche gemeiniglich die wahren Urſachen der Begebenheiten zu ſeyn pflegen, ſondern große Umſtände, welche gemeiniglich nicht die wahren Urſachen ſind. Daher ward in einer in das fürſtliche Intelligenzblatt eingerückten Abhandlung, die ſchnelle Zunahme des Wohlſtandes des Landes, der landesväterlichen Vorſorge des Fürſten zugeſchrieben, (der auf ſeinem Luſtſchloſſe, ſeine Zeit zwiſchen der Jagd und ſeiner Maitreſſe theilte) und nach derſelben den klugen Anſtalten ſeines erſten Geheimenraths, (der in der fürſtlichen Reſidenzſtudt im Cabinet unermüdet arbeitete, alle Stellen im Lande mit ſeinen Verwandten und Creaturen zu beſetzen.) Der Superintendent D. Stauzius hingegen, ein ſcharfer Geſetzprediger, nahm dieſe Abhandlung in der Einweihungspredigt der neuerbauten St. Bartels Kapelle ziemlich durch, und verſicherte, der zugenommene Wohlſtand des Landes ſey ein ſichtbarer Segen des Höchſten, wegen der frommen Aufführung der Einwohner.

Man muß nemlich wiſſen, daß in der fürſtlichen Reſidenzſtadt ein paar Jahr vorher, fünf Straſſen nebſt einer kleinen verfallenen Kapelle abgebrannt

waren.

waren. Die Einwohner trugen, auf die nachdrückliche Ermahnung des Superintendenten, zum Bau der Kapell, welche viel vergrößert und verſchönert aufgebauet werden ſolte, ſo reichlich bey, daß ſie freilich kein Geld übrig behielten, zu einer Hauscollecte etwas beyzutragen, die der Bürgermeiſter veranlaſſet hatte, um von deren Ertrage einige gemeine Feuerſpritzen anzuſchaffen, weil bloß aus Mangel derſelben, das Feuer ſoweit um ſich gegriffen hatte. Noch weniger kehrten ſie ſich an die leichtſinnigen Reden des Bürgermeiſters, der öffentlich ſagte, daß man vor allen Dingen den abgebrannten Einwohnern beyſpringen müſſe, und daß es überhaupt unnöthig ſey die Kapelle wieder zu bauen, da andere Kirchen genug in der Stadt wären, noch weniger ſie zu vergrößern, ſo lange die Häuſer der Einwohner, zu deren Gebrauch die Kapelle dienen ſollte, noch in der Aſche lägen. Dieſe muſten ſich freilich, da ſie nirgend unterkommen konnten, und gar keine Hofnung ſahen, ſich wieder aufzuhelfen, in wenig Wochen zu Coloniſten nach Rußland anwerben laſſen. Sie bekamen alſo die für ſie neuerbaute Kapelle nicht zu ſehen. Hingegen hatten ſie doch den Troſt, daß ſie an dem Ufer der Wolga die gedruckte Einweihungspredigt des D. Stauzius nebſt den beygefügten Carminibus des Stadtminiſterii und aller Primaner des fürſtlichen Lycei mit vieler Erbauung verleſen hörten.

Sebaldus erhielt dieſe gedruckte Einweihungs-predigt in eben dem Pakete, worinn Wilhelmine die Schrift vom Tode fürs Vaterland erhielt. Sie machte ihm aber nicht ſonderliches Vergnügen. D. Stauzius hatte in derſelben mehr als einmal, denen die Kirchen und Kapellen verachten, und den Bau oder Verſchönerung derſelben hindern, mit der ewigen Verdammniß gedrohet. Sebaldus aber konnte dieſe Lehre niemals behauptet ſehen, ohne in eine Art von Bekümmerniß zu gerathen, die dem Mißvergnügen nahe war. Der Tod fürs Vaterland hingegen hatte auf Wilhelmine eine ganz entgegen geſetzte Wirkung. Er ſetzte ihren ohnedis zum romantiſchen geneigten Geiſt in ein neues Feuer. Sie fühlte Entzückung über die Gedanken, daß auch der Unterthan einer Monarchie nicht eine bloſſe Maſchine ſey, ſondern ſeinen eigenthümlichen Werth als Menſch habe, daß die Liebe fürs Vaterland einer Nation eine große und neue Denkungsart gebe, daß ſie eine Nation als ein Muſter für andere darſtelle. Von dieſen Ideen erhitzt ſann ſie nach, wie ſie in dem allgemeinen Kriege der damahls Deutſchland verheerte, ein Beyſpiel ihrer Liebe fürs Vaterland geben könne. Mitten unter dieſen Gedanken fiel ihr gleich auf der erſten Seite folgende Stelle aufs Herz: „ Sollte wohl ein Diener der „ Religion ſich entweihen, ſollte er wohl dadurch „ ſein Amt vernachläßigen, wenn er, nachdem er

„ tauſendmal geſagt hat: Thut Buſſe; auch ein„ mal rieffe: Sterbet freudig fürs Vaterland?“ Sie beſchloß, daß niemand ihrem Manne das Verdienſt rauben ſollte, dieſer Aufforderung zuerſt ein Genüge gethan, noch ihr das Verdienſt, ihn dazu aufgemuntert zu haben. Von dieſem Vorſatze voll, trat ſie, welches ſie ſonſt ſelten zu thun pflegte, in Sebaldus Studierſtube. Sie las ihm aus der Schrift, die ihr ſo ſehr gefiel, die ſtärkſten Stellen vor. Sie beſchloß mit der eben angeführten an die Prediger gerichteten Stelle, und ſetzte alle Gründe, die ſie ſammlen konnte zuſammen, um ihn zu bewegen, daß er den nächſten Sonntag ſeiner Gemeine predigen ſollte: Sterbet freudig für das Vaterland.

Sie fand bey Ihrem Manne einen ſtärkern Widerſtand, als ſie ſich vorgeſtellet hatte. Sebaldus, deſſen Geiſt, ohne Prophezeihung nicht ſo leicht in Enthuſiasmus gerieth, und der durch D. Stauzius Einweihungspredigt noch weniger erwärmt worden war, hatte ihrer feurigen Deklamation hundert kalte Gründe entgegen zu ſetzen, auf die ſie ſich nicht gefaßt gemacht hatte. Er ſagte ihr unter andern, daß ein Geiſtlicher, wenn er glaubte, oft genug gerufen zu haben: Thut Buſſe, noch eine Menge Wahrheiten zu predigen habe, die ihn alle noch nützlicher dünkten, als der Tod für das Vaterland. “ Und, ſetzte „ er hinzu, wo iſt in unſerm unter Krieg und

„ Ver-

„ Verheerung ſeufzenden Deutſchland, jezt wohl „ das Vaterland zu finden? Deutſche fechten ge„ gen Deutſche. Das Contingent unſers Fürſten „ iſt bey dem einen Heere, und in unſerm Ländchen „ wirbt man für das andere. Zu welchen ſol„ len wir uns ſchlagen? Wen ſollen wir angreifen? „ Wen ſollen wir vertheidigen? Für wen ſollen „ wir ſterben?“

Wilhelmine, die einmahl beſchloſſen hatte, daß vom Tode fürs Vaterland gepredigt werden ſollte, ſahe wohl ein, daß allgemeine Gründe ihren Mann nicht bewegen würden, ſie nahm alſo zu ſolchen ihre Zuflucht, die ihn näher angiengen. Sie verſetzte: „ Wird denn nicht in dieſem Kriege wieder die „ Franzoſen geſtritten? Ich glaube immer, die Deut„ ſchen ſind ächte Deutſche, die auf Türken und „ Franzoſen losgehen. Sie haben mir, mein Lieber! „ oft von Weiſſagungen vom nahen Untergange „ Frankreichs vorgeſagt; ſollte in der Apocalypſe „ keine Weiſſagung ſeyn, die den itzigen Krieg ange„ het? Schlagen Sie doch nach. Wer weiß, ob in „ dieſem Kriege nicht Deutſche das ſtolze Frankreich „ erobern ſollen? Wie? Wenn es ihnen nun vorbe„ halten wäre, durch ihre Predigt zu dieſem großen „ Werke den erſten Anlaß zu geben? Welcher Ruhm „ für Sie, wenn auch auf Sie und auf Ihre Predigt „ mitgeweiſſagt wäre! Können Sie der Kraft ſo „ vieler Gründe wohl widerſtehen? Ich dächte, Sie „ müſten dadurch determinirt werden!“ Der

Der arme Sebaldus war nun bey allen ſeinen Schwächen angegriffen, denn Wilhelmine pflegte ſehr ſelten die Apocalypſe anzuführen, noch weniger pflegte ſie der Franzoſen mit einem widrigen Seitenblicke zu gedenken, und über den zureichenden und determinirenden Grund, waren ihre Gedanken ihres Mannes Gedanken ſo ſchnurſtracks zuwider, daß weder Sebaldus das Wort zureichend, noch Wilhelmine das Wort determinirend jemals in den Mund zu nehmen pflegte. Es geſchah alſo hier, was immer zu geſchehen pflegt, daß die gefällige Freundlichkeit eines Frauenzimmers die beſten Gründe einer Mannsperſon unkräftig machte.

Sebaldus wählte einen ſchicklichen Text für den nächſten Sonntag aus der Apocalypſe, und da dieſes das erſte mal war, daß er über einen Text aus dieſem von ihm ſo geliebten Buche predigte, ſo hielt er ſeine Predigt, vom Tode fürs Vaterland, in einem enthuſiaſtiſchen Feuer, das ſeine Gemeine ſonſt an ihm nicht gewohnt war. Als er aus der Kirche nach Hauſe gieng, bemerkte er ſogleich die Frucht ſeines Eifers. Er ſahe auf dem Kirchhofe einen ziemlichen Auflauf, und hörte jemand ſehr laut reden. Als er näher hinzu kam, hörte er, daß ein im Dorfe liegender Unterofficier, der mit in der Kirche geweſen, zu ſeiner Predigt einen epanorthotiſchen Uſum hinzu that, und nicht ohne Frucht, denn zehn junge, raſche Bauerkerl, nahmen auf der Stelle Dienſte.

Dem Sebaldus klopfte hiebey ein wenig das Herz, aber Wilhelmine jubilierte über den glücklichen Erfolg ihres Vorſchlags. Sie wendete auf dem Wege aus der Kirche nach Hauſe alles an, um ihrem Mann eben ſo freudige Geſinnungen mitzutheilen. Es würde ihr vielleicht gelungen ſeyn, wenn nicht zween Briefe, die ſie bey ihrer Ankunft zu Hauſe fanden, ihre Freude etwas niedergeſchlagen hätten. Der eine war von einem Profeſſor der Univerſität wo ihr älteſter Sohn ſtudierte. Er meldete ihnen ohne Umſchweife, daß ihr Sohn, mit Hinterlaſſung vieler Schulden davon gelaufen ſey, und daß niemand wiſſe, wohin. Beide Aeltern fuhren bey dieſer unvermutheten Nachricht zuſammen, und zitterten vor dem zweyten Brief. Als ſie auf der Aufſchrift ihres Sohnes Hand erblickten, ſo riß ihn Wilhelmine aus Sebaldus Händen, und laß ihn. Der Sohn meldete darin, ohne von ſeinen Schulden etwas zu erwehnen, „daß er es für einen guten „Bürger für ſchimpflich halte, ſtille zu ſitzen wenn „das Vaterland in Noth ſey; daß die Römer und „Griechen in ihrer Jugend Kriegsdienſte gethan „hätten, daß er dieſem glorreichen Exempel folgen „wollte, und daher auch zur Armee gegangen ſey. „Er meldete zu gleicher Zeit ſeinen Eltern, daß „er vor der Hand einen fremden Namen angenommen habe, und ſo lange führen wolle, bis er ſeinem „wahren Nahmen Ehre bringen könnte.“ Sebaldus

dus ward bei dieſer Nachricht ganz blaß, und Wilhelmine fiel mit einem lauten Geſchrey rücklings aufs Canape. Sie beſann ſich aber bald, daß itzt die beſte Gelegenheit ſey, ſpartaniſche Geſinnungen zu zeigen, ermannete ſich, ſtand auf, und ſagte mit thränennen Augen: „ Ich habe ihn dazu gebohren! “ Sie ſuchte auf alle Weiſe ihre heldenmüthige Geſinnungen bey ſich wieder hervor zu ziehen. Bald ſtellte ſie ſich die großen Thaten vor, die ihr Sohn verrichten würde; bald bedaurete ſie nur, daß er ſeinen Nahmen verändert hatte, weil ſie auf dieſe Art von ihr unbemerkt geſchehen könnten. Bald hofte ſie wieder, daß er, wenn er etwas großes verrichtet hätte, gewiß ſeinen Nahmen kund thun werde. Inzwiſchen konnten alle dieſe heroiſche Geſinnungen, mit denen ſie ſich tröſtete und die dem Sebaldus gar keinen Troſt gaben, weder ihre mütterliche Zärtlichkeit noch des Sebaldus weiſe Betrachtungen unterdrücken, die ſich beſtändig dazwiſchen miſchten. Nachdem ſie damit den Nachmittag zugebracht hatten, legten ſie ſich beiderſeits in einer ſolchen Gemüthsverfaſſung ſchlafen, daß, wenn ſie vier und zwanzig Stunden vorher darin geweſen wären, Sebaldus ſchwerlich würde gepredigt haben: Sterbet freudig für das Vaterland, noch Wilhelmine ihn dazu würde haben ermuntern wollen.

Dritter Abſchnitt.

Indeſſen erſcholl die Nachricht von Sebaldus Predigt und von ihren Folgen, bald bis in die fürſtliche Reſidenzſtadt. Sebaldus hatte im Conſiſtorium zwey ſehr mächtige Feinde. Der eine war der Präſident, der als ein Ehrenmitglied verſchiedener deutſchen und lateiniſchen Geſellſchaften viele ſehr fließende deutſche Reime, und viele ſehr deutliche lateiniſche Chronodiſtichen verfertigte. Alle am fürſtlichen Hofe vorfallende Galatage, alle Landplagen, als Heuſchrecken, Hagel, feindliche Einfälle, alle Promotionen der ihm untergebenen Conrectoren, und Landprediger, beſang ſeine Muſe ungeſäumt. Wilhelmine war eine viel zu feine Kennerin der ſchönen Wiſſenſchaften, als daß ſie ſich dem falſchen Geſchmacke, der in ihrem Vaterländiſchen beſchützt ward, nicht hätte widerſetzen ſollen. Sie ſprach bey jeder Gelegenheit von den deutſchen Verſen des Präſidenten überaus verächtlich; und ſeine lateiniſche Chronodiſtichen, wenn ſie ſie auch und nicht verſtand, ſo wuſte ſie ſie doch aus dem Zuſchauer mit einer Reihe Soldaten zu vergleichen, in welcher einige Rieſen zwiſchen einer Anzahl Zwärge ſtänden. Nun iſt es bekannt, daß alle Dichter ſehr empfindlich, und die ſchlechten Dichter gemeiniglich die empfindlichſten ſind. Es iſt alſo leicht zu erachten, daß

es

es der Präſident für einen unerhörten Eingriff in die Landesverfaſſung und gute Subordination hielt, daß eine Landpfarrerfrau ſich über die Verſe eines Mannes wie er, öffentlich aufhalten dürfte, und daß er keine Gelegenheit wird verabſäumet haben, ihrem Manne empfinden zu laſſen, daß er ſein Oberer war. Der zweyte Feind des Sebaldus, war der Generalſuperintendent D. Stauzius. Dis war eben der Pfarrer, der Sebaldus mit Wilhelminen getrauet hatte, der wilde Mann, der ſo gern von dem Oberſten Menzel und von dem luſtigen Treffen zu Roßbach ſprach. Er hatte kurz nach Sebaldus Heirath die Ausgeberin des Präſidenten geheirathet, die Sebaldus verſchmähet hatte, und war dadurch Generalſuperintendent worden. So wie er am Stande zunahm, wuchs auch ſein Eifer für die Orthodoxie. Er lies ſich zum Doctor der Theologie machen, damit er einen doppelten Beruf habe, ſich der Orthodoxie alles Fleiſſes anzunehmen. Er erhielt im Lande eine ſolche Einförmigkeit in der Lehre, wie ein Hauptmann bey einer wohleingerichteten Compagnie Soldaten, bey der jeder Rock ſo lang als der andere iſt, jeder Zopf ſo dick als der andere, jede Stiefelette ſo lang aufgeknüpft iſt als die andere, und die ſich nie nach ihrem eigenen Willen, ſondern blos nach dem Wink ihrer Obern beweget. So bald ein Prediger nur den geringſten Geruch von Ketzerey an ſich ſpüren ließ, ward er abgeſchaft. Dadurch ward das Ländgen wirklich ſo rein gehalten,

daß Sebaldus der einzige war, der auf der ſchwarzen Liſte ſtand. Schon als D. Stauzius noch Dorfpfarrer war, hatte er ſich mit Sebaldus oft über die Ewigkeit der Höllenſtrafen beſtritten, die er mit großem Eifer behauptete, und von der Sebaldus, wie wir dem Leſer ſchon haben merken laſſen, Begriffe hatte, die zwar ganz menſchenfreundlich, aber gar nicht orthodox waren. Seitdem D. Stauzius Superintendent worden war, hatte er die Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafen noch nothwendiger gefunden. Er merkte beim Antritt ſeines Amts bald, daß er bey den Kammerjunkern und den fürſtlichen Räthen, mit dem florentiniſchen Wetterglaſe, aus welchem er vormahls ſeinen Bauern Wind und Wetter vorherſagte, *) nicht viel ausrichten konnte. Er legte ſich alſo, um ſie in kirchlicher Zucht zu halten, auf ein recht derbes Geſetzpredigen. Er mahlte ihnen den hölliſchen Schwefelpfuhl recht ſchrecklich, und die Martern der Verdammten recht gräßlich vor, wobey er denn mit einem holen klagenden Tone das Wort ewig! ewig! ewig! ſehr oft erſchallen ließ. So ſtreng und unerbittlich er aber auf der Kanzel gegen die Sünder war, ſo gefällig und nachgebend war er gegen ſeine Frau, die er aus ſo vornehmen Händen empfangen hatte. Sie regierte ihn ganz. Unglücklicherweiſe aber für Sebaldus war ſie auf denſelben und ſeine Frau auch ſehr übel zu ſprechen. Sie konnte es ihm noch nicht

(* S. Wilhelmine S. 105.

nicht vergeben, daß er ihre Hand und mit ihr das einträgliche Amt ausgeſchlagen hatte, bloß um eine jüngere und ſchönere Perſon zu heirathen. Wenn alſo D. Stauzius gegen Sebaldus nur ein verdrießliches Wort ſagte, ſo ſetzte ſie noch zwey oder drey hinzu, und brachte ſowohl ihren itzigen Mann, als ihren geweſenen Herrn wider ihn auf. Welch Wunder alſo, daß Sebaldus ſehr oft, auch bey den geringfügigſten Vorfällen nachdrückliche Verweiſe aus dem Conſiſtorium bekam.

Die gegenwärtige Sache hingegen war zu wichtig, als daß ſie mit einem bloßen ſchriftlichen Verweiſe konnte abgemacht werden. Sebaldus ward alſo in Perſon nach der fürſtlichen Reſidenz, vor dem Conſiſtorium zu erſcheinen, gefordert. Als er erſchien, ſahe ihn der Präſident von oben bis unten an, ſeufzte, machte die Augen zu, hob das Angeſicht gen Himmel, und hielt ihm in einem feinen etwas heiſern und langgezogenen Ton ſeinen Unfug vor, daß er von etwas anders, als von Buße und Zerknirſchung des Herzens geprediget hätte, welches den ſymboliſchen Büchern ſchnurſtracks zuwider ſey. Kaum hatte er ausgeredet, als der Superintendent aufſtand. Er ſchrie mehr, als er ſprach, zitterte vor Eifer, ward feuerroth im Geſichte, runzelte ſeine ſtarke halbgraue und halbrothe Augenbraunen, konnte noch nicht ſprechen, und ſchüttete als er anfieng, in einem holen bellenden Ton, ſo ſchnell daß ein Wort das andere jagte, ein geſtot-

tertes Anathema über das andere auf den armen Sebaldus aus. Er hielt ihm vor, daß die zehn angeworbene Bauerkerl, vermuthlich hätten in den Stand der Gnade kommen können, daß ſie aber nun in dem Lande wohin ſie gebracht würden, Atheiſten werden, und alſo ewig verdammt werden müßten. Auch Er, Sebaldus, hätte die ewige Verdammniß dadurch verdient, daß er an dem ewigen Wehe von zehn Seelen ſchuld wäre, u. ſ. w.

Sebaldus antwortete beſcheiden mit wenig Worten, und ließ am Ende ſeiner Rede einfließen, „daß „GOtt gnädiger wäre, als erbitterte Menſchen, daß „er uns nach der reinen Abſicht unſers Herzens, nicht „aber nach einem nicht vorhergeſehenen Erfolge unſe„rer Handlungen, richten werde.“ Stauzius fuhr ihn mit unbeſchreiblicher Wuth an: „Ob er die Ewig„keit der Höllenſtrafen glaube?“ Sebaldus antwortete ganz gelaſſen: „Er glaube nicht, daß es „Menſchen gezieme, der Güte Gottes Maaß und Ziel „zu ſetzen.“ „Sie ſehen, meine Herren, redete der äuſ„ſerſt aufgebrachte Superintendent die Anweſenden „an, daß dieſer gottloſe Mann in den Grundlehren „des Glaubens irrig iſt, und ſchändliche grundſtür„zende Irrthümer behauptet, ich trage alſo darauf an, „daß er unverzüglich ſeines Amts entſetzt werde, da„mit er die Seelen der ihm anvertrauten Heerde „nicht ferner in Gefahr bringe.“ Der Präſident antwortete hierauf mit ſanftmüthiger Mine: „Es iſt

„zwar

„ zwar wahr, daß Ehrn Nothanker ſich eine ſchwere „ Verſchuldung hat zur Laſt kommen laſſen, doch er„ fordert die chriſtliche Liebe, daß man in einer ſo „ wichtigen Sache, als die Abſetzung vom Amte iſt, „ ſich nicht übereilen müſſe. Daher iſt meine Mey„ nung, daß dem Fiſcal aufgetragen werde, eine „ in gehöriger Form abgefaßte Klage zu überreichen, „ welche dem Beklagten mit dem Bedeuten, ſie in „ zween Tagen zu beantworten, sub pœna præclusi „ und daß alsdenn in contumaciam wider ihn erkannt „ werde, zu communiciren ſey, desgleichen daß der„ ſelbe auf nächſte Seßion in vierzehn Tagen beſchie„ den werde, um die alsdann abzufaſſende Sentenz „ anzuhören.“ Dieſer Meinug fielen alle bey, und Sebaldus verfügte ſich mit ſchwerem Herzen nach Hauſe

Die Klage des Fiſcals lief in wenig Tagen ein, und weil darin noch mehr auf die Ewigkeit der Höllenſtrafen, als auf die gehaltene Predigt Rückſicht genommen war, ſo glaubten Sebaldus und Wilhelmine, darin die Feder des D. Stauzius zu erkennen. Sebaldus beantwortete ſie in den geſetzten zween Tagen ausführlich, und Wilhelmine fügte noch einige Anmerkungen hinzu, die ihrer Meinung nach die Unſchuld ihres Mannes ſo treffend bewieſen, daß ſich auch nicht das geringſte nur mit einigem Scheine, dawider ſagen lieſſe. Die Verantwortung ward übergeben, und Sebaldus ſchwebte indeſſen zwiſchen Furcht und Hofnung. An dem angeſetzten Tage begab er ſich nach

Reſidenz. Er mußte in dem Vorzimmer der Seſſionsſtube eine halbe Stunde warten, unterdeſſen daß über ſein Schickſal gerathſchlagt ward. Darauf ward er hineinbeſchieden, um die Sentenz anzuhören, welche, nach dem gewöhnlichen Eingange, folgendermaſſen lautete: „daß Beklagter wegen irriger Lehre und „Abweichung von den ſo theuer beſchwornen ſymboli„ſchen Büchern, wobey er aller liebreichen Ermah„nungen ohnerachtet verharret, ſeines Predigt- und „Lehramts zu entſetzen, und er bedeutet werde, ſich „alles fernern Lehrens, Predigens und ſonſtiger Ac„tuum miniſterialium gänzlich zu enthalten, ſo lieb „als ihm die Vermeidung fürſtl. Ungnade und zwey„jähriger Zuchthausſtrafe ſey. V. R. W.“ Es fand keine Appellation ſtatt. Es ward dem guten Sebaldus von dem Conſiſtorialbothen unverzüglich Kragen und Mantel abgenommen, gleich ward er ernſtlich bedeutet, die Pfarrwohnung zu räumen, indem die Pfarre bereits vergeben ſey, und darauf ward er mit einer väterlichen Ermahnung in Frieden entlaſſen. Das Conſiſtorium aber blieb noch verſammlet, um den Präſidenten, ein lateiniſches Chronodiſtichon, auf dieſen merkwürdigen zur Feſthaltung der reinen orthodoxen Lehre abzweckenden Actum, vorleſen zu hören, das er in den letzten vierzehn Tagen ſeit der letzten Seßion zu Stande gebracht hatte.

Sebaldus war, als er auf die Straße kam, von dem, was vorgegangen war, ſo betäubt, daß er

alle Beſonnenheit verlohr. Seine Füſſe trugen ihn mechaniſcher Weiſe gerade nach Hauſe. Wilhelmine hatte ſich, aus zureichenden Gründen, von dem Ausgange des Proceſſes die beſte Hofnung gemacht. Sie hatte daher, in der von ihr ſelbſt gepflanzten Laube, neben dem Pfarrhauſe, eine ländliche Abendmahlzeit zugerichtet. Als ſie damit fertig war, gieng ſie ihrem Manne, mit ihren beyden Töchtern, entgegen. Er kam endlich. Als er noch einige Schritte von ihr war, ſahe ſie ſchon in ſeinen wilden ſtarr auf ſie gerichteten Augen, einen Theil des über ſie ſchwebenden Unfalls. Er kam näher, und ſagte ihr mit wenig Worten, wie groß ihr Unglück ſey. Wilhelmine ward blaß, die Knie zitterten ihr, ſie fiel in ihrer Tochter Arme, und die kleine Charlotte warf ſich auf ihre Mutter und weinete. Wilhelmine ward erſt nach geraumer Zeit ihrer Sinne wieder mächtig, und in großer Schwachheit nach Hauſe gebracht. Alle die Vergnügungen, die ſich dieſe kleine Familie, bey dem Abendmahl in der Laube, nach der Zurückkunft ihres Vaters verſprochen hatte, waren dahin. Wilhelmine war von dem heftigen Schrecken ſo ſehr beweget worden, daß ſie in wenig Stunden in einem ſtarken Fieber lag. Mariane, ob ſie gleich ihr Herzeleid verbarg, konnte doch, indem ſie ihrer Mutter Handreichung leiſtete, ihre naſſen Augen nicht verbergen. Die kleine Charlotte winſelte unaufhörlich, weil ſie ihre Mutter leiden ſahe. Sebaldus aber, über ſein Unglück

kaum ſo ſehr niedergeſchlagen, als über die Härte rachgieriger Menſchen beſtürzt, ſaß ſtaunend, in der ſtillen Schwermuth die äuſſerlich kalt ſcheint, aber innerlich mit deſto größerer Heſtigkeit auf die Lebensgeiſter wütet.

Vierter Abſchnitt.

Des andern Morgens frühe, erſchien vor Sebaldus Thür ein Wagen, in welchem Mag. Tuffelius, der Informator des Superintendenten ſaß. Dieſe Perſon war fünf Fuß vier Zoll lang, und näherte ſich mehr der Magerkeit eines Candidaten, als der Feiſtigkeit eines Pfründenbeſitzers. Sein hageres bleiches Geſicht war beſtändig waſſerrecht gerichtet, ohne ſich herauf oder herunter zu neigen. Seine Hände die etwas länger waren, als ſie hätten ſeyn ſollen, hielt er mehrentheils gerade vor ſich weg, und bewegte ſie wellenförmig, wie ein Schwimmender im Waſſer. Sein Gang war abgemeſſen und bedächtlich, als wenn er ſich fürchtete auf etwas zu treten, und wenn er ſprach, welches nie ohne Noth geſchah, war ſeine Stimme allezeit einen halben Ton höher geſtimmet, als anderer Leute Stimme, und hatte dabey etwas quäckendes, daß man glaubte einen Staar zu hören. Er ließ ſich durch den Bauer der ihn gefahren hatte, anmelden, ſtieg nach empfangener Antwort langſam

aus

aus dem Wagen, und ſchritte fort, bis er ins Zimmer kam, wo ihn Sebaldus und Mariane empfiengen. Er legte ſeinen Hut vor ſeinen Bauch, und beide Hände in den Hut, grüßte die Anweſenden mit einem halbtiefen Bücklinge ohne Haupt und Füſſen zu bewegen und ohne ein Wort zu ſprechen, ſetzte ſich, und nach verſchiedenen Hem, Hem, ließ er ſich folgendermaßen aus: „ Da ich den göttlichen Beruf „ erhalten habe, die Seelen dieſes Dorfs als ein treuer „ Hirte zu weiden, ſo wird es alsdann nöthig ſeyn, „ daß mir dieſes Pfarrhaus als meine künftige Woh„ nung ſogleich geräumet werde, ſintemahl ich in dem „ HErrn entſchloſſen bin, mein Amt unverzüglich an„ zutreten, und zu dem Ende noch anheute, auf meine „ nächſtens zu haltende Antrittspredigt zu ſtudiren. “ Sebaldus ſtellte ihm vor, daß es unmöglich ſeyn würde, das Haus zu räumen, um ſo viel mehr, da ſeine Frau dieſe Nacht krank worden wäre. Tuffelius antwortete ſehr trocken: „ Die Ihnen in Perſon „ vorgeleſene Sentenz enthält deutlich, daß ſie die „ Pfarrwohnung ſogleich räumen ſollen, und es muß „ jeder Chriſt der Obrigkeit unterthan ſeyn, die Gewalt „ über ihn hat, ich rathe ihnen alſo wohlmeinend an, „ ſich zu hüten, daß ſie nicht einſt zu einem Beiſpiele „ angeführt werden, wie die Abweichung von der rei„ nen Lehre, auch zuletzt Rebellion wider die Obrigkeit „ hervorbringt. “ Sebaldus war durch dieſe Rede ſo ſehr zum Erſtaunen gebracht, daß er den Mag. Tuf-

felius mit ſtarren Augen anſahe, und ſtillſchwieg. Mariane aber nahm das Wort, und ſagte mit ſanfter und zitternder Stimme zu Tuffelius: „ Wir ſind „ nicht willens, uns zu widerſetzen, wir ſind auch dazu „ viel zu ſchwach, wir verlangen nur ſo viel Zeit, als „ nöthig iſt, um eine andere Wohnung zu ſuchen, dazu „ iſt ein Tag zu kurz, zudem iſt meine Mutter gefähr„ lich krank worden. Ein Prediger iſt ein Bothe des „ Friedens, er ſoll Ruhe, Einigkeit und Wohlwollen „ befördern. Wollen Sie alſo wohl den Anfang Ih„ res Predigtamts damit machen, daß ſie eine äuſ„ ſerſt ſchwach Kranke aus dem Hauſe werfen?“ Tuffelius der mit ſeinen Augen bishero noch immer unverwandt gerade vor ſich weggeſehen hatte, richtete ſich in einer mit dem Horizonte parallelen Linie gegen Marianens Antlitz, runzelte die Stirn, zog den Mund ein wenig in die Breite, und ſagte mit etwas lauterer Stimme und aufgehabener rechten Hand: „ Mulier taceat in rebus eccleſiaſticis! Meine „ liebe Jungfer, ich wäre nicht werth, ein vieljähriger „ Candidat des heiligen Predigtamts zu ſeyn, wenn „ ich die Pflichten dieſes hochwichtigen Amts nicht „ wüßte. Die erſte Pflicht deſſelben iſt wohl wahrlich, „ daß in Rückſicht auf geiſtliche und göttliche Dinge „ alle irdiſche und weltliche Dinge uns gar nicht „ bewegen müſſen. Es würde unverantwortlich ſeyn, „ wenn man die armen verirrten Schaafe einen Sonn„ tag über ohne Hirten laſſen wollte, es iſt alſo meine

„ höchſte

„ höchſte Pflicht, mich ihrer ohne Verzug anzuneh„men, und ſie bald wieder auf den rechten Weg „und auf die gute geſunde Weide der reinen Lehre „zu führen, wovon ſie vielleicht leider! (hier ſeufzete „er, und that einen halben Blick auf Sebaldus) ab, „und in den ſtinkenden Sumpf der Heterodoxie geführet worden." Es ward hierüber noch vieles hin und her geredet, und Tuſfelius ließ ſich endlich mit Mühe bereden, damit zufrieden zu ſeyn, daß ihm vor der Hand eine Stube eingeräumet würde, begab ſich in dieſelbe, ſchrieb einen langen Brief, mit dem er den Bauer der ihn gefahren hatte, zurückſendete, legte Lankiſchens Concordanz, die er im Kuffer mitgebracht hatte, auf den Tiſch, und fieng an den Faden, ſeiner Anzugspredigt zu ſpinnen.

Sebaldus, Wilhelmine und Mariane hatten ſich immer blos auf ihre gute Sache verlaſſen, und ſahen nunmehr zu ſpät ein, daß ſo gut eine Sache auch iſt, dennoch eine mächtige Protection zu einem vortheilhaften Ausſchlage, nie überflüßig ſeyn werde. Wilhelmine erinnerte ſich des Hofmarſchalls und des Grafen von Nimmer, ſie glaubte, daß dieſe mächtigen Patrone ſie gewiß nicht würden verlaſſen haben, wenn man ſie um Hülfe erſucht hätte. Da ſie bey der Schwachheit ihres Körpers nichts von der Lebhaftigkeit ihres Geiſtes verlohren hatte, ſo fieng ſie an muthige Hofnung zu hegen, daß durch mächtige Vorworte vielleicht ihr Schickſal noch könnte geändert

wer-

werden. Sie wendete alle Kräfte an, ihren Mann zu bereden, daß er nach der Stadt gehen und bey ſeinen Gönnern Hülfe ſuchen ſollte, welches Sebaldus endlich verſprach. Es ward ferner verabredet, daß man die Pfarrwohnung nicht freiwillig räumen wollte, und Wilhelmine wußte viele zureichende Gründe anzuführen, warum Gewalt weder gebraucht werden könnte noch würde. So lange man nur im Beſitz wäre, glaubte ſie, könnte noch wohl die Abſetzung widerrufen werden. Mit dieſen Ueberlegungen beſchäftigten ſie ſich bis auf den Abend, da ſie ſich etwas beruhigt niederlegten. Eben dis that auch Tuffelius, nachdem er mit lauter Stimme ſeinen Abendſegen abgeleſen, und ein Abendlied von zehen Verſen geſungen hatte, wir wiſſen aber nicht genau, ob es Der Tag hat ſich geneiget, oder Nun ſich der Tag geendet hat, geweſen ſey.

Fünfter Abſchnitt.

Den andern Morgen früh gieng Sebaldus bey Sonnenaufgang nach der Stadt. Wilhelminen hatten ihre ſüſſe Hofnungen eine ruhige Nacht verſchaft, wodurch ſie merklich geſtärkt ward. Sie ließ ſich einige Stunden nachher in einen Großvaterſtuhl ſetzen, trank Thee, und hielt den Kopf der kleinen Charlotte, die ſelbſt die Nacht ſehr unruhig zugebracht hatte, und über Hitze und Bangigkeit klagte. Sie wollte ſich eben von Marianen etwas aus Wielands

lands Sympathien verleſen laſſen, als Tuffelius unangemeldet in ihr Schlafzimmer trat. Er war im Schlafrocke, und hatte eine von ſeiner eigenen Hand ſehr weiß gepuderte Perucke aufgeſetzt. „Ich „freue mich, ſagte er, (nachdem er ihr in dem HErrn „Friede gewünſcht hatte) Sie auſſer dem Bette und „ſo geſund, ſtark und munter zu ſehen, welches ſehr „gut iſt, indem Sie mir anheute ohne Widerrede das „ganze Haus einräumen müſſen.“ Wilhelmine, ganz erſtaunt, ſtellte ihm die Unmöglichkeit vor. Tuffelius erwiederte aber: „Es kann kein fernerer Auf„ſchub ſtatt finden. Auf nächſtkünftigen Sonntag „wird meine Introduction vor ſich gehen, daher wird „der Herr Generalſuperintendent des Sonnabends bey „mir abtreten, dazu muß ich in meinem Hauſe alle „nöthigen Anſtalten machen, zumal da er die Jung„fer Urſula Stauzin mit ſich bringen wird, mit wel„cher ich mich in ein chriſtliches Eheverlöbniß einge„laſſen, ſo ich Ihnen aus nachbarlicher Freundſchaft „hiemit will notificirt haben. Säumen Sie alſo nicht „ferner. Es ſtehet geſchrieben: Bittet, daß eure „Flucht nicht geſchehe im Winter, itzt ſind wir mit„ten im Sommer, und Sie können alſo wohl zufrie„den ſeyn.“ Hiebey blieb es. Wilhelminens Gründe, Marianens Bitten, Charlottchens Weinen und Aechzen, ob ſie ſich gleich ihm zu Füſſen warf, halfen nichts. Er führte ſie ſäuberlich, eine nach der andern zur Thüre hinaus, wo ſie zu ihrem nicht geringen

Erſtau-

Erſtaunen vier fürſtliche Trabanten von einem Unterofficier befehligt, vorfanden, durch dieſelben ließ Tuffelius, alles was im Hauſe befindlich, ſehr behutſam auf die Straße ſetzen, und gab ſelbſt Achtung, daß nicht das geringſte zerbrochen ward.

Es war heller Sonnenſchein, da dis geſchah, hingegen war es freilich Tuffelius Schuld nicht, daß eine Viertelſtunde darauf ein ſtarker Regen fiel. Wilhelmine mit ihren Kindern ſuchte ſich unter einen am Hauſe gelegenen Schuppen vorm Regen zu verwahren. Alle Bauern waren zuſammengelaufen. Sie hätten bey einer andern Gelegenheit ihrem Pfarrer freilich nachdrücklich Hülfe geleiſtet. Aber der Anblick der fürſtlichen Uniform und des blanken Pallaſches des Unterofficiers, erinnerte ſie ihrer treugehorſamſten Pflicht. Einer kratzte ſich den Kopf, der andere ſchüttelte den Kopf, und ſo gieng einer nach dem andern weg, biß ſie der Regen vollends zerſtreute.

Nur ein Bauer, den Sebaldus bey einem gewiſſen Vergehen, wegen deſſen er ihn hätte zur Kirchenbuße zwingen können, mit einer bloßen liebreichen Ermahnung beſtraft hatte, ließ ſich das Elend zu Herzen gehen. Er führte Wilhelminen mit ihren Kindern in ſein Haus, und holte mit ſeinem Knechte ihre Sachen nach, die er bis auf weitere Anordnung wenigſtens vor dem Regen ſicher ſtellte.

Sebaldus war unterdeſſen in der Stadt angekommen. Sein erſter Gang war zum Hofmarſchall, bey

45

bey dem er ſich melden ließ, und auch nach einem halbſtündigen Warten vorgelaſſen ward. Der Hofmarſchall war nicht mehr eben derſelbe, der er vor einigen zwanzig Jahren geweſen war, als er Wilhelminen dem Paſtor zuführete. Er hatte ſich unterdeſſen mit der ſchönen Clariſſe vermählet. Dis war ein eiteles verſchwenderiſches, coketes Ding, bey der er wenig vergnügte Stunden hatte. Sie verſchwendete ſeine Güter, putzte ſich den halben Tag, und brachte die andere Hälfte mit ihren Liebhabern zu, die ſie alle vier Wochen abwechſelte. Ihren Gemahl bekam ſie nicht zu ſehen, als wenn ſie Geld zur Bezahlung ihrer Spielſchulden von ihm zu fodern, oder ſonſt mit ihm zu zanken hatte, und endlich nach einem zehnjährigen Eheſtande ſtarb ſie im Wochenbette, woran, wie damahlige Hofnachrichten bezeugen, der Hofmarſchall gar nicht ſchuld zu ſeyn glaubte. Er auf ſeiner Seite hatte mehr als fünf und zwanzig Jahre lang, wie es einem treugehorſamſten Hofmarſchall gebühret, alle Hoffeſten Ehre gemacht, und zur Ehre des Fürſten deſſen Wein nie geſparet, ſondern hatte alle durchreiſende hochadeliche, freyherrliche und gräfliche Layen, redlich unter den Tiſch getrunken, hingegen war er auch freilich von manchen geiſtlichen Herren, als Aebten, Domherrn, Mönchen, Capitularen, deutſchen Rittern und Maltheſerrittern, wieder redlich unter den Tiſch getrunken worden. Er hatte auf dieſe Art in den Dienſten der gnädigſten Landesherrſchaft, ſeine Geſund-

ſundheit, und den größten Theil des Vermögens, das ihm die ſchöne Clariſſa übrig gelaſſen hatte, zugeſetzt. Er glaubte alſo ein Recht zu haben, für ſeine treugeleiſteten Dienſte mit einer anſehnlichen Penſion auf Lebenszeit belohnt zu werden. Er hatte damals vor einigen Wochen darum angehalten, hatte aber ſtatt derſelben in ſehr gnädigen Ausdrücken ſeinen Abſchied, mit dem Predicat, als fürſtl. Geheimderrath erhalten. Seit dieſer Zeit hatte er zum öſtern Anfälle von Devotion, die mit den Anfällen vom Stein, vom Chiragra und Podagra abwechſelten, und itzt da Sebaldus ihm aufwarten wollte, hatte er eben einen Anfall von Devotion, Chiragra und Podagra zugleich. Er lag auf einer Bergere, *) beide Füſſe in Flanell gewickelt, und auf einer nebenſtehenden Servante **) von Mahagoniholze lagen Goezens Todesbetrachtungen auf alle Tage, und der wohlgerüſtete Himmelswagen nebſt den Frankfurter Reichs-Ober-Poſt-Amts-Zeitungen. Sobald der Schmerz in den Händen und Füſſen zu arg ward, ergrif er eins von den Büchern, und laß überlaut eine Betrachtung oder Gebet über das andere, und um deſto heftiger und lauter je länger der Schmerz war; ſo bald er aber nachließ, ergriff er die Zeitungen, um ſich an den Berichten von den grauſamen

Me-

*) Ein Lehnſtuhl mit einem vorſtehenden Seſſel, um darauf die Füſſe zu legen.

**) Eine Art von kleinem Tiſche.

Metzelungen, die die Reichsexecutionsarmee unter den Preußiſchen Herren zuletzt angerichtet hatte, in der Stille das Herz zu laben. Eben beym Zeitungsleſen traf ihn Sebaldus an, und dis war für ſein Anliegen eben nicht vortheilhaft. Der Hofmarſchall fuhr ihn ziemlich darüber an, daß er nicht Buße gepredigt hätte, anſtatt durch ſeine Predigt eine Armee zu verſtärken, von der, wenn das verwünſchte Rekrutiren nicht wäre, ſchon kein Mann übrig ſeyn müſte. Er hielt ihm dabey eine lange Predigt vom deutſchen Vaterlande, die der berühmte Verfaſſer des deutſchen Nationalgeiſtes und der Reliquien, irgendwo auch einmahl gehöret haben muß, weil man in dieſen Büchern wörtlich wieder findet, was damals der alte podagriſche Hofmarſchall zum Paſtor Sebaldus ſagte. Nachdem dieſe Lection eine halbe Stund gewähret hatte, kam er auf Sebaldus Anliegen zurück, wegen deſſen er ihn an den Conſiſtorialpräſidenten verwies. Doch verſicherte er ihn, als ein alter Hofmann, höflich bey allen Gelegenheiten ſeiner Protection. Sebaldus fuhr nach dem Schlafrockzipfel, um ihn zu küſſen, welches er auch ruhig geſchehen ließ. Hingegen hob er ſeine Hand auf, um an ſeine Schlafmütze zu greifen, weil er aber vermuthlich vergaß, daß er die Hand nicht wohl beugen konnte, empfand er plötzlich einen ſo empfindlichen Schmerz, daß er ein Sacr** ausrief, ſogleich nach Goezens Todesbetrachtungen griff, und laut zu leſen anfieng: Betrachtung am 15ten Junius.

Sebaldus war durch dieſen Beſuch wenig getröſtet worden. Er ſuchte ſeinen Freund Hieronymus auf, hörte aber, daß derſelbe verreiſet wäre. Er gieng daher nach einem Wirthshauſe, wo er den Reſt des Tages blieb. Den andern Morgen frühe machte er ſich nach Rennsdorf, dem Sitze des Grafen von Nimmer, auf, wo er gegen eilf Uhr ankam. Dieſe Zeit, die dem bürgerlichen Theile der menſchlichen Geſellſchaft beinahe Mittag iſt, war für den Hochgräflichen Greis kaum Morgen. Seit einer halben Stunde ohngefehr hatte er das Bett verlaſſen, hatte das wichtige Geſchäft des Küchenzettels abgefertiget, und war itzt beſchäftigt, auf einem weichen Sofa ſeine Chocolate einzuſchlürfen, und auf die Verdauung der geſtrigen Mahlzeiten zu warten. Sobald ſich Sebaldus anmelden ließ, ward er ſogleich vorgelaſſen. Er näherte ſich mit wenigſtens zwanzig Bücklingen dem hochgräflichen Lager, und ſtammlete etwas einem Complimente ähnliches, welches der Graf, in eine Frage nach ſeinem Befinden verdolmetſchte, und nach verſchiedentlichen Räuſpern antwortete: „Nicht recht wohl mein lieber Herr Paſtor, „mein böſer Magenhuſten quälet mich alle Tage „mehr! Ich kann nichts mehr eſſen. Geſtern habe „ichs nur einmal gewagt, eine Auſterpaſtete zu ko„ſten, die liegt mir heute noch im Magen. Ich „bin gar zu ſchwach. Selbſt die aſtrakanſchen Melo„nen wollen mir nicht bekommen, die Ananas ma-

„chen

„ chen mir Blähungen. Ich habe mir heute blos ein „ einziges Ragout fin beſtellt, ich muß heute faſten, „ um meinen Magen wieder herzuſtellen. Aber iſts „ nicht elend, mein lieber Herr Paſtor, wenn man „ nicht eſſen kann.„ Sebaldus antwortete mit einem tiefen Seufzer: „ Ja wohl, Ew. Hochgräfl. „ Gnaden, beinahe eben ſo ſchlimm, als wenn man „ nichts zu eſſen hat, ich befürchte beinahe, daß ich in „ dieſem Fall — „ Der Graf fiel ihm ins Wort: „ Sie „ haben recht, lieber Herr Paſtor, bald wird man „ auch gar nichts zu eſſen haben, der leidige Krieg ver„ derbt alles. Ich habe vorigen Winter recht elend „ zugebracht. Die Auſtern kamen ſehr unrichtig an. „ Den ganzen Winter über habe ich aus Preuſſen kein „ Birkhun geſehen, auch Stör bekommt man nicht. „ Sehen Sie, Herr Paſtor, ich bin ein deutſcher Pa„ triot, ich kann das franzöſiſche Eſſen nicht leiden. „ Ich kann ihre Conſommés à la Cardinale, ihre „ C — les d'agneau frites nicht ausſtehen. Lieber Herr „ Paſtor, wir müſſen bedenken, daß wir Deutſche ſind. „ Wir können uns zwar die guten franzöſiſchen Brü„ hen gefallen laſſen, aber unſere Speiſen ſelbſt müſ„ ſen deutſch ſeyn. Ich weiß was in allen deutſchen „ Provinzen das Beſte iſt. Wenige Leute verſtehen „ z. B. hier zu Lande, was eine pommeriſche große „ Murähne ¾ Ellen lang, oder eine Flinder von der „ Inſel Jela, oder ein berliniſcher Sander für Dinge „ ſind, die habe ich ſonſt poſttäglich bekommen. Aber

„ itzt Herr Paſtor, itzt iſt alles aus. Ich habe mir im „ vorigen März aus Hanau eine kalte Paſtete, und „ aus Frankfurt am Mayn einen gewürzten Schwar- „ tenmagen kommen laſſen, den haben die preußiſchen „ Huſaren bey Fulda aufgefangen, welcher Teufel ſoll „ denn auch denken, daß die Kerlen ſchon im März „ aus den Winterquartieren ſeyn werden. Im vori- „ gen October ſollte ich Krametsvögel vom Harze „ bekommen, die hatten die Lucknerischen Huſaren ſich „ auch wohl ſchmecken laſſen. Im Februar habe ich „ Faſanen aus Böhmen verſchrieben, ja! wenn nicht „ die Gränitzer bey Wilsdruf geſtanden hätten! Die „ Franzoſen machens nicht beſſer. Meine weſtphäli- „ ſche Schinken, und den Champagner, in dem ich ſie „ wollte kochen laſſen, haben ſie im vorigen Monate „ in Bülefeld geplündert. Da ſieht mans klar, daß „ es ihnen mehr um die weſtphäliſchen Schinken, als „ um den weſtphäliſchen Frieden zu thun iſt. Ich „ ließ mir Caviar aus Königsberg kommen, da ha- „ ben die Ruſſen die Poſt bey Cößlin angehalten, „ und bey Colberg auf die Flotte gebracht. Ich „ möchte nur wiſſen, was mein Caviar auf der Flotte „ zu thun hätte, ich habe niemals ein Korn davon zu „ koſten bekommen. Itzt habe ich aus Sonnenburg „ Krebſe verſchrieben, Herr Paſtor, dies ſind die ſchön- „ ſten Krebſe an Größe und an Geſchmack, aber die „ werden wohl die Schweden ſpeiſen, denn die Erlan- „ giſche Kriegs- und Friedenszeitung ſchreibt, daß ſie

„ näch-

„ nächſtens in Berlin ſeyn werden. So ſind wir al„ lenthalben mit Feinden umgeben, die uns alles weg„ nehmen. Kein Wunder wenn wir ſchon ganz aus„ gehungert ſind.„ Indem er dies ſagte, kam der Kammerdiener, und fragte, ob es Sr. Hochgräflichen Gnaden gefällig wäre, das Frühſtück zu ſich zu nehmen. „Ja,„ ſagte der Graf, „ und gebt noch „ ein Couvert für den Herrn Paſtor. Sie müſſen „ wiſſen, fuhr er fort, daß ich meinen Küchenzettel „ zu Mittag und Abend ſelbſt mache, aber das Früh„ ſtück zu wählen überlaſſe ich meinem Koche, der „ ſinnet denn mir jeden Tag etwas neues zu machen, „ das iſt mir unerwartet, und reizt ein wenig den Ap„ petit. Wir wollen einmal ſehen, was wir heute „ gutes zum beſten haben. Aha! ein Capaun, und „ mit Trüffeln gefüllt, — nicht übel, hier haben Sie „ Herr Paſtor — hiemit legte er dem Sebaldus ein Stück vor, und nun gieng weiter kein Wort aus ſeinem Munde, ſo daß Sebaldus, nachdem er ein paar Stücken verzehret, Zeit genug hatte, ſeine und ſeiner Familie Noth vorzutragen. Der Graf ſchüttelte dabey den Kopf, ſagte mit vollem Munde manches Hm, und brach endlich aus: „ Herr Paſtor, ich „ wüßte nicht, wie ich Ihnen helfen ſollte, die Zeiten „ ſind gar zu elend. Ja, wenn die preußiſchen Ein„ fälle nicht wären. Stellen Sie ſich nur vor, daß „ geſtern der Rittmeiſter, der eine Meile von hier auf „ Poſtirung ſtand, ſechszehn Stück Rothwildpret in

„ meinem Holze hat ſchießen laſſen, und noch dazu mei-
„ ſtens Riecken. Da mögte man vergehen, itzt in der
„ Setzzeit. „ Sebaldus verſicherte Se. Gräfl. Gnaden, daß er von Ihnen keine weitere Unterſtüzung verlangte, als nur Dero hohes Vorwort bey dem Conſiſtorialpräſidenten, damit er nicht aus der Pfarre geworfen werde. „ Ja ſo, verſetzte der Graf, mein Vorwort wol-
„ len Sie haben, ich bedaure, daß ich Ihnen damit nicht
„ dienen kann, dann ich komme itzt gar nicht mehr nach
„ der Stadt, ſehen Sie, man ißt da gar zu erbärmlich,
„ zumal bey dem Präſidenten, dem komme ich in mei-
„ nem Leben nicht wieder. Er hat mir vor einem hal-
„ ben Jahre eine Zwiebelſuppe und darinn kleine nürn-
„ berger geräucherte Würſte vorgeſetzt, ich begreife gar
„ nicht, wie eine menſchliche Creatur ſich mit ſo etwas
„ nähren kann. Nein, Herr Paſtor, bleiben Sie
„ heute Mittag bey mir, nur auf ein Gericht Gern-
„ geſehn, aber das doch beſſer ſeyn ſoll, als ein Tra-
„ ctament beym Präſidenten. „ Sebaldus entſchuldigte ſich damit, daß er heute noch zu Hauſe ſeyn müſſe. „ Nun ſo bedaure ich, daß ich Sie nicht
„ bey mir ſehen kann. Leben Sie wohl, Herr Pa-
„ ſtor, meinen Empfehl an Ihre Frau Liebſte.„ Sebaldus ſtand nach alſo erhaltenem Abſchiede, voller Verwirrung auf, machte drey oder vier Bücklinge, griff dem Grafen nach dem Schlafrockzipfel, der ihn aber zurückſchlug, und dafür den Paſtor umarmete, der ganz verwirrt über dieſe gräfliche Gnade, wieder

Bücklinge vorwärts und rückwärts zu machen anfing, ſo daß er nicht wußte, wie er zur Thüre heraus kam, und da er heraus war, nicht wußte, ob er freudig oder betrübt ſeyn ſollte.

Indeſſen da er eine kleine Strecke gegangen war, fing die Betrübniß an, die Oberhand zu gewinnen. Er ſahe nur allzuwohl ein, daß er nunmehr alle Hofnung verlohren hätte, von ſeinen Gönnern einige Hülfe zu erlangen. Er kam mit traurigem Gemüthe nach Hauſe. Aber wie groß war ſein Entſetzen, da er ſein Haus von einem andern eingenommen, ſeine Familie in einer fremden Hütte, ſeine Frau und ſeine jüngſte Tochter auf dem Krankenbette, und ſeine älteſte Tochter ganz in Thränen zerfließend antraf! Er ſank troſtlos auf eine Bank nieder, ſtand nach einigen Minuten auf, umarmte ſeine Frau und ſeine Kinder. „Ich bin nicht ſo glücklich geweſen, ſagte „er, bey Menſchen einige Hülfe für uns zu finden, „wir müſſen alle Hülfe von dem allmächtigen GOtt „erwarten, und der wird die unglückliche Unſchuld „nicht verlaſſen.

Sechster Abſchnittt.

Wilhelminens Krankheit nahm ſehr ſchnell zu, und bey der kleinen Charlotte, die einige Tage in

 der

der äuſſerſten Hitze lag, fingen ſich an die Pocken zu zeigen. Der ehrliche Bauer pflegte ſie ſo ſehr, als es ſeine eigene nothdürftige Umſtände erlaubten. Er gab ihnen ſeine einzige Stube ein, ſchlief mit Sebaldus abwechſelnd in der Scheune, und wachte mit ihm abwechſelnd bey den Kranken. Mariane aber kam ihrer kranken Mutter und Schweſter nie von der Seite. Alles was möglich war, um ihnen Erleichterung zu verſchaffen, that ſie, aber leider! war nur ſehr wenig möglich. Mit jedem Tage vermehrte ſich das Elend. Wilhelmine in der äuſſerſten Entkräftung, Charlottchen mit zuſammenflieſſenden Eiterbeulen überdeckt, keine Arzney, wenig Speiſe, keinen Freund auſſer dem ehrlichen Bauer, keine Hofnung, daß dieſer Zuſtand verbeſſert werde, keine Ausſicht, wie man in dieſem Zuſtande fortleben könne. Schon ſeit einigen Wochen hatte die Familie von dem Verkaufe einiger Wäſche und Mobilien gelebt, die der Bauer, wenn er zu Markte fuhr, in der Stadt verkaufte. Es war zu überſehen, daß dieſe kleine Hülſe nicht lange dauren könnte. Hernach zeigte ſich der kommende Winter, keine Nahrung, kein Obdach, das bitterſte Elend. „O groſ„ ſer Gott, rief Sebaldus aus, verdienet eine Abwei„ chung von den ſymboliſchen Büchern, daß eine Fa„ milie, die beſtändig nach deinen Geboten zu wan„ deln beflissen geweſen, in den kläglichſten Mangel „ geſtürzt werde.„

Inzwi-

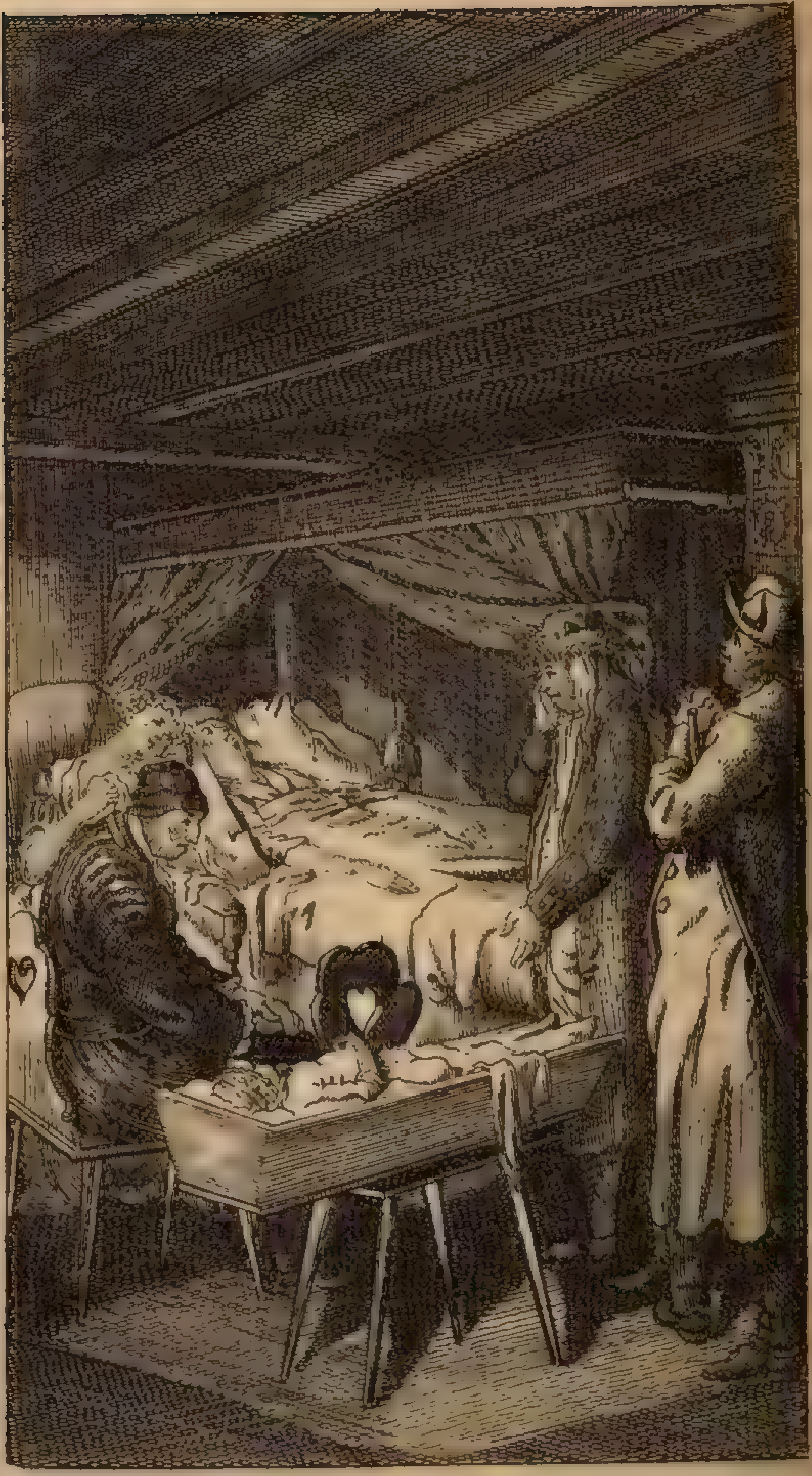
Inzwiſchen beſchäftigte das gegenwärtige und vergangene Elend den Geiſt viel zu ſehr, als daß oft an das künftige gedacht werden konnte. Jeder Tag ſetzte zu der großen Maſſe des Kummers ſeinen reichlichen Antheil hinzu. Charlottgens Krankheit ſtieg ſchnell bis auf den äuſſerſten Gipfel. Je mehr die Säfte ihres Körpers in die ſchreckliche Gährung geriethen, durch die alle Theile aus der Miſchung, in der ſie ſich einander zuſammenhalten und ernähren, in die verſetzt werden, in der ſie ſich einander zerſtören und auflöſen, deſto mehr nahm ihr zarter Geiſt an gezwungener Stärke, an tumultuariſcher Thätigkeit zu. Phantaſien traten an die Stelle der Empfindungen, und ein taubes Hirnbrüten an die Stelle der ſanften Ruhe, die Körper und Geiſt erquickt. Sie gerieth endlich einen Tag lang in einen betäubenden Schlummer, aus dem ſie mit der Heiterkeit einer geſunden Perſon erwachte, ſie ſtreckte ihre kleine Hände mit einem zärtlichen Lallen nach dem Bette ihrer ſchwachen Mutter aus, redete ihrem Vater und ihrer Schweſter an, die ſie ſeit acht Tagen, bey aller zärtchen Bemühung derſelben ihr zu helfen, nicht gekannt hatte, richtete ihr Haupt auf, forderte ihres Vaters Segen, aber indem er ein Schritt zu ihr trat, ſank ſie zurück in die Arme ihrer Schweſter, die ſie unterſtützen wollte. Mariane that einen lauten Schrey, Sebaldus fiel auf den Todtenkörper, die ſchwache Wilhelmine richtete ſich auf, als ob ſie ihrer Toch-

ter helfen wollte. Umſonſt! ſie war dahin. Nun ſank Sebaldus in die tiefe Betäubung, die keinen Theil des Elends einzeln empfindet, weil das Ganze die Seele völlig eingenommen hat. Auch Marianens Kräfte reichten nicht zu, ſo viel Unglück zu ertragen. Sie fiel unter einen Strom von Thränen auf ihr Lager, und blieb den ganzen Tag in einer betäubenden Mattigkeit, ohne daß ſie im Stande war, ihrer kranken Mutter die gewöhnlichen zärtlichen Liebesdienſte zu leiſten. Wilhelmine aber, die bisher in der äuſſerſten Entkräftung gelegen hatte, rief alle ihre Lebensgeiſter hervor, um ihr überſchwengliches Elend zu empfinden, denn bey großer Traurigkeit iſt die Traurigkeit ſelbſt der einzige Genuß, und daher der Seele angenehm. So ſchwach ſie war, wendete ſie Kräfte an, bald zu klagen, bald zu ſeufzen, bald, weil ſelbſt der Anblick der Leiche ihre Zärtlichkeit ſtärker auf die Lebendigen zog, um ihren Mann und ihre Tochter zu tröſten. Sie wollte ſogar aufſtehen, um denen Handreichung zu leiſten, deren Handreichung ſie ſelbſt nöthig hatte. Aber hier merkte ſie, daß ihr Körper ſchwächer war, als ihr Geiſt Sie fiel ermattet nieder, und konnte nur noch blos durch Zureden Troſt geben. So brachte dieſe unglückliche Familie eine Nacht und einen Tag zu, ihr Elend ganz zu empfinden, und einen ſehr kleinen Theil davon durch wechſelſeitigen Troſt zu leichtern. Am Ende dieſes Tages fühlte Wilhelmine

mine ſchon, daß ſie mehr Kräfte hatte anwenden wollen als ſie beſaß, ſie fiel Abends in eine außerordentliche Ermattung, und in ein mit vieler Hitze verknüpftes Fieber. Kaum konnte ſie gegen Mitternacht einen unruhigen und unerquickenden Schlaf genießen. Sie brachte den folgenden Tag in einem ſchmachtenden Zuſtande zu. Gegen Abend ergriff ſie das Fieber mit viel ſtärkerer Hitze, ſie erwachte des andern Morgens bey Sonnenaufgang äuſſerſt entkräftet, und empfand etwas, dergleichen ſie noch nie empfunden hatte. Sie legte ihre Hand in die Hand ihres Mannes, der nebſt Marianen die ganze Nacht über nicht von ihrem Bette gewichen war, und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Ich ſterbe, ich fühle es. Ver„geben Sie mir es, mein lieber Mann, daß mein „unbetrachtſamer Enthuſiasmus, den ich oft genug „bereuet habe, die unerwartete Folge gehabt hat, Sie „und unſere ganze Familie unglücklich zu machen. „Der Tod fürs Vaterland iſt der Vorwand unſers „Unglücks; wollte Gott, ich könnte ihn ſterben dieſen „Tod! Doch ich würde achten, daß ich fürs Vater„land geſtorben wäre, wenn unſer Unglück von einer „empfindſamen Seele nach rzählt, unſere Geiſtlichen „warnen könnte, wegen Verſchiedenheit der Lehre „nicht die bittere Feindſchaft aufeinander zu werfen, „die die eigentliche Urſach unſers Unglücks iſt. Meine „Abſicht war gut Mich und unſere Feinde richte „der allmächtige Gott, der das innerſte der Herzen

„ken-

„kennet. Lebe wohl, meine liebe Tochter, lebe ſo, „wie dich deine Aeltern gelehrt haben, tugendhaft und „unſträflich. Gott gebe, daß du deinen Bruder noch „einmal glücklich wieder ſeheſt. Iſts möglich, ſo un„terſtütze deinen alten Vater, ſo lange er lebt. Gott „ſey dein Erhalter! Seiner Vorſorge empfehle ich „dich, denn leider von Menſchen biſt du verlaßen! Um„arme mich! — Hier entrannen zwo Thränen ihren ſich brechenden Augen, deren jede nicht mehr Feuchtigkeit in ſich zu halten ſchien, als nur eine einzige Thräne. Mariane küßte ſie auf, und drückte ihren Mund auf den Mund ihrer Mutter, deren Haupt in dieſem Augenblick ſanft auf ihre linke Schulter ſank, und die matten Hände glitten ab, die ſie eben um ihre Mariane ſchlingen wollte. Sie entſchlief. Mariane hatte nur noch Kraft, ein wimmerndes Seufzen hören zu laſſen, indem ſie ihr nochmals den kalten Mund küßte, und hernach ſanft die Augen zudrückte. Sie fiel ſtumm in ihren Stuhl zurück, ohne Thräne, gleich einem unbeweglichen Bilde. Sebaldus in thränenloſer Verzweifelung, ſtumm und ſtaunend, ſaß ohne Bewegung, außer, daß er ſeinen düſtern Blick von der Leiche ſeiner kleinen Tochter zu der Leiche ſeiner Frau wendete. So ſaßen zwiſchen zwo geliebten Leichen zween Lebende, todtenähnlich, in ſtummem Todeskummer. Der einzige Laut den man hörte, war von dem gutherzigen Bauer, der auf der Bank am Ofen ſitzend, den Kopf an die Wand gelehnt, innerlich ſchnuckte.



So ſaßen ſie, und der Mittag war vorbey, ohne daß jemand ſich gereget, oder etwas zu ſich genommen hätte, als ein Mann in einem großen Reiſerocke und in einer Reiſekappe vor der Thür vom Pferde abſtieg, und in die Stube trat. Es war Hieronymus, der in ſeinen Geſchäften verreiſet geweſen war. Weil ihn ſein Rückweg durch dieſes Dorf führte, ſo wollte er ſeinen alten Freund den Paſtor beſuchen. Er fand aber im Pfarrhauſe, anſtatt ſeines Freundes, den Magiſter Tuffelius und den Superintendenten, die eben abgeſpeiſt hatten, und nach Tiſche noch bey einem Glaſe Wein, von alten Geſchichten, von der Convention von Cloſter Seven und von dem Atheismus der in den Brandenburgiſchen Landen, ſtatt der ſymboliſchen Bücher eingeführt werden ſollte, u. d. gl. ſich unterhielten. Sie nöthigten ihn aufs freundlichſte hinein, ſo bald er aber von ihnen den ganzen Vorgang erfahren hatte, ſetzte er ſich alles Nöthigens ohngeachtet wieder zu Pferde, und ritt nach dem ihm bezeichneten Bauernhauſe.

Hier fand er den traurigſten Anblick. Das Kind im Sarge, die Mutter erblaßet, die Tochter halb ohnmächtig, den Vater vor Schmerz betäubt, den gutherzigen Bauer, der anfing ihnen Troſt zuzuſprechen, da er ſelbſt Troſt nöthig gehabt hätte. Beym Anblicke des Hieronymus ergoß ſich das weiche Herz der Mariane in einen Thränenſtrom. Sie zeigte auf die Leiche ihrer Mutter und Schweſter, ihre Blicke

ſagten mehr, als ihre geſtammelten Worte. Hieronymus brachte auch Thränen anſtatt Worte herfür. Mariane fiel von Thränen erſchöpft in ſeinen Armen in Ohnmacht. Er brachte ſie mit Hülfe des gutherzigen Bauers wieder zu ſich. Nun ging ſeine Sorge auf Sebaldus, der, ſtarre Blicke auf beide geliebte Leichen geheftet, ohne alle Empfindung deſſen, was um ihn vorging, da ſaß. Auf alles Zureden des Hieronymus, antwortete er nur durch abgebrochene Worte, tiefe Seufzer und ſtarre Blicke gen Himmel. Endlich ſtand er auf, hob ſeine beiden Hände empor, faltete ſie, und brach in apocalyptiſcher Entzückung folgendermaßen aus: „Ja, ich habe „Unrecht, o meine verklärte Wilhelmine, dich zu „beklagen, daß du einer Welt voll Elend, voll Be„trug, voll Bosheit biſt entrißen worden: wo das „Laſter in güldenem Stücke gehet, wo Tugend und „Menſchenfreundſchaft betteln muß, wo fühlloſe Prie„ſter noch jenſeits dieſes Lebens ihre Verdammungen „ausſpenden. Wohl dir, daß du geſtorben biſt! „zwar betrübt mich dein Abſchied itzt ſehr, aber o „wie ſehr viel freudiger wird unſere Zuſammenkunft „ſeyn, wenn wir uns in dem himmliſchen Jeruſalem „wiederſehen werden, wo kein Verbannetes mehr ſeyn „wird, wo wir ſehen werden den lautern Strom „des lebendigen Waſſers, klar wie ein Chriſtall, wo „die, die da ſiegeten an dem Thiere und ſeinem Bilde „und an der Zahl ſeines Namens, ſtehen werden,

„und

„und haben Gottes Harfen, und ſingen das Lied
„Moſis und das Lied des Lämmleins, und ſprechen:
„Groß und wunderſam ſind deine Werke, Herr Gott,
„Allmächtiger, gerecht und wahrhaftig ſind deine
„Wege du König der Nationen! Wer ſollte dich nicht
„fürchten, Herr, und deinen Namen verherrlichen,
„weil du ſo gnädig biſt!

Mit dieſen und andern Worten der Apocalypſe tröſtete ſich Sebaldus, und ſuchte Kräfte, ſein Leid zu ertragen. Hieronymus ließ ihn in dieſer beruhigenden Extaſe, gieng zu ſeinem Mantelſacke, der noch auf dem Pferde lag, holte daraus ein paar gebratene Hüner, und unter einem ſeiner Piſtolhulſter, eine geſchliffene Flaſche Rheinwein hervor, denn er pflegte auf Reiſen, die Piſtolen für ſeine Feinde, und den Wein für ſeine Freunde bey ſich zu führen. Er zog ſeinen ſchweren Reiſerock aus, und bereitete in der Scheune das Mahl, von dem er und der Bauer, ihrer Traurigkeit ungeachtet, dennoch herzlich aßen, weil ſie beide hungrig waren. Sebaldus und Mariane aber, nahmen auf wiederholtes Zureden, wenigſtens ſo viel zu ſich, daß der Körper in den Stand geſetzt ward, die Bekümmerniße der Seele beſſer zu ertragen.

Nach der Mahlzeit trug Hieronymus mit dem Bauer, Wilhelminens erblaßten Körper, und den Sarg der kleinen Tochter in die Scheune, die dem Sebaldus bisher zum Nachtlager, und noch kürz-

lich

lich zum Speiſezimmer gedient hatte. Er rieth Sebaldus und Marianen, nunmehr ihren Körper zu pflegen, da ſie die Todten nicht mehr pflegen konnten. Er verſprach in zween Tagen wiederzukommen, und für Wilhelminens und des Kindes Begräbniß zu ſorgen. Zuletzt erbot er ſich, alsdenn Sebaldus und Marianen mit ſich nach der Stadt zu nehmen, wo ſie ihm in ſeinen Hauſe willkommen ſeyn ſollten. Beide nahmen ein ſo freundſchaftliches Anerbieten mit Dank an. Hieronymus bat Vater und Tochter nochmahl, ihre Traurigkeit zu mäßigen, gab, als er ſeinen Reiſerock aus der Scheune holte, dem Bauer etwas Geld, um ſie beſſer pflegen zu können, umarmte ſie, und ritt nach Hauſe.

Siebenter Abſchnitt.

Nach zween Tagen erſchien Hieronymus, vor des Bauers Hütte, abermals zu Pferde. Ihm folgten zween von ſeinen Kornwagen, leer, nur daß auf einem ein Sarg ſtand. In dieſen ward Wilhelminens Leichnam gelegt. Unterdeſſen daß der Bauer mit ſeinen und Hieronymus Knechten des Sebaldus ſämtliche Mobilien auf die Wagen packte, ging Hieronymus zum Mag. Tuffelius, um für die doppelte Beerdigung die Gebühren zu bezahlen. Tuffelius bezeigte über des Sebaldus Unfälle ein chriſtliches Mitleiden, verſicherte, daß er gegen denſelben

gar keine Feindſchaft hege, und um ſein verträgliches Gemüth zu zeigen, erbot er ſich ſogar, der ſel. Frau Paſtorin eine öffentliche Leichenpredigt zu halten, wenn es dem Herrn Hieronymus beliebte die Gebühren dafür zu entrichten. Dieſer fand es aber eben nicht nöthig, und kehrte nach dem Bauerhauſe zurück, wo er mit Beyhülfe des gutherzigen Bauern die Beerdigung beider Leichen beſorgte, und unmittelbar darauf Sebaldus und Marianen mit ſich nach der Stadt nahm.

Sie hielten ſich einige Monate in Hieronymus Hauſe auf, ohne daß ihnen der geringſte Unfall begegnet wäre. Zwar hielt D. Stauzius, den Sonntag nach ihrer Ankunft, eine ſcharfe Geſetzpredigt über den Spruch: einen ketzeriſchen Menſchen meide, worinn er ſehr deutlich zeigte, daß derjenige, der einen ketzeriſchen Menſchen beherberget, ſich ſeiner Sünden theilhaftig machet, welches er mit 2 Joh. v. 10 beſtätigte. Doch hatte er das Mißvergnügen, daß dieſe Predigt gar nicht auf Sebaldus, ſondern auf einen katholiſchen Zuckerbecker gedeutet ward, den der Fürſt hatte aus Wien kommen laſſen. Und da durch Veranlaſſung dieſer Predigt, auf dem eben vorſeyenden Landtage, die Ritterſchaft aus dieſem Zuckerbecker ein Landesgravamen machte, und Sr. Durchl. in Unterthänigkeit vorſtellte, daß das ſüße Confect dieſes Mannes die Bitterkeit der papiſtiſchen Lehre nimmermehr verſüßen könnte, ſo bekam D. Stauzius noch dazu

aus dem fürſtl. Cabinette einen Verweis, den er zu den Trübſalen rechnete, die der Satan frommen Lehrern erwecket, und ihn in Geduld ertrug, bis er in der am Ende des Landtages zu haltenden Predigt, ſich wieder diejenigen, die den Wächtern Zions ihre Wachſamkeit verweiſen, mit Nachdruck erklären könnte.

Sebaldus und Mariane, die die ihnen zugedachte Abkanzelung nicht einmahl erfahren hatten, lebten indeſſen ſehr ruhig und vergnügt. Mariane beſchäftigte ſich mit weiblichen Arbeiten und mit dem Unterricht zweyer kleinen Töchter des Hieronymus. Sebaldus aber, brachte die meiſte Zeit in Hieronymus Laden zu, um aus alten prophetiſchen Schriften Collectaneen zu ſeinem apocalyptiſchen Commentar zu ſammeln. Er durfte auch nicht befürchten, daß ihn hier etwa einer von ſeinen Feinden ſtören möchte, denn weder der Präſident, noch der Superintendent hatte im Buchladen etwas zu thun. Der erſte war ein Genie, und als ein ſolches hielt er es für ſich nicht anſtändig, viel zu leſen; der andere erwartete alle Wirkung ſeiner Predigten von der ſeligmachenden Gnade, und hielt alſo alle menſchliche Gelehrſamkeit für ganz überflüßig.

So zufrieden aber auch Sebaldus und Mariane in dem Hauſe ihres freundſchaftlichen Wirthes waren, ſo lagen ſie ihm doch beſtändig an, für ſie Poſten zu finden, in denen ſie ihren Unterhalt erwerben könnten. Kurz darauf fand ſich eine gewünſchte Stelle für Ma-

rianen, denn als Hieronymus wieder in Geſchäften verreiſet war, erfuhr er, daß eine adeliche Dame, eine franzöſiſche Demoiſelle zu Erziehung ihrer beiden Fräulein verlangte. Hierzu ſchlug er Marianen vor, die auch ſehr gern darin willigte. „Dieſe „Stelle, ſagte Hieronymus, ſcheint für Sie ſehr „vortheilhaft zu ſeyn, aber ich rathe Ihnen, nicht „Ihren Namen zu führen. Dieſe Dame iſt eine weitläuftige Verwandtin des D. Stauzius, und ich „befürchte, er mögte aus Rachgier Ihnen auch dort „üble Dienſte leiſten. Und ob es gleich heißt, daß „Sie zur Erziehung der jungen Fräulein berufen werden; ſo iſt doch, wie ich merke, die Uebung in der „franzöſiſchen Sprache, das vornehmſte, das von „Ihnen verlangt wird. Ich habe Sie alſo, als die „Tochter eines von den Ruſſen vertriebenen franzöſiſchen Predigers aus einem Städtgen der Neumark „angekündigt. Deſſen Namen müſſen Sie alſo führen, weil der Namen vielleicht nicht wenig beigetragen hat, daß Sie andern Competentinnen ſind vorgezogen worden."

Mariane nahm alſo einen franzöſiſchen Namen an; ob in en oder in ere, oder in on, oder in ac, haben wir nicht eigentlich erfahren können, und reiſete mit demſelben, und einem Empfehlungsſchreiben des Hieronymus verſehen, nach dem Gute der Frau von Hohenauf ab, welches ſechszehn Meilen von der fürſtl. Reſidenzſtadt entlegen war.

Ende des erſten Buchs.

Zweytes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Sebaldus hatte ſeine Mobilien gröſtentheils verkauft, und das daraus gelöſete wenige Geld Marianen zur nöthigen Einrichtung mitgegeben. Er hatte ſich in den Zuſtand jenes Philoſophen verſetzt, daß er alles das Seinige bey ſich tragen konnte. Nunmehr beſtand er darauf, auf irgend eine Art, und wo möglich, auſſer der Stadt, in der ſeine Feinde wohnten, ſelbſt ſein Auskommen zu verdienen. Nach einiger Ueberlegung, nahm ihn Hieronymus mit ſich, als er nach Leipzig zur Meſſe reiſete, wo er ihm bald bey einigen großen Druckereyen die Stelle eines Correctors verſchafte. Sebaldus miethete eine kleine Dachſtube im ſechſten Stockwerke, und war bey ſeinem obwohl dürftigen Auskommen überaus vergnügt mit ſeinem Zuſtande, weil er nur ein Drittel des Tages mit Correcturen zu thun hatte, und die übrige Zeit auf ſeine apocalyptiſche Erklärung wenden konnte, die ihm, wie ein alter Freund, in ſeinen Widerwärtigkeiten nur noch lieber geworden war.

Ob übrigens Sebaldus zuerſt den Herrn D. Erneſti oder den Herrn D. Cruſius beſucht habe, wiſſen wir nicht. Vielleicht hat er bedacht, daß ein armer Corrector nicht ſo leicht zu einem vertraulichen

Um-

Umgang mit ſolchen Männern gelange, und daß es unnütz ſey, einen Gelehrten auf eine halbe Viertelſtunde zu beſuchen, um ſein Geſicht zu begaffen, und iſt alſo gar zu Hauſe geblieben. Ob er jemals Prof. Gellerts moraliſchen Vorleſungen beygewohnt, oder jemals mit Mag. Froriep über die ſymboliſchen Bücher, oder über die Nunnation der arabiſchen Nennwörter diſputirt habe, läßt ſich auch ſo genau nicht ſagen. Ob er in der Nicolaikirche, des in Leipzig und deſſen ſämtlichen Vorſtädten berühmten Mag. Matheſius ſalbungsvolle Predigten wider die Schaubühne mit angehört, oder ob er zu eben der Zeit da ſie gehalten worden, im Kuchengarten, des eben ſo weit berühmten Händels von Butter triefende Maulſchellen und Wetzſteine verzehret habe, darüber ſind gar keine Nachrichten vorhanden.

Es haben ſehr ernſthafte Gelehrten behauptet, daß die Wahrheit das Weſen der Geſchichte ſey. Wir ſind weit entfernt, Männern die ſo ſcharf demonſtrirte Theorien der Geſchichte zuſammenſetzen können, im geringſten zu widerſprechen, nur haben wir uns unterſtanden zu muthmaßen, daß ob man gleich in der Geſchichte lauter wahre Begebenheiten erzehlen ſolle, man doch auch lieber den gröſten Theil der wahren Begebenheiten könne unerzählt laſſen. Es ſind funfzigtauſend Bände voll Wahrheit über die Geſchichte Deutſchlands zuſammengetragen worden, ſo daß der ſchon ein gelehrter Geſchichtskundiger heißet,

der nur den funfzigſten Theil dieſer Wahrheiten geleſen hat. Dieſer Ueberfluß von Wahrheit, hat manchen braven Deutſchen zu dem angenehmen Lügner Voltaire geführet, der uns ein halbes Jahrhundert in wenigen Blättern überſehen läßt, aber dafür auch oft unverantwortlicherweiſe eine Hildegardis hinſetzt, wo eine Mathildis ſtehen ſollte, oder die Jahrzahl funfzig angiebt, wo die Jahrzahl ſechzig ſollte angegeben werden. Der Unterſchied zwiſchen unſern deutſchen wahrhaften Geſchichtſchreibern, und den oft lügenhaften Franzoſen, (woraus auch zu erklären iſt, warum Häberlins Auszug der deutſchen Geſchichte ungleich corpulenter gerathen iſt, als Voltairens allgemeine Weltgeſchichte,) beſtehet darin: Der gelehrte Deutſche verſchweigt dem Leſer nichts, was er gewiß weiß, und das iſt denn ſehr viel, aber er bedenkt oft nicht, was der Leſer zu wiſſen verlange, welches gemeiniglich ſehr wenig iſt. Hingegen der Franzoſe, der nur wenig weiß, thut ſich auch darauf nichts zu gut, ſondern erzählet nur das, was er meint, daß ſeine Leſer zu wiſſen verlangen könnten, macht ſich aber auch kein Bedenken, es ihnen zuweilen mit einer kleinen Brühe von Erdichtung ſchmackhafter zu machen.

Wir die wir dieſe Beyſpiele vor uns ſehen, ſpiegeln uns an denſelben. Wir wiſſen von Sebaldus Aufenthalte in Leipzig ſehr viele Umſtände, die wir nicht wie die deutſchen Geſchichtſchreiber, ſamt und ſonders erzählen, ſondern ſie vielmehr mit einiger Verläug-

nung

nung unterdrücken wollen, weil wir nach reifer Ueberlegung gefunden haben, daß unſere Leſer weder Nutzen noch Vergnügen daraus ſchöpfen können. Hingegen ſoll auch die Wahrheit das Weſen dieſer Geſchichte bleiben, und wir werden daher keinesweges, gleich dem leidigen Voltaire, Umſtände verſtellen oder erdichten, um unſere Erzählung intereſſanter zu machen. Damit man aber nicht etwa glaube, wir wüßten nichts, weil wir nichts ſagen, ſo wollen wir, um das Gegentheil zu zeigen, aus der groſſen Menge der vor uns liegenden Nachrichten, einige bey Sebaldus Aufenthalt in Leipzig vorgefallenen Abendgeſpräche mittheilen.

Neben der Dachſtube des Sebaldus, wohnete auf einer andern Dachſtube ein alter Magiſter, mit dem er bald Bekanntſchaft machte, und mit ihm in kurzem vertraut wurde, weil es ſich äuſſerte, daß derſelbe, ſo wie er, an der Ewigkeit der Höllenſtrafen zweifelte. Dieſer Mann hatte gründliche Kenntniſſe der alten Sprachen und alles deſſen, was zur Philologie gehört. Er hatte die alten griechiſchen Philoſophen fleißig geleſen, und ſie mit den Schriften neuerer Philoſophen verglichen, wodurch er gute Einſichten in die Philoſophie erlanget hatte. Aber weil ſeine Kenntniſſe nicht nach der Mode zugeſchnitten waren, und weil er, ſo bald er mit Menſchen reden ſollte, überaus ſchüchtern und ängſtlich war, ſo hatte er ſich nie getraut, um ein Amt, ſelbſt nicht um ein Schulamt

anzuhalten, man würde es ihm vielleicht auch nicht gegeben haben. Er war daher als Corrector bey verſchiedenen Druckereyen, grau worden. Er kennte alle Vorfälle des Verleger- und Autorgewerbes. Denn gleichwie ein Lichtputzer in der Comödie, zuweilen einen ſtummen Staatsminiſter oder einen redenden Lakayen vorſtellen muß; ſo war auch er, obgleich eigentlich nur ein Corrector, dennoch von ſeinem Verleger oft zum Ueberſetzer, ja wohl gar zum Schreiber einer zuverläßigen Nachricht, oder ſchrift- und vernunftmäßiger Gedanken, gebraucht worden.

Einige Tage nach Sebaldus Ankunft, beſuchte ihn der Magiſter, um den Abend bey einer ſehr frugalen Abendmahlzeit zu verplaudern. Der Magiſter fragte, wie ihm Leipzig gefiele. Sebaldus der nichts für merkwürdig hielt, was nicht einem Buche ähnlich ſahe, hatte auch in Leipzig nichts als die vielen Buchdruckereyen und Buchläden bemerkt. Ihm war gar nicht in die Augen gefallen, ob die Einwohner den Rang oder die Bequemlichkeit liebten, ob ſie geſellig oder ſteif wären, ob die Damen lieber geputzt als ſchön zu ſeyn ſuchten, ob die Studenten ein gelehrtes oder ein ſoldatiſches, ein galantes oder ein liederliches Anſehen affectirten, ob die junge Mädchen Niedlichkeit und Artigkeit für den erſten Zweck ihres Daſeyns hielten oder nicht. Ihm war es nie eingekommen zu unterſuchen, wie die Bauart der Häuſer, den Zweck der Eigenthümer bey wenigem Platze ihre

Woh-

Wohnungen bequem zu machen, verriethe, welchen Beweis des Wohlſtandes der Einwohner die ſchönen Gärten und Gartenhäuſer in den Vorſtädten darböten, und ob daſelbſt Reichthum und Kenntniß des Schönen mit gleichen Schritten fortgegangen ſey. Er hatte ſich auf den Straßen nie umgeſehen, und es war ihm nie eingefallen zu erörtern, ob das Homannſche Haus oder die Wage ſchöner gebauet ſey, ob am Erker des Romanusſchen Hauſes, mit Rechte, drey übereinanderſtehende Säulenordnungen auf einem Kragſtein ruhen, oder ob im Großboſiſchen Garten die fleißige Kunſt die ſchönſten Anlagen der Natur verderbt habe. Den ſchönſten unter den Leipziger Gärten, den Richterſchen, hatte er eben ſo wenig, als die reizende Ausſicht aus demſelben gegen das Zſchocherche Hölzgen zu, geſehen. Die ſchöne Gegend hinter Raſchwitz war ihm nicht zu Geſichte gekommen, und vom Linkſchen, Winklerſchen und Richterſchen Cabinette, hat er nicht einmahl reden hören. Weil die Rathsbibliothek und die Univerſitätsbibliothek, die einzigen Gegenſtände ſeiner Neugierde, in der Meſſe nicht offen waren, ſo hatte er alle Tage ſeines Aufenthalts in Leipzig damit zugebracht, von Druckerey zu Druckerey und von Buchladen zu Buchladen zu wandern. Noch ganz voll von dieſen Gegenſtänden, rief er aus:

Wie ſollte mir Leipzig nicht gefallen, der ächte Sitz der Gelehrſamkeit, die wahre Stapelſtadt ge-

lehrter Kenntniſſe, welche aus Deutſchland hieher eingeſammlet, und von hieraus allen andern deutſchen Provinzen wieder mitgetheilt werden! Hier ſiehet man in unzählbarer Menge die Früchte der Nachtwachen einer großen Anzahl gelehrter Männer, die, nachdem ſie beſchäftigt geweſen, ihren Geiſt mit allen nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, dieſe Kenntniſſe, durch unermüdetes Nachdenken vervollkommet, der ganzen Welt mittheilen, und ſie dadurch zu erleuchten ſuchen. Wenn ich die hieſigen unermeßlichen Bücherniederlagen betrachtet habe, iſt mir die unausgeſetzte Geſchäftigkeit der Gelehrten recht ehrwürdig vorgekommen. Ich hätte nie gedacht, daß ſo viele Bücher in der Welt wären, als ich hier beiſammen finde, und daß noch jährlich einige hundert oder tauſend hinzukommen.

Mag. Und darüber freuen Sie ſich? Ich nicht. Sie kommen mir vor, wie ein hungriger Ankömmling an einer reichbeſetzten Tafel, der den großen Vorrath von Speiſen ſiehet, und ſchon überſchlägt, wie gut er ſich mit dieſen herrlich ausſehenden Nahrungsmitteln füttern wolle. Ich bin einer von den Gäſten, die ſchon oft an dieſer Tafel geſeſſen haben, und ſchon oft hungrig aufgeſtanden ſind. Einige Speiſen hatten einen ſehr widrigen haut-goût, andere ſchmeckten angenehm, aber waren äuſſerſt unverdaulich, andere waren nicht gahr gekocht, und andere waren bloße Schaueßen. Endlich blieb ich zu Hauſe, aß

mein

mein Stück Käſe und Brodt, und verwünſchte alle Köche.

Seb. Aber iſt es nicht ein herrliches Schauſpiel, eine ſo groſſe Menge gelehrter Werke zuſammen zu ſehen, die doch alle, jedes in ſeiner Art, die Menſchen klüger, gelehrter, weiſer, tugendhafter, kurz beſſer machen?

Mag. Ein Schauſpiel wie manches andere, von dem uns die Einbildungskraft, ehe wir es ſehen, die angenehmſte Vorſtellung macht. Wer, wie Sie vom Lande, aus der Einſamkeit kommt, iſt ſehr geneigt ſich durch jeden erſten Glanz blenden zu laſſen, und alles für ſchöner anzuſehen als es iſt. Mein lieber Freund! Wenn die Gelehrten durch ihre Bücher ſonſt nichts zu erlangen ſuchten, als was ſie da ſagen, ſo würden neun Zehentheile der Bücher gar nicht geſchrieben werden. Wie die Menſchen klüger, weiſer und beſſer werden ſollen? Ich wette daran haben neun Zehentheile der Schriftſteller, deren Werke die Meſſe zur Meſſe machen, gar nicht gedacht. Sie haben ganz andere Abſichten zu erlangen und ganz andere Bedürfniſſe zu befriedigen.

Seb. Welche könnten die ſeyn? Ein Gelehrter hat freilich viele Abſichten und Bedürfniſſe, als Menſch mit andern Menſchen gemein. Was könnte er aber als Gelehrter für ein anderes Bedürfniß haben, als ſeinen Geiſt durch alle nützliche Kenntniſſe aufzuklären, und wenn er findet, daß er erleuchteter iſt als

andere, was folget natürlicher darauf, als die Abſicht, andern ſeine Kenntniſſe mitzutheilen, das heißt ein Schriftſteller zu werden.

Mag. Dieſe Folge ſcheint ſo natürlich, gleichwohl muß ſie nicht nothwendig ſeyn, denn gewiß ſehr viel Schriftſteller haben nicht daran gedacht, ob ihr Geiſt aufgeklärt genug ſey, noch weniger ob er aufgeklärter ſey, als der Geiſt anderer Leute, und gleichwohl ſind ſie Schriftſteller in beſter Form, und wenn Zeitungslob und Eigenlob etwas gilt, große berühmte Schriftſteller. Hingegen haben wir beyde, Sie mein Freund und ich, von Jugend auf gearbeitet unſere Kenntniſſe zu erweitern und vollkommner zu machen, und ich darf ſagen, wir wiſſen es auch, daß wir manche Sachen beſſer einſehen, als manche andere Leute, und gleichwohl dürften wir beide vielleicht nie Schriftſteller werden.

Seb. Ich weiß nicht, was Sie zu thun willens ſind. Ich aber, ich muß es mit einiger Schüchternheit geſtehen — ich arbeite ſchon ſeit vielen Jahren, an einem Commentar über die Apocalypſe.

Mag. Ueber die Apocalypſe? Da ſind Sie mehr als jemand bey mir im Verdacht, daß nicht allein die von Ihnen vorher angeführten ſchönen Abſichten, ſondern einige kleine Nebenabſichten Sie zum Schriftſteller machen.

Seb. Ich bin mir keine Nebenabſichten bewußt. Welche könnte ich auch haben?

Mag.

Mag. Ich weiß nicht. Vielleicht ein wenig Ruhmſucht. Sie wollen der Welt gern etwas neues und ſcharfſinniges ſagen, denn etwas für das menſchliche Geſchlecht nützliches werden Sie doch ſchwerlich ſagen können. Die Apocalypſe iſt eine dickſchälige Citrone, aus der ſo viele hundert Commentatoren, den wenigen Saft der in ihr war, ſchon längſt ausgepreßt haben.

Seb. Wenn ſie nicht mehr Saft in ſich hat, ſo könnte ſie doch vielleicht noch Oel enthalten. Glauben Sie nicht, daß es dem menſchlichen Geſchlechte wichtig wäre, wenn ich zeigte, daß alles was man bisher, über dis ſeit vielen Jahrhunderten vielen Menſchen ſo wichtig ſcheinende Buch, geſchrieben hat, alberne Fratzen ſind, voller Unſinn, auf Koſten des geſunden Menſchenverſtandes, der Religion und der Geſchichte geſagt. Wäre es nicht ein Verdienſt ſo viel Lügen um ihr Anſehen zu bringen, wenn ich auch nur wenig Wahrheit an die Stelle ſetzen könnte. Und gleichwohl, ohne ruhmredig zu ſeyn, verſichere ich, daß ich die erfüllten hiſtoriſchen Weiſſagungen, aus der Geſchichte anzeigen, und von einigen wenigen noch unerfüllten, ſolche Muthmaßungen an die Hand geben will, die ſelbſt Königen und Fürſten nicht gleichgültig ſeyn dürften. Dennoch ſchätze ich dieſe meine hiſtoriſche Entdeckungen ſehr gering gegen diejenigen, die etwas beytragen können, den moraliſchen Zuſtand des Menſchen zu verbeſſern. Wie, wenn ich aus dieſem

ſem Buche, von dem künftigen Zuſtande der Auser-wählten die ſicherſten Schlüße ziehen, wenn ich (hier funkelten dem ehrlichen Sebaldus die Augen) aus demſelben die Lehre, die Sie wie ich verabſcheuen, die Ewigkeit der Höllenſtrafen, gänzlich widerlegen, und deutlich zeigen könnte, wie in Gottes Haushaltung alle Beſtrafung auf Beſſerung abzielen muß und wird — könnte dis dem menſchlichen Geſchlechte gleichgültig ſeyn?

Mag. Mein Freund, Sie haben wirklich eine gute Anlage zum Schriftſteller, Sie kommen in Feuer, wenn Sie von ihrem Buche reden. Doch ſcheint es mir, indem Sie mir beweiſen wollen, die Ruhmſucht ſeye nicht der Bewegungsgrund Ihres Schreibens, daß Sie ſich ſo ſehr rühmen als man ſich rühmen kann.

Seb. Den Ruhm, der aus einer wohlgelungenen Ausführung eines nützlichen Unternehmens entſpringt, verachte ich gar nicht. Er iſt jedem rechtſchaffenen Manne angenehm, und kann mit der Begierde der Welt zu nützen, ſehr wohl beſtehen, und ſo wird es vermuthlich auch wohl mit den Nebenabſichten ſeyn, die Sie den Schriftſtellern ſchuld geben.

Mag. Nicht völlig eben ſo. Die meiſten Schriftſteller ſchreiben, um bekannt zu werden, ein Amt zu erſchreiben, einem Patron ein Buch zu dediciren, einen Freund zu erheben, oder einen Feind zu erniedrigen, und ſie denken mehrentheils nicht daran, ob die

Welt

Welt von ihren Büchern Nutzen oder Schaden habe, wenn ſie nur ihren Privatendzweck erreichen.

Seb. Den können ſie aber nicht erreichen, wenn ſie nicht zugleich etwas nützliches ſchreiben. Denn es kann doch niemand ſo unverſchämt ſeyn, ein Buch herauszugeben, um etwas bekanntes oder langweiliges oder nichtsbedeutendes zu ſagen.

Mag. Das ſollte freilich nicht ſeyn, wie will es aber ein armer Schriftſteller machen, wenn er nichts neues intereſſantes und wichtiges zu ſagen hat, und doch ein Buch ſchreiben ſoll. Meinen Sie nicht, daß ein wichtiges und nützliches Buch viel Geſchicklichkeit erfordere, daß man ſehr viel mehr wiſſen müſſe, als was man ſagt, daß man vorher alles nachleſen müſſe, was andere bekannte Schriftſteller über dieſe Materie geſchrieben haben, daß man ſich aber doch nicht müſſe merken laſſen, wie viel man geleſen habe, daß man ſeine ganze Materie wohl überlegen und anordnen müſſe, und daß zu allem dieſen ſehr viel Zeit und Arbeit gehöre.

Seb. Allerdings!

Mag. Meinen Sie aber, daß der, der bekannt werden, ein Amt erſchreiben, ſeinem Patron ein Buch dediciren, ſeinen Freund erheben oder ſeinen Feind erniedrigen will, allemahl Geſchicklichkeit haben werde, oder viel Zeit und Arbeit werde anwenden können?

Seb.

Seb. Nein! Wenn aber dis nicht iſt, ſo muß er auch gar kein Buch ſchreiben, denn den wahren Hauptzweck des Schriftſtellens unwichtigen Nebenzwecken aufopfern, iſt eines wahren Gelehrten ganz unwürdig.

Mag. Ja freilich eines Gelehrten! Aber ein Schriftſteller, kann es im Laufe ſeines Gewerbes nicht ſo genau nehmen.

Seb. Ich weiß nicht wie Sie ſprechen. Ein Buchdrucker oder ein Buchhändler, mag ein Gewerbe mit Büchern haben, aber ein Schriftſteller iſt ein Gelehrter, der der Welt nützliche Kenntniſſe mitzutheilen ſucht, der Wahrheit und Weisheit befördern will.

Mag. Ihre Einbildungskraft, mein liebſter Freund, fliegt noch ziemlich hoch, laſſen Sie ſich herunter, und kommen Sie der Erde näher. Der größte Haufen der Schriftſteller von Profeßion, treibt ein Gewerbe, ſo gut als die Tapetenmaler oder die Kunſtpfeifer, und ſieht die wenigen wahren Gelehrten, faſt eben ſo, für zudringliche unzünftige Pfuſcher an, als jene Handwerker einen Mengs oder Bach anſehen. Durch dis Gewerbe, und nicht durch die Begierde das menſchliche Geſchlecht zu erleuchten, entſteht die unſägliche Menge von Büchern die Sie ſo bewundert haben; denn Leipzig iſt freilich ſeit mehr als hundert Jahren die Stapelſtadt der Waaren, die dieſe gelehrten Handwerker zu jeder Meſſe verfertigen.

Seb. Sie haben ein ſonderbares Vergnügen daran, Wörter zuſammenzuſetzen, deren Begriffe offenbar miteinander zu ſtreiten ſcheinen. Gelehrſamkeit ein Handwerk? Bücherſchreiben ein Gewerbe?

Mag. Allerdings, und zwar ein ſolches Gewerbe, worin jeder den Nutzen ſo ſehr auf ſeine Seite zu ziehen ſucht, als es nur möglich iſt. Der Autor will gern dem Verleger ſo wenig Bogen Manuſcript als möglich, für ſo viel Geld als möglich iſt, überliefern. Der Verleger will gern ſo viele Alphabete als möglich, ſo wohlfeil als möglich einhandeln, und ſo theuer als möglich verkaufen. Der Autor will gern ſo wenig Zeit, Mühe, Ueberlegung und Geſchicklichkeit an ſein Buch wenden, und doch ſo viel Ruhm, Belohnung, Beförderung, von der Welt einärnden, als möglich. Zu dem letzten ſind leider nur allzuviel Mittel vorhanden.

Seb. Sie ſagen mir ſo unerhörte Sachen, daß ich vor großem Erſtaunen mich faſt nicht getraue, ein Wort dagegen zu ſagen, und doch begreife ich das alles ganz und gar nicht. Was für Mittel können vorhanden ſeyn, Ruhm und Belohnung durch ein Buch zu erlangen, in dem man nicht Talente zeigt und auf das man wenig Zeit gewendet hat?

Mag. Ey ſehr viele. Z. B. ein Profeſſor muß Amtswegen ein Collegium leſen, dazu ſchreibt er ein beſonderes Compendium der ganzen Wiſſenſchaft. Dis koſtet wenig Zeit und Mühe, erfordert auch wenig

Talente, und doch giebt es einem bey den Studenten das Anſehen, als ob man die Sachen beſſer verſtehe als ſeine Vorgänger, und bey der Welt das Anſehen, als ob man ein Buch ſchreiben könne.

Seb. Aber die Welt kan doch unmöglich ein bloſſes Compendium einer bekannten Wiſſenſchaft für ein Buch anſehen.

Mag. Die deutſche Welt iſt gutwillig, ſie hat ſich ſchon ſehr viele Compendienſchreiber für Schriftſteller aufdringen laſſen. Und denn weiß mancher Lehrer noch wirthſchaftlicher mit ſeinem Pfunde zu wuchern. Will das Compendinm nicht Ruhm genug bringen, ſo läßt man einen Theil des Diſcurſes oder der Amplification des Compendiums unter einem Modetitel drucken, und denn iſt man ein Schriftſteller in beſter Form.

Seb. Ja! aber doch ſind meines Erachtens, Studenten und Leſer ſehr unterſchieden.

Mag. Ja freilich, darum werden auch die Stadthiſtörchen, die Anſpielungen auf die Herren Collegen, die Schwänke die die Benevolenz der Herren Commilitonen captiviren ſollen, weggelaſſen, wenigſtens von denen, die Kenntniß der Welt und Lebensart im Munde führen.

Seb. Das iſt ganz gut! Aber ich dächte doch, der ganze Ton müßte verändert werden. Ein Lehrer kann voraus ſetzen, daß er mehr Einſichten habe als ſeine Zuhörer, deshalb kann er ihnen manches ſagen,

das

das er den Leſern mit Anſtand nicht ſagen darf, weil er vermuthen kann, daß darunter viel ſeyn möchten, die eben ſo viel, und mehr Einſicht haben als er.

Mag. Sehr wenige Profeſſoren denken ſo delicat als Sie, ich kenne mehr als einen, der ſeine Leſer völlig eben ſo anredet und unterrichtet, als ob ſie lauter junge Studenten wären.

Seb. Das befremdet mich ſehr. Ich wenigſtens wenn ich in dem Falle wäre, würde mir immer vorſtellen, daß die erleuchteteſten Leute meiner Zeit meine Leſer ſeyn könnten, und welche armſelige Figur ich gegen ſie machen müßte, wenn ich ihnen ganz bekannte Sachen vordociren wollte, die ſie viel beſſer wüßten. Ueberhaupt dächte ich, ein Lehrer in einem Collegium für junge Leute, müſſe ſich nach dem Verſtändniſſe des Geringſten unter ſeinen Zuhörern bequemen, hingegen ein Schriftſteller, ſuche hauptſächlich den Verſtändigſten unter ſeinen Leſern zu gefallen, daher könne ein gutes Collegium, doch ſchwerlich ein gutes Buch werden.

Mag. Ey ſie machen ſich feine Schwierigkeiten! Wiſſen Sie hiemit, was gedruckt werden kann, kann ein Buch werden. Eine Diſſertation, eine Proluſion, eine Oration, ein Programma, ein Oſter- oder Pfingſtanſchlag den ein Schulmann oder Profeſſor amtshalber ſchreiben muß, iſt ja wohl noch weniger ein Buch.

Seb. Ich wenigſtens halte die Verfertigung ſolcher Aufſätze für ein Opus operatum, bey dem gewöhnlicherweiſe mehr die Hand als der Kopf nöthig iſt.

Mag. O man kann ein Schriftſteller von vielen Bänden werden, ohne den Kopf ſonderlich anzuſtrengen. Was denken Sie wohl z. B. von einem Prediger der ſeine gehaltene Predigten drucken läßt?

Seb. Wenn meine Gemeinde meine Predigten verlangte: ſo würde ich ſie ſehr gern zu ihrem Gebrauche drucken laſſen, denn warum ſollte ich ihr nicht ſchriftlich ſagen, was ich ihr mündlich geſagt habe? Aber auch bloß für meine Gemeinde ſollten meine Predigten gedruckt werden. Ich habe meine Predigten immer beſonders nach den Umſtänden meiner Gemeinde eingerichtet. Nun würde ich immer denken, die Welt würde, was ich blos meiner Gemeinde geſagt habe, nicht mehr nutzen können, als das, was ich als Vater meinen Kindern zu ihrem beſſern Verhalten eingeſchärft habe.

Mag. Vielleicht würde doch die Welt, das was Sie ſo beſcheiden ankündigen, mit mehrerm Nutzen leſen, als die Predigten der Herren, welche die ganze Welt für ihre Diöceſe halten.

Seb. Es kann ſeyn, daß auch in meinen Predigten etwas gemeinnütziges iſt, aber doch würde das Bändgen, das ich mir der Welt vorzulegen getraute, immer ſehr klein ſeyn.

Mag. Das Bändgen? Wer ſich recht auf Predigtſchreiben legt, hört vor dem dreyzehnten oder vierzehnten Bande nicht auf.

Seb.

Seb. Wie? dreyzehn oder vierzehn Bände Predigten? dazu gehört mehr Herz als ich habe!

Mag. Freilich Sie haben viel Bedenklichkeiten. Wenn Sie eine Dedication an einen Patron zu machen hätten, und ſie könnten kein Buch ſchreiben, ſo dächten Sie auch wohl nicht daran, das erſte beſte Buch wieder drucken zu laſſen, und es ihrem Gönner zuzueignen?

Seb. Ich dächte wenigſtens, der Patron würde es mir nur wenig danken, wenn ich ihm anſtatt etwas neues vorzuſetzen, nur etwas aufgewärmtes vorſetzte.

Mag. Als wenn der Patron nicht zufrieden ſeyn müßte, daß ſein Namen vor dem Buche ſtehet, und als wenn er es auch noch würde leſen wollen! Genug daß Ihnen mancher Journaliſt danken wird, daß Sie durch die neue Herausgabe, unſerer Litteratur einen ſo großen Dienſt geleiſtet haben. Und ſie werden noch dazu als ein wichtiger Mann erſcheinen, wenn Sie dem Buche eine Vorrede vorſetzen, um es durch ihren Namen der Welt anzupreiſen.

Seb. Aber wenn man nicht wirklich ſehr berühmt iſt, ſo gehört viel Charletanerie dazu, ſo eine vornehme Mine zu affectiren.

Mag. Ja! wenn Sie ihren Namen ſelbſt nicht für berühmt halten, ſo ſind ſie auf gutem Wege, ihn nie berühmt zu machen. Ich merke wohl, Sie wollen incognito arbeiten; damit iſt Ihnen auch zu dienen. Da iſt mehr als ein Verleger, der ſeinen Autoren auf-

trägt was er zu brauchen denkt: Geſchichte, Romanen, Mordgeſchichte, zuverläßige Nachrichten, von Dingen die man nicht geſehen hat, Beweiſe, von Dingen die man nicht glaubt, Gedanken, von Sachen die man nicht verſteht. Ich kenne einen der in ſeinem Hauſe an einem langen Tiſche zehn bis zwölf Autoren ſitzen hat, und jedem ſein Penſum fürs Tagelohn abzuarbeiten gibt. Ich läugne es nicht — denn warum ſollte ich Armuth für Schande halten — ich habe auch an dieſem langen Tiſche geſeſſen. Aber ich merkte bald, daß ich zu dieſem Gewerbe nichts taugte, denn ich kann zwar ohne Gedanken eine Correctur leſen, aber nicht ohne Gedanken Bücher ſchreiben, und bey ſolchen Büchern iſt immer der am angenehmſten, der nur am geſchwindeſten ſchreibt, wenn er auch gleich am ſchlechteſten ſchreiben ſollte.

Seb. Am ſchlechteſten? da handelt ja der Verleger wider ſeinen eigenen Vortheil; denn was kann die Welt mit den ſchlechten Büchern machen.

Mag. Was gehet den Verleger die Welt an? er bringt ſein Buch auf die Meſſe.

Seb. Nun — und durch die Meſſe kommen die Bücher in die Welt.

Mag. Freilich, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie vorher vertauſcht werden, und daß alſo derjenige Verleger am beſten daran iſt, der die ſchlechteſten Bücher hat, weil er gewiß iſt, etwas beſſers zu bekommen.

Seb.

Seb. Aber denn müſſen doch einige Buchhändler die ſchlechteſten Bücher bekommen, und die bedaure ich.

Mag. Weswegen? Es iſt ihnen ja unbenommen, Narren zu ſuchen, die aus dem ſchlechteſten Buche klug zu werden denken, oder die es um Gotteswillen leſen, wie mein alter Conrector wollte, daß ich die ſchlechten Prediger hören ſollte.

Seb. Nun fängt mir an ein Licht aufzugehen. So könnte es ja wohl der Vortheil der Buchhändler erfordern, zuweilen ſchlechte Bücher zu verlegen.

Mag. Dis könnte wohl ſeyn, wenigſtens ſcheint es nicht, als ob ſie ſich ſonderlich darum zu bekümmern hätten, ob die Bücher gut ſind, oder nicht.

Seb. Ja, wenn dis wahr iſt, was Sie ſagen, ſo müßte ich freilich von der Menge der nützlichen Bücher, über deren Daſeyn ich mich gefreuet habe, alle diejenigen abziehen die die Convenienz der Schriftſteller und die Laune der Buchhändler zur Welt bringt.

Mag. Und rechnen Sie immer auch den gröſten Theil der ungeheuer großen Anzahl von Büchern ab, mit denen vermittelſt unſerer Ueberſetzungsmanufakturen Deutſchland überſchwemmt wird.

Seb. Habe ich recht gehört? Ueberſetzungsmanufakturen? Was ſoll denn das bedeuten?

Mag. Manufakturen, in welchen Ueberſetzungen mit Händen gemacht werden, das iſt ja deutlich.

Seb. Aber Ueberſetzungen ſind ja keine Leinwand oder keine Strümpfe, daß ſie auf einem Stuhle gewebt werden könnten.

Mag.

Mag. Und doch werden ſie beynahe eben ſo ver⸗fertigt, nur, daß man wie bey Strümpfen, bloß die Hände dazu nöthig hat, und nicht, wie bey der Lein⸗wand, auch die Füße. Auch verſichre ich Sie, daß keine Lieferung von Hemden und Strümpfen für die Armee genauer bedungen wird, und richtiger auf den Tag muß abgeliefert werden, als eine Ueberſe⸗tzung aus dem Franzöſiſchen, denn dies wird für die gemeinſte, aber auch für die gangbarſte Waare, in dieſer Manufaktur geachtet.

Seb. Alles was Sie mir ſagen, iſt mir unerhört. Alſo giebt es unter den Ueberſetzungen, und unter den Ueberſetzern auch wohl einen Rang oder Unterſchied.

Mag. Allerdings! Ein Ueberſetzer aus dem Eng⸗ländiſchen iſt vornehmer, als ein Ueberſetzer aus dem Franzöſiſchen, weil er ſeltener iſt. Ein Ueberſetzer aus dem Italiäniſchen läßt ſich ſchon bitten, ehe er zu ar⸗beiten anfängt, und läßt ſich nicht allemahl den Tag vorſchreiben, an dem er abliefern ſoll. Einen Ueberſetzer aus dem Spaniſchen aber, findet man faſt gar nicht, daher kömmt es auch, daß zuweilen Leute aus dieſer Sprache überſetzen, wenn ſie ſie gleich nicht verſtehen. Ueberſetzer aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen ſind häufig, werden aber gar nicht geſucht, daher bieten ſie ſich mehrentheils ſelbſt an. Auſſerdem giebt es auch Ueberſetzer, die Zeitlebens gar nichts anders thun als überſetzen; Ueberſetzer, die ihre Ueberſetzungen in Ne⸗benſtunden zur Erholung machen, wie die Frauen⸗

zim⸗

zimmer die Knötchenarbeit, Marly und Filet; vornehme Ueberſetzer: dieſe begleiten ihre Ueberſetzungen mit einer Vorrede, und verſichern die Welt, daß das Original ſehr gut ſey; Gelehrte Ueberſetzer, die verbeſſern ihre Ueberſetzungen, begleiten ſie mit Anmerkungen und verſichern, daß das Original ſehr ſchlecht ſey, daß ſie es aber doch leidlich gemacht hätten; Ueberſetzer, die durch Ueberſetzungen Originalſchriftſteller werden, dieſe nehmen ein franzöſiſches oder engländiſches Buch, laſſen Anfang und Ende weg, ändern und verbeſſern das übrige nach Gutdünken, ſetzen ihren Namen kek auf den Titel, und geben das Buch für ihre eigene Arbeit aus. Endlich giebt es Ueberſetzer, die ihre Ueberſetzungen ſelbſt machen, und ſolche die ſie von andern machen laſſen.

Seb. Sie vergeſſen, dünkt mich, noch einen wichtigen Unterſchied, unter den Ueberſetzern, die die Sache und beide Sprachen verſtehen, und denen, die nichts davon verſtehen. Ich glaube dieſen Unterſchied bey den wenigen Ueberſetzern gemerkt zu haben, die neue Ueberſetzungen der Apocalypſe verſuchten.

Mag. Vielleicht mag dis bey der Apocalypſe einen merklichen Unterſchied machen, aber bey unſern gewöhnlichen Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und dem Engländiſchen wird nicht ſo genau darauf geachtet.

Seb. Aber ich dächte dis wäre das vornehmſte, worauf beſonders der Verleger, ſeines eigenen Nutzens wegen, Acht haben müßte.

Mag. Keinesweges! Hieran denkt er gemeiniglich gar nicht, oder sehr wenig. Wenn er drey Alphabete in groß Octav oder in groß Quart zu Completirung ſeiner Meſſe noch nöthig hat, ſo ſucht er unter allen neuen noch unüberſetzten Büchern von drey Alphabeten dasjenige aus, deſſen Titel ihm am beßten gefällt. Hat er einen Ueberſetzer gefunden (welches eben nicht ſchwer iſt), der noch drey Alphabete bis zur nächſten Meſſe übernehmen kan, ſo handeln ſie über den armen Franzoſen oder Engländer, wie zween Schlächter über einen Ochſen oder Hammel, nach dem Anſehen, oder auch nach dem Gewichte. Wer am theuerſten verkauft, oder am wohlfeilſten eingekauft hat, glaubt, er habe den beßten Handel gemacht. Nun ſchlept der Ueberſetzer das Schlachtopfer nach Hauſe, und tödtet es entweder ſelbſt, oder läßt es durch den zweyten oder dritten Mann tödten.

Seb. Durch den zweyten oder dritten Mann? Wie iſt das zu verſtehen?

Mag. Dis iſt eben das Manufakturmäßige beym Ueberſetzen. Sie müſſen wiſſen, daß es berühmte Leute giebt, die die Ueberſetzungen im Großen entrepreniren, wie ein irrländiſcher Lieferant das Pöckelfleiſch für ein ſpaniſches Geſchwader, und ſie hernach wieder an ihre Unterüberſetzer austheilen. Dieſe Leute haben von allen neuen überſetzbaren Büchern in Frankreich, Italien und England die erſte Nachricht, ſo wie ein Mäckler in Amſterdam Nachricht von Ankunft der

oſtin-

oſtindiſchen Schiffe im Texel hat. An dieſe wenden ſich alle Buchhändler, die Ueberſetzungen haben wollen, und ſie kennen wieder jeden ihrer Arbeiter, wozu er zu gebrauchen iſt, und wie hoch er im Preiſe ſtehet. Sie wenden ihnen Arbeit zu, beſtrafen ſie, wenn ſie ſäumig ſind, mit Entziehung ihrer Protection, merzen die Fehler ihrer Ueberſetzungen aus, oder bemänteln ſie mit ihrem vornehmen Namen, denn mehrentheils ſind Entrepreneurs von dieſer Art ſtark im Vorredenſchreiben. Sie wiſſen auch genau, wie viel Fleiß an jede Art der Ueberſetzung zu wenden nöthig iſt, und welche Mittel anzuwenden ſind, damit ihre Ueberſetzungen allenthalben angeprieſen, und dem berühmten Manne öffentlich gedanket werde, der die deutſche gelehrte Welt damit beglückt hat.

Seb. Sie wiſſen, wie viel Fleiß an ein jede Art der Ueberſetzung zu wenden nöthig iſt? Gehört denn nicht einerley Grad von Fleiße zu jeder Ueberſetzung, wenn ſie in ihrer Art gut ſeyn ſoll?

Mag. Keinesweges! Dis kann nach den Umſtänden ſehr verſchieden ſeyn. Z. B. zu theologiſchen Büchern thut gemeiniglich ein Hochwürdiger Herr einem Buchhändler den Vorſchlag, ſie unter ſeinem Namen und mit ſeiner Vorrede überſetzen zu laſſen, es verſteht ſich aber, daß er das Buch nicht ſelbſt überſetzt, ſondern er giebt es gegen zwey Drittheile der mit dem Verleger abgeredten Bezahlung, an einen ſeiner Arbeiter ab. Dieſer verdingt es gemeiniglich ge-

gen

gen drey Viertheil deſſen was ihm der Hochwürdige Herr gönnen will, an einen dritten, der es zuweilen, wenn die Manufaktur ſtark gehet, an einen vierten gegen funfzehen Sechszehntheile deſſen was er bekommt, ablåßt. Dieſer überſetzt es wirklich, ſo gut oder ſchlecht er kann. Bey dicken Beweiſen, daß der Meßias ſchon gekommen iſt, bey bibliſchen Geſchichten in zwölf Bånden, bey voluminöſen Dogmatiken, bey Predigten aus dem Franzöſiſchen oder Englåndiſchen überſetzt, kann dis ohne Bedenken gewagt werden, denn die Leſer, die ſolche Bücher leſen, merken nicht, ob irgendwo etwas falſch ſey, und die theologiſchen Kunſtrichter ſind nicht ſo ſchlimm, daß ſie durch den Namen eines berühmten Vorredners oder durch ein höfliches Schreiben eines Bruders im Herrn, nicht ſollten zur Duldung und Schonung einer ſchlechten Ueberſetzung bewegt werden können. Die Ausgaben der Ueberſetzungen hiſtoriſcher Werke, Reiſebeſchreibungen u. d. gl. ſind meiſtens das Werk der Buchhåndler, die ſich dazu einen Wohlgebohrnen oder Hochedelgebohrnen Herrn ausſuchen, weil in dieſem Fache die Ueberſetzungsentrepreneurs nicht ſo håufig ſind, als im theologiſchen Fache. Doch werden ſolche Ueberſetzungen gemeiniglich auch an Unterarbeiter ausgetheilt. Dieſe müſſen ſich aber ſchon mehr in Acht nehmen, daß ſie wenigſtens die eigenen Namen richtig überſetzen, und die Jahrzahlen recht abſchreiben, denn auf ſolche Sachen lauren unſere hiſtoriſche Recen-

cen-

cenſenten wie Falken. Dagegen iſt auch nicht ſo viel daran gelegen, wenn ſie die Vorſtellungen der Begebenheiten, und die eingeſtreute Reflexionen etwas flüchtig und ſchielend überſetzen, denn ſie werden auf dieſe Art der Schreibart einiger deutſchen Geſchichtſchreiber deſto ähnlicher, die in ihrer Freunde gelehrten Zeitungen und Journalen gewohnt ſind am lautſten gelobt zu werden. Aber neue Komödien und neue Romanen muß meiſtens der ſelbſt überſetzen, der als Ueberſetzer bekannt ſeyn will, denn dieſe Bücher kommen allzuvielen Leſern in die Hände, und die Kunſtrichter ſind hier gleich bey der Hand, und laſſen ſich ſelten durch einen berühmten Namen vom Tadel abſchrecken.

Seb. Ich erſtaune immer mehr über das was Sie mir ſagen. Es iſt mir, als ob Sie von einer andern Welt redeten. Sie können auch unmöglich Deutſchland im Sinne haben.

Mag. Sie vielmehr kommen aus einer andern Welt, aus der ſchönen Welt der Imagination, wo jeder berühmte Mann viele Verdienſte hat, wo jeder Schriftſteller zu Unterſuchung der Wahrheit ſchreibt, wo die Vorreden wahre Nachrichten vom Buche enthalten, wo niemals ein Journaliſt den Schriftſteller dem er nicht wohl will anſchwärzt, wo kein beleidigter Schriftſteller Cabalen macht, wo ein Lehrer der Tugend auch allemahl tugendhaft, und ein Lehrer der Weisheit weiſe iſt. Mein lieber Freund! träumen,

Sie

Sie nicht fort, ſo angenehm Sie auch träumen mögen, ſehen Sie um ſich herum, was in Deutſchland vorgeht, ſo werden Sie finden, daß das, was ich Ihnen ſagte, keine Erdichtung iſt.

Seb. Nun wenn auch jemand einmahl ſo etwas unternähme, ſo kann doch das Publicum nicht lange in der Verblendung bleiben, und denn wird es aus mit der Manufaktur ſeyn.

Mag. Unſer Publicum iſt ſehr nachſehend, zumahl bey dicken Büchern, welches diejenigen ſind, die die Ueberſetzer von Profeßion am liebſten wählen. Ich verſichere Sie, daß wenigſtens der dritte Theil der deutſchen Bücher auf dieſe Art fabricirt wird. Denn ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß beinahe die Hälfte der neuen deutſchen Bücher Ueberſetzungen ſind, und ich ſage gewiß zu wenig, wenn ich nur zwey Drittel der Ueberſetzungen als Manufakturarbeit anſehe.

Seb. Gott behüte! Die Hälfte unſerer neuen Bücher ſind Ueberſetzungen? Was wird denn alles überſetzt.

Mag. Was? Bogen und Alphabete! Was darauf ſteht, darum bekümmert ſich weder Verleger noch Ueberſetzer, zum höchſten der Leſer, wenn er will und kann.

Seb. Allein da wird denn auch der Leſer gemeiniglich ſehr unzufrieden ſeyn.

Mag. Ach nicht doch! Die Leſer der Ueberſetzungen ſind gutwillige Seelen. Sie haben gegen alles was

ſchwarz

ſchwarz auf weiß gedruckt iſt, eine groſſe Ehrerbietung. Und wenn ihnen auch etwas nicht recht gefällt, ſo nehmen ſie die Schuld auf ſich ſelbſt, und zählen Ueberſetzer und Verfaſſer los. Kein deutſcher Leſer wird das Unglück einer neuen Ueberſetzung machen, ſo wenig als noch ein deutſches Parterre jemals eine neue überſetzte Komödie ausgepfiffen hat.

Seb. Aber wenn auch niemand es merket, ſo iſt es doch allemahl einem Gelehrten unanſtändig, die Gelehrſamkeit bloß zu einem ſchimpflichen Gewerbe zu machen, und die Fortpflanzung der Wahrheit und Tugend ganz aus den Augen zu ſetzen.

Mag. Seyn Sie aus allzugroßer Gerechtigkeit nicht ungerecht. Unſer Vaterland kann von den Gelehrten nicht mehr fodern, als es um ſie verdient. Wo iſt das deutſche Land, wo ein deutſcher Gelehrter als Gelehrter leben kann? Wo iſt es möglich, ohne beſonders glückliche Umſtände, die Muße zu finden, die ein Schriftſteller braucht, wenn er in ſeiner Kunſt groß werden will. Unſer beſtes wünſchenswürdigſtes Schickſal iſt ein Amt, in deſſen Erwartung wir verhungern müſſen, wenn wir kein Erbtheil zuzuſetzen haben, und bey dem wir, wenn wir es erhalten haben, vor vieler Amtsarbeit, alle Gelehrſamkeit vergeſſen. Die beſten Schriftſteller haben zuweilen, die Muße, die ſie zu ihren vortreflichſten eigenen Werken nöthig gehabt haben, und durch manufakturmäßige Ueberſetzungen, kümmerlich verdienen müſſen. Es iſt

lei-

leider faſt gar kein anderes Mittel da, um einen Gelehrten der kein Amt hat, und kein Amt bekommen kann, vor dem Hunger zu verwahren. — Verlangen Sie nicht mehr, als wir leiſten können.

Seb. Das Bild das Sie machen iſt ſehr traurig. Aber ich bleibe dennoch dabey, daß Entwicklung und Verbreitung der Wahrheit die Hauptpflicht eines Autors ſey. Ich würde niemals daran gedacht haben, einen Commentar über die Apocalypſe zu ſchreiben, wenn ich nicht geglaubt hätte, unbekannte nützliche Wahrheiten entdeckt zu haben.

Mag. Die auch trotz ihrem Commentar unbekannt bleiben werden. Denn glauben Sie mir, Bengel iſt im Beſitze des apocalyptiſchen Reichs, aus dem Sie ihn nicht vertreiben werden. Wir haben in Deutſchland noch kein Beyſpiel, daß einem abgeſetzten Dorfpfarrer mehr wäre geglaubt worden, als einem Prälaten.

Seb. Ich kann über das Schickſal meines Commentars ruhig ſeyn. Genug wenn ich die Wahrheit ſage, wie ich ſie erkenne, und weil es Wahrheit iſt, und nicht deswegen, weil ich mit einem Buchhändler einen Contract gemacht habe, ihm funfzig Bogen zu liefern. Wohin ſoll es mit der deutſchen Gelehrſamkeit kommen, wenn der gröſte Theil der Schriftſteller nicht die Beförderung der Gelehrſamkeit, ſondern die Beförderung ſeines Ruhms und Nutzens ſucht.

Mag.

Mag. Und wohin ſoll es mit der deutſchen Gelehrſamkeit kommen, wenn deutſche Gelehrſamkeit in unſerm eigenen Vaterlande ein Schimpf iſt, wenn das ſicherſte Mittel zu darben iſt, ſich auf Kenntniſſe zu legen, die die Seelen unſerer Mitbürger erleuchten, aber nicht ihren Wollüſten dienen, oder ihren Beutel füllen können, wenn kein einziges Mittel übrig bleibt, dem Gelehrten, der weder Kuppler noch Plusmacher ſeyn will, in der Welt ſein Auskommen zu geben, wenn man uns recht zu belohnen denkt, ſobald man uns auf eine Univerſität ſchickt, wo wir unſere nöthige Einkünfte von dem Wohlwollen einer unwiſſenden und ungezähmten Jugend ſuchen müſſen, oder uns in ein Amt verſtößt, wo uns alles was wir gelernt haben, unnütz iſt, und wo die edle Empfindſamkeit, welche durch die Wiſſenſchaften in unſern Seelen verbreitet worden, die Ausübung dieſes Amts uns weit beſchwerlicher macht, als einem rohen Diener der Abſichten jedes Gewaltigen im Lande.

Seb. Ich bin ganz auſſer mir, über alles was ich hören muß. So ſchlecht ſieht es mit der Gelehrſamkeit in Deutſchland aus? Wohin ſoll es mit Wahrheit und Tugend kommen, wenn die Gelehrten, die derſelben Herolde ſeyn ſollten, nur Eigennutz und Eigenlob ſuchen? Wie ſoll unſer Vaterland durch die Wiſſenſchaften erleuchtet werden, wenn man ſie zu einem niedrigen Gewerbe misbraucht? Nein! dis iſt mir ein unerträglicher Gedanke.

Mag. Geben Sie ſich zufrieden! Was iſt der deutſchen Gelehrſamkeit damit geholfen, wenn ein paar arme Correctoren eine unruhige Nacht haben. Wir wollen uns die Fehler unſerer Litteratur und unſerer Gelehrten nicht verhelen, aber wir wollen auch das entſchuldigen, was, ohne die Schuld unſerer Gelehrten, nicht anders ſeyn kann.

Hiermit gab der Magiſter dem Sebaldus die Hand, und wünſchte ihm eine gute Nacht.

Zweyter Abſchnitt.

Sebaldus brachte der Ermahnung des Magiſters ungeachtet, die Nacht ſehr unruhig zu, und beſeufzete noch den folgenden Tag den unvollkommnen Zuſtand der deutſchen Gelehrſamkeit, und das Schickſal der deutſchen Gelehrten. Nachmittag gieng er zu ſeinem Freunde Hieronymus, um ihm ſein geſtriges Geſpräch mit dem Magiſter zu erzählen, und ihn zu fragen, ob deſſelben Nachrichten zuverläßig wären.

Ich finde, ſagte Hieronymus, daß der Hr. Magiſter von allen dieſen Dingen ſehr wohl unterrichtet iſt, aber wie kan Sie dieſe Erzählung, die freilich nur allzu wahr iſt, ſo gar ſehr beunruhigen?

Seb. Es kränket mich, daß ich von der Hochachtung, die ich für die deutſche Gelehrſamkeit und für die deutſche Gelehrten hege, ſo viel ablaſſen muß. Ich habe beſtändig, einen Mann der ein Buch ſchreiben

kann, mit Ehrfurcht angeſehen, und den ganzen Haufen der Schriftſteller habe ich mir als eine Anzahl einſichtsvoller und menſchenfreundlicher Leute vorgeſtellt, die beſtändig beſchäftigt wären, alles was der menſchliche Verſtand edles, ſchönes und wiſſenswürdiges hervorbringen kann, zu erforſchen; und es zur Aufklärung des menſchlichen Geſchlechts in ihren Büchern öffentlich bekannt zu machen. Nun thut es mir weh, daß ich ſie als einen Haufen geſchäftiger Schmierer anſehen ſoll, die Wahrheit und Einſicht zu einem ſchimpflichen Gewerbe machen, das blos ihren eigenen Ruhm, Nutzen oder Nahrung zum Zwecke hat.

Hier. Und es thut ihnen um deſto weher, weil ſie ſelbſt in die Zahl der Schriftſteller zu treten gedenken! — Nicht wahr? — Aber tröſten ſie ſich, nicht alle Schriftſteller und Ueberſetzer ſind ſo beſchaffen, wie ſie Ihr Magiſter beſchrieben hat. Er hat nur von neun Zehentheilen geredet. Es iſt noch das zehnte Zehentheil übrig, würdige gelehrte Männer, die es wirklich mit dem Fortgange der Wiſſenſchaften gut meinen, welche der Eitelkeit und den Vergnügungen der Jugend entſagen, um ſich gründliche Kenntniſſe zu erwerben, und welche Nächte durchwachen, um ihre Nebenmenſchen, klüger, weiſer, erleuchteter und geſitteter zu machen. In deren Geſellſchaft zu treten, dürfen Sie ſich nicht ſchämen.

Seb. Und dieſer wäre nur eine ſo geringe Anzahl? Wenn Sie die Anzahl der nützlichen Bücher ſo gering machen, wiſſen Sie wohl, daß Sie ſich ſelbſt erniedrigen.

Hier. Wie ſo?

Seb. Ich habe immer der Buchhandlung vor allen Arten der Handlung den Vorzug gegeben, weil ich glaube, daß durch ihre Vermittelung die gelehrten Kenntniſſe unter die Menſchen gebracht werden, weil ſie nicht blühen kann, als wenn eine gründliche und nützliche Gelehrſamkeit blühet.

Hier. Da haben ſie einen ſehr falſchen Begriff von der Buchhandlung. Sie ſtehet nur in rechtem Flore, wenn die Leute ſehr dumm ſind.

Seb. Wenn die Leute ſehr dumm ſind? Das kann ich nicht begreifen. Dumme Leute werden ja keine Bücher kaufen.

Hier. Weswegen nicht? Sie kaufen dumme Bücher, und die ſind in größerer Anzahl, und machen größere Bände aus. Es iſt auch viel leichter und bequemer für dumme Leute zu ſchreiben und zu verlegen, als für kluge. Sehen Sie nur meine Collegen die Buchhändler in den katholiſchen Provinzen an, die zum Theile reicher ſind, als alle proteſtantiſche Buchhändler, die jetzt die Meſſe beſuchen. Sie finden in ihren Verzeichniſſen ſchöne Folianten über das Jus canonicum, herrliche Faſten- und Fronleichnamspredigten, derbe Controverspredigten wider alle Ketzer, tröſtliche Legenden der

der Heiligen, Gebetbücher und Breviarien in Menge, aber oft kein einziges vernünftiges Buch, das ich, ſo einfältig auch meine liebe Vaterſtadt iſt, in meinen Buchladen legen, oder Sie, wenn Sie noch ſo reich wären, in Ihre Bibliothek würden ſetzen wollen. Oder haben Sie wider Vermuthen (hier ergriff er ein auf ſeinem Pulte liegendes Bücherverzeichniß) Luſt z. B. folgende Bücher zu kaufen: Laurentii von Schnüffis mirantiſche Mayenpfeife, mit Kupf. P. Sennenzwickels ernſtliche Kurzweil für die zenoniſche Geſellſchaft der machiavelliſchen Staatsklügler, worinn das edle Paar Gebrüdrichen Atheiſmus und Naturaliſmus, ſamt den halleriſchen Gedichten dem Sileno als Rieſenſchröcker aufgeopfert werden. P. Dionyſii von Lützenburg verbeſſerte Legend der Heiligen von P. Martin Cochem. Der himmliſche Gnadenbrunn St. Walburgä. Die geiſtliche Sonnenblum, d. i. kurze tägliche Beſuchungen des allerheil. Sacrament des Altars. P. Binners Muckentanz der Herren Prädicanten zu Zürch um das Licht der katholiſchen Wahrheit. Alexii Riederers Geiſtliches Seelennetz, oder 150 geiſtreiche Betrachtungen. Bulffers mit kurzen doch guten Waaren handlender evangeliſcher Kaufmann, oder kurze Sonn- und Feyertagspredigten. Der chriſtkatholiſche goldene Schlüſſel, mit welchem die Schatzkammer der zeitlich- und ewigen Güter kann aufgeſperrt werden. Hauſingers geiſtliches Frühſtück,

 oder

oder auserleſene Sittenlehren, wollen Sie dieſe und andere dergleichen ſchöne Sächelgen mehr kaufen?

Seb. Nein! was ſollte ich mit dem unſinnigen Zeuge machen!

Hier. Nicht? deſto ſchlimmer für den Buchhändler, daß Sie ſo klug ſind, er wird ſich dumme Käufer ſchaffen müſſen, oder ſein ganzer Laden wird voll bleiben.

Seb. Aber der Buchhändler ſoll der Gelehrſamkeit aufhelfen, und keine andere als gute Bücher drucken und verkaufen.

Hier. Das heißt von dem Buchhändler zu viel gefordert, der ſich nie nach dem Geſchmack der beßten Gelehrten, ja ſelbſt nicht nach ſeinem eigenen, ſondern nach dem Geſchmacke des großen Haufens richten kann, und dieſer macht es ihm nur allzuleicht, die guten Schriftſteller beynahe ganz zu entbehren.

Seb. Dies thun die Buchhändler freilich, aber ſie ſollten es nicht thun, ſondern ſie ſollten ſich billig nach dem Geſchmacke der größten Gelehrten richten, und ich habe mich ſchon oft über Sie gewundert, da Sie wiſſen was große Gelehrten von Büchern urtheilen, und doch ſchlechte Bücher drucken und verkaufen.

Hier. Mein Freund! der Geſchmack der großen Gelehrten iſt der Geſchmack ſehr weniger Leute. Der Buchhändler aber braucht ſehr viele Käufer, wenn er ſein Geſchäft treiben ſoll. Daher kommt es, daß ſo oft Autor und Verleger bey dem beſten beiderſeitigen Willen, ſich nicht vereinigen können. Jener will

den

den innern Werth ſeines Buchs verkaufen, dieſer will bloß eine Wahrſcheinlichkeit des Abſatzes kaufen. Jener ſchätzt ſeinen und ſeines Buches Werth nach dem Beifalle einiger wenigen Edlen. Dieſer überlegt, ob es möglich oder wahrſcheinlich ſey, daß viele nach dem Buche lüſtern ſeyn werden, ohne in Anſchlag zu bringen, ob ſie gelehrt oder ungelehrt, weiſe oder einfältig, nach Unterricht oder nach Zeitvertreib begierig ſind. Sehen Sie den Tyroler der dort geſchliffne optiſche Gläſer zum Verkaufe herumträgt. Er hat kein Flintglaß und keine Dollondſche Tuben. Fragen ſie ihn, warum er nicht vorzüglich ſich erkundigt, was für Gläſer die größten Aſtronomen verlangen? Er wird antworten: Ich verkaufe meine Gläſer, und bekümmere mich nicht, ob man ſie in Teleſcope ſetzt, um unbekannte Sterne zu obſerviren, oder in Perſpective, um einen entfernten Feind zu entdecken, oder den Freund der uns beſuchen will früher zu erblicken, oder in Microſcope, um im Saamenthiergen zu unterſcheiden, ob der erſte Keim des Menſchen ein Fiſch oder eine Faſer iſt, oder in Brenngläſern, um Flotten oder Tabackspfeifen anzuzünden, oder in Brillen um ſeine Schrift zu leſen. So viel iſt gewiß, irgendwozu muß die Waare brauchbar ſeyn, ſonſt führe ich ſie nicht. Doch hat mich die Erfahrung ſo viel gelehret, daß Brillen ſtärker abgehen als Teleſcopien *), zumahl

 in

*) Daß dieſe Erfahrung des Tyrolers, auch ſchon im vorigen Jahr-

in meinem Lande, wo viele Leute ein blödes Geſicht haben, und ſich kein Menſch auf die Aſtronomie legt.

Seb. Aber es iſt dennoch unrichtig, daß die Buchhandlung durch dumme Bücher in Flor kömmt, denn Sie können doch nicht läugnen, daß, ſeitdem die Kultur in Deutſchland mehr Mode geworden, die Buchhandlung mehr florire.

Hier. Das läugne ich geradezu. Zur Zeit der ſchönen dicken Poſtillen, den Zentnerſchweren Konſultationen, die Arzneybücher in Folio, der Opera omnia, der klaßiſchen Autoren und Kirchenväter in vielen Fölian=

Jahrhunderte richtig befunden worden, zeigt unter andern die weiſe Frau Verlegerin eines höchſt wichtigen türkiſch geſchriebenen Geſchlechtregiſters, mit deſſen Ueberſetzung und Commentirung Wilhelm Schickard Profeſſor zu Tübingen im Jahre 1628 die orientaliſche Geſchichte aufklären wollte. Schickard glaubte gewiß, ſein Buch würde viel Käufer haben, weil es nicht zu den gemeinen alle Tage vorkommenden Büchern gehörte, ſondern er darin den Gelehrten von einer neuen und fremden Materie, viel neues und fremdes berichten konnte. Aber aus dieſer Urſache befürchtete die Frau Verlegerin das Gegentheil. Sie verſicherte, aus der Erfahrung zu wiſſen, daß Bauerkalender viel häufiger verkauft würden, als die aſtronomiſchen Ephemeriden, aus denen ſie gemacht ſind. S. Leßings Beyträge zur Geſchichte und Litteratur. Erſter Beytrag S. 91.

lianten, der theologiſchen Bedenken und der Leichen-predigten in vielen Bänden, der Labyrinthe der Zeit, der Schaubühnen der Welt, war die Buchhandlung im Flor. Was giebt man uns jetzt anſtatt dieſer wichtigen Werke? kleine Büchelchen von wenig Bogen, die aus Hand in Hand gehen, viel geleſen und wenig gekauft werden; wodurch denn endlich die Leſer ſo klug werden, daß ihnen die alten Kernbücher anſtinken. Sehen Sie, das iſt der Vortheil, den wir Buchhändler vom Leſer der Bücher haben.

Seb. Das iſt doch ſonderbar. Wenn den Buchhändlern nichts daran gelegen iſt, daß die Bücher geleſen werden, was verlangen Sie dann, das damit vorgenommen werden ſoll?

Hier. Man ſoll ſie zerreißen, oder Wände damit tapezieren.

Seb. Gott behüte, was ſagen Sie da!

Hier. Was alle Tage geſchieht. Meine beſten Kunden ſind die Schulknaben, Handwerkspurſchen, Bauern, gute Mütterchen, die beten und ſingen, und die die Knäblein und Mägdlein oft mit ſich in die Wochenpredigten nehmen, die denn aus langer Weile fleißig die Gebetbücher und Geſangbücher zerreißen. Die Gewürzkrämer machen auch eine wichtige Konſumtion von Büchern, und in dieſem Kriege ſind viele Streitſchriften wider die Ketzer, die mir zur Laſt lagen, in Patronen verſchoſſen worden. Wände mit Büchern tapezieren, oder, um gelehrter zu reden, große Biblio-

theken errichten, war zu der Zeit Mode, als die vorhergenannten großen Bücher noch verkauſt wurden. Jetzt hat die leidige Sucht, Gedichte und kleine Modebücher zu leſen, die großen Bibliotheken und die ſchwerfällige Art zu ſtudiren, wozu große Bibliotheken nöthig waren, ganz aus der Mode gebracht: und ſeitdem iſt eine ſehr ergiebige Quelle des Reichthums der Buchhändler verſtopft. Wenn auch irgend eine tüchtige Feuersbrunſt einem Buchhändler aufhelfen könnte, ſo wird ſelten eine verbrannte Bibliothek wieder angeſchaft.

Seb. So iſt dies das Schickſal der Bücher, der Früchte des Fleißes ſo vieler verdienſtvollen würdigen Gelehrten? Zerriſſen, zu Düten gebraucht, oder vergeſſen, oder verbrannt zu werden? Darüber möchte man Blut weinen.

Hier. Geben Sie ſich zufrieden! wir reden von zwey ganz verſchiedenen Dingen. Erinnern Sie ſich nun aus Ihrem Geſpräche mit dem Hrn. Magiſter, auf welche Art die Bücher, die marktgängige Waare ſind, verfertigt werden, ſo werden Sie finden, daß ſehr viele davon eigentlich noch ein ſchlechter Schickſal verdienen.

Seb. Ganz wohl. Aber wenn auch alles wahr wäre, was Sie und der Herr Magiſter mir geſagt haben, ſo wünſchte ich doch, daß es nicht wahr ſeyn möchte.

Hier. Ich auch.

Seb. Und doch ſagen Sie ſelbſt, Ihr Vortheil erfordere es, daß die Welt dumm bleibe.

Hier.

Hier. Wenn ich als Kaufmann rede, ſo muß ich freylich wiſſen, was eigentlich mein Vortheil iſt; aber ich liebe meinen Vortheil nicht ſo ſehr, daß ich ihn mit dem Schaden der ganzen Welt erkaufen wolite. Ich liebe die Aufklärung des menſchlichen Geſchlechts; ſie fängt auch an, ſich bey uns zu zeigen; allein ſie gehet noch mit ſehr langſamen Schritten fort. Ich habe den Wirkungen derſelben oft mit Vergnügen bis in die Winkel nachgeſpürt, wohin keine gelehrte Nachricht reicht. Ich merke ſeit einiger Zeit, daß in meiner Vaterſtadt verſchiedene ſchlechte Bücher, die ich ſonſt oft verkauft habe, liegen bleiben, und freue mich darüber.

Seb. Ich frage Sie aufs Gewiſſen, mein lieber Freund, iſt nicht ein wenig Selbſtlob bey dieſer Großmuth, deren Sie ſich rühmen?

Hier. Mit nichten! denn es iſt gar keine Großmuth. Ich habe Korreſpondenz nach dümmern Staaten und Provinzen, wo dieſe ſchlechten Bücher begierig gekauft werden.

Seb. Aber wenn auch dieſe einmal klug werden?

Hier. Sehr wohl, alsdann bin ich ganz gefaßt, den Buchhandel niederzulegen, und bloß beym Kornhandel zu bleiben. Seitdem die ökonomiſchen Principien aus Frankreich bey uns Mode geworden ſind, und alles ruft: Fahrt nur viel Korn weg, ſo werdet ihr viel haben! iſt in meinem Vaterlande und in den benachbarten Gegenden ſo oft Kornmangel, daß es ſich der Mühe belohnt, ein Kornhändler zu ſeyn.

Auf

Auf allen Fall werden in meinem Vaterlande noch keine Zeuge zu Schlafrocken, noch keine Mützen, Hüte und Strümpfe gemacht; ich kann alſo noch Manufakturen anlegen. Aber wehe den Buchhändlern in dummen Ländern, wo ſchon viel Manufakturen ſind, und wo die Handlung überhäuft iſt! Wenn ein ſolch Land einmal erleuchtet wird, ſo iſt für ſie kein Mittel zur Nahrung weiter übrig.

Seb. Aber ich habe doch gehört, daß in England und in Frankreich ſich die Buchhändler bey guten Büchern ſehr wohl ſtehen ſollen.

Hier. Das kömmt daher, weil in Frankreich und in England, die Klaſſe der Schriftſteller der Klaſſe der Leſer entſpricht; weil jene ſchreiben, was dieſe zu leſen nöthig haben, und leſen können.

Seb. Iſt es denn in Deutſchland nicht eben ſo?

Hier. Sehr ſelten. Der Stand der Schriftſteller beziehet ſich in Deutſchland beynahe bloß auf ſich ſelber, oder auf den gelehrten Stand. Sehr ſelten iſt bey uns ein Gelehrter ein Homme des lettres. Ein Gelehrter iſt bey uns ein Theologe, ein Juriſt, ein Mediciner, ein Philoſoph, ein Profeſſor, ein Magiſter, ein Direktor, ein Rektor, ein Konrektor, ein Subrektor, ein Bakkalaureus, ein Collega infimus, und er ſchreibt auch nur für ſeine Zuhörer und ſeine Untergebenen. Dieſes gelehrte Völkchen von Lehrern und Lernenden, das etwa 20000 Menſchen ſtark iſt, verachtet die übrigen 20 Millionen Menſchen, die auſſer

ih-

ihnen Deutſch reden, ſo herzlich, daß es ſich nicht die Mühe nimmt, für ſie zu ſchreiben; und wenn es zuweilen geſchieht, ſo riecht das Werk gemeiniglich dermaßen nach der Lampe, *) daß es niemand anrühren will. Die zwanzig Millionen Ungelehrte vergelten den 20000 Gelehrten Verachtung mit Vergeſſenheit: ſie wiſſen kaum, daß die Gelehrten in der Welt ſind. Weil nun kein Gelehrter für Ungelehrte ſchreiben will, und dennoch die ungelehrte Welt ſo gut ihr Bedürfniß zu leſen hat, als die gelehrte, ſo bleibt das Amt für Ungelehrte zu ſchreiben, endlich den Verfaſſern der Inſeln Felſenburg, den Poſtillenſchreibern, und der moraliſchen Wochenblätter, deren Fähigkeiten den Fähigkeiten der Leſer, die ſie ſich gewählt haben, viel genauer entſprechen, als die Fähigkeiten der größten Gelehrten ihren Leſern: die daher weit mehr geleſen werden, als die größten Genien, die aber auch ihre Leſer nicht um einen Daumen breit höher hinauf heben, die vielmehr ſehr oft nicht wenig beytragen, daß das Licht der wahren Gelehrten ſich nicht auf die Ungelehrten ausbreitet. Daher ſind einige Städte bey uns ſo helle, und ganze Länder ſind in der größten Finſterniß.

Seb.

*) Der Verfaſſer, der als ein Deutſcher ſich in nichts deſſen was Deutſch iſt, ſchämet, bekennet gern, daß auch dieſes Werk von dieſem Geruche nicht wenig an ſich hat. Er warnet alle Weltleute, es nicht zu wagen ſolches zu leſen.

Seb. Aber die Wiſſenſchaften können nicht allemal ſo faßlich vorgetragen werden, daß ſie der große Haufen begreifen kann, ſie würden ſonſt nicht allein nicht erweitert werden, ſondern ſie würden endlich in ein ſeichtes Geſchwätz ausarten, das man bey halbem Hinhören begreifen kann; aber ihre wichtigſten Wahrheiten würden ſie entbehren müſſen, weil ſie nicht durch eine flüchtige Lektur, ſondern durch ein gründliches Studium begriffen werden können. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß die Franzoſen auf dieſe Art verſchiedenen Wiſſenſchaften geſchadet haben, weil ſie popular vortragen wollten, was ſich nicht popular vortragen läßt. Man würde auch dem Gelehrten alle Begierde nach neuen Entdeckungen nehmen, wenn er nie für den Gelehrten, ſondern nur für den Unwiſſenden ſchreiben ſollte. Es müſſen alſo gelehrte Bücher bloß für Gelehrte geſchrieben werden.

Hier. Ganz recht! Nur wenn die Nation durch die Schriften der Gelehrten ſoll erleuchtet werden, ſo muß ſich die Anzahl der bloß für Gelehrte geſchriebenen Bücher, zu den für das ganze menſchliche Geſchlecht geſchriebenen Büchern verhalten, wie die Anzahl der Gelehrten zu dem übrigen menſchlichen Geſchlechte, vielleicht wie 1 zu 1000, vielleicht wie 1 zu 2000. Ich befürchte aber, es wird in Deutſchland gerade umgekehrt ſeyn.

Seb. Aber wenn nun bey uns in Deutſchland die Anzahl derjenigen Gelehrten, die ſich fähig finden, durch neue Erfindungen die Gränzen der Wiſſenſchaf-

ten zu erweitern, gröſſer iſt, als derer, die ſich fähig finden, die ſchon erfundenen Wahrheiten für das Publikum faßlich zu machen?

Hier. Ich zweifle, daß deßhalb die Deutſchen Gelehrten bloß für Gelehrte ſchreiben, weil ſie viel neue Entdeckungen zu machen hätten. Es ſind in Deutſchland, nach einer gewiß nicht zu ſtarken Berechnung, ſeit hundert Jahren 400 bis 500 Logiken geſchrieben worden; vielleicht in dreyen oder vieren mag dieſe Wiſſenſchaft durch neue Entdeckungen bereichert worden ſeyn, die übrigen ſchreiben ſich aus, und aufs höchſte haben ſie einige Definitionen verändert, und einige Lehrſätze anders eingekleidet: und dieß ſind die neue Erfindungen, worauf ſie ſtolz thun. Sind ſolche Entdeckungen wohl der Mühe werth? und wäre es nicht beſſer geweſen, wenn die, die ſo wenig entdecken konnten, ſich lieber befliſſen hätten, das ſchon entdeckte gemeinnützig zu machen? Es kömmt mir vor, als ob in Deutſchland in den beiden vorigen Jahrhunderten Materialien zu dem großen Gebäude der Wiſſenſchaften wären geſammelt worden, die aber in ziemlicher Unordnung untereinander herumlagen, Quaderſteine, Backſteine, Dachziegel, Balken, Bretter, Eiſenwerk, u. ſ. w. Im vorigen Jahrhunderte war die Beſchäfftigung der Gelehrten, die Materialien abzuſondern, und jede Art in zierliche Schichten übereinander zu ſetzen. In dieſem Jahrhunderte hätten Baumeiſter kommen ſollen, die aus dieſen Materialien, dem menſchlichen Geſchlechte zum Beſten, Gebäude gebauet

hät-

hätten. Aber jeder Gelehrte fährt fort, ſein Schichtchen Backſteine vor ſich her dicht aufeinander zu legen, und nennt es ein Lehrgebäude. Iſt jemand ſo glücklich, auf ſeinem Spaziergange ein Paar einzelne Steine zu finden, und ſie in guter Ordnung zu ſeinem Häufchen hinzuzulegen, ſo heißt er ein Erfinder. Derjenige, der große Quaderſteine in Graben neben einander wälzt, daß ſie einmal künftig einem Gebäude zum Grunde dienen könnten, heißt ein tiefſinniger gründlicher Mann. So thun unſere ſämtlichen Gelehrten nichts, als Materialien in Ordnung bringen, und einen Grund legen. Fängt aber jemand an, aus den verſchiedenen großen Haufen Materialien, die Jahrhunderte lang dicht aufeinander gelegen haben, auf den ſchon gelegten Grund ein Gebäude zu bauen, ſo verſpottet man ihn als einen ſeichten Kopf, der Materialien und Grund von andern nimmt, und deſſen Ordnung voller Lücken iſt. Man bedenkt nicht, daß durch dieſe Lücken das Licht in das Gebäude fällt, und daß durch dieſelben Menſchen in das Gebäude hineingehen können; dahingegen in den dichten Haufen weder Licht noch Wärme dringen, und keine menſchliche Kreatur darinn wohnen konnte. Man ſollte nicht zufrieden ſeyn, jede Wiſſenſchaft vor ſich in ein Lehrgebäude zu ordnen, ſondern eine jede Wiſſenſchaft ſollte billig auf alle andern, und alle zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft angewendet werden.

Seb. Aber ich wiederhole noch einmal, die Wiſſenſchaften würden ſeicht werden, wenn man nicht fortführe ihre Theorien zu unterſuchen. Wohin ſoll es endlich mit ihnen kommen, wenn man bloß das, was davon dem gemeinen Haufen faßlich iſt, bearbeiten will?

Hier. Und wohin ſoll es endlich mit der Beförderung der Entwicklung aller Kräfte des Geiſtes, mit der Erleuchtung des ganzen menſchlichen Geſchlechts kommen, die der vorzüglichſte Zweck der Wiſſenſchaften iſt, wenn die Gelehrten bloß für ſich, und jede Art von Gelehrten beſonders für ſich, in ihrem kleinen Zirkel bleiben, und den großen Zirkel der übrigen ganzen Nation ihrer Achtſamkeit unwürdig halten wollen. Es können zwar immer einige Gelehrte von Profeßion bleiben, davon jeder über ſeine Wiſſenſchaft einzeln nachdenkt, und ſeine Bemerkungen den Gelehrten mittheilet. Aber haben denn die Gelehrten gar keine Pflichten gegen das übrige menſchliche Geſchlecht? Der Bauer, der das Feld beſäet, der Weber, der Zeuge bereitet, der Maurer, der Häuſer bauet, der Kaufmann, der die zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit gereichenden Dinge zuſammenbringt, tragen, jeder durch ſeinen Fleiß, das ihrige zum gemeinen Beſten bey, und auch die Gelehrten werden durch ſie genähret, bekleidet, vor den Ungemächlichkeiten des Wetters bewahrt, und mit Bequemlichkeiten verſehen: ſollten die Gelehrten nun ein Recht haben, ihre Ein-

ſichten beſtändig nur unter ſich zu behalten, und ſie nie dieſem geſchäfftigen Theile der Nation, für die Wohlthaten, die ſie täglich von ihm empfangen, mitzutheilen. Sie können dieſes nicht allein dadurch thun, wenn ſie gewiſſe gemeinnützige Wahrheiten faßlich vortragen, welche Beſchäfftigung viele Gelehrten deßhalb verachten, weil ſie glauben, daß nur mäßige Geſchicklichkeit dazu gehöre. Es giebt vielmehr noch eine höhere Art der Gemeinnützigkeit, die Genie, Gelehrſamkeit, Anſtrengung aller Geiſteskräfte erfodert, und die man dadurch erreicht, wenn man, wie ich ſchon geſagt habe, nicht allein jede Wiſſenſchaft für ſich ſelbſt, ſondern auch in Abſicht auf alle andern, und alle in Abſicht auf die menſchliche Geſellſchaft betrachtet. Hierinn fehlen die meiſten Deutſchen Schriftſteller, die ihre Wiſſenſchaft zwar aus dem Grunde verſtehen, aber ſie bloß allein für ſich, und nie in dem Zuſammenhange mit den übrigen Wiſſenſchaften, und nie in Abſicht auf den Nutzen des menſchlichen Geſchlechts, betrachten. Ein Kriminaliſt iſt ein grundgelehrter Mann, wenn er alle Ausgaben der peinlichen Halsgerichtsordnung mit ihren Kommentarien durchgeleſen und verglichen hat, und genau zu beſtimmen weiß, in welchem Falle, und im wie vielſten Grade man zur Tortur ſchreiten ſoll. Er hält den für einen ſchwachen Kopf, der noch erſt unterſuchen will, ob ein Erforſchungsmittel der Wahrheit, das im Heil. Römiſchen Reiche ſchon vor mehr als zweyhundert Jah-

ren durch Geſetze vorgeſchrieben worden, unzulänglich, ja gar unmenſchlich ſeyn könne. Ein Lehrer des Deutſchen Kirchenrechts wird mit gröſſeſter Gründlichkeit und Beleſenheit beweiſen, daß im Heil. Römiſchen Reiche nur zwey Religionen exiſtiren dürfen, und daß es reichsgeſetzwidrig ſey, wenn derjenige, der keiner dieſer beiden Religionen beyfällt, nicht ſogleich des Deutſchen Vaterlandes verwieſen werde. Laß den friedfertigen Gottesgelehrten, laß den menſchenfreundlichen Philoſophen, laß den einſichtsvollen Politiker dawider auftreten, und verſichern, wahre Religion, Wohl der Menſchen, und Wohl des Staats erfodere, daß man niemand dogmatiſcher Lehren wegen verdamme, und keinen Ketzer, ſobald er ein guter Bürger iſt, aus dem Lande jage: er wird ſie bloß bedauren, daß ſie in der Kenntniß des Deutſchen Kirchenrechts ſo unwiſſend ſind. Laß ſie ſich auf die geſunde Vernunft berufen: er wird voll Verachtung antworten, daß man ſo wenig das Deutſche Kirchenrecht, als das Deutſche Staatsrecht nach der Vernunft, ſondern nach dem Herkommen beurtheilen müſſe. Eben ſo ſammelt der Geſchichtſchreiber eine Menge Thatſachen, ohne Wahl und Abſicht, ohne daraus Philoſophie, Politik oder Kenntniß des Menſchen zu erläutern, und der Philologe giebt klaßiſche Autoren heraus, ſammelt Leſearten und berichtigt Varianten, ohne ein einzigmal ſeine Leſer auf den Geiſt der alten Schriftſteller, auf den Zweck, warum ſie

geſchrieben haben, zu führen. Wenn ich nicht gewohnt wäre, weder im Guten noch im Böſen von Gottesgelehrten zu reden, ſo würde ich die anführen, die mit ihren Nebengottesgelehrten beſtändig Dogmatik, Exegeſe und Polemik wechſeln, ohne jemals zu überlegen, welchen Einfluß Dogmatik, Exegeſe und Polemik auf die Verbeſſerung des menſchlichen Geiſtes haben könne, und wie ſie ſich gegen Geſchichte, Philoſophie und Politik verhalte. Wann jemals die Deutſchen Schriftſteller anfangen, die Wiſſenſchaften aus ſolchen Augenpunkten zu betrachten, ſo werden ſie ſie mit weit glücklicherm Erfolg erweitern, als durch trockne Kompendien, leere Spekulationen und abſichtloſe Kompilationen; ſie werden für Kenner ſchreiben, und doch den Leſern aus allen Ständen intereſſant werden. Selbſt durch dieſes Intereſſe werden ſie alle Arten von Leſern zum Studiren wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe ermuntern. Auf dieſe Weiſe werden ſich die Wiſſenſchaften in mehrere Stände ausbreiten, und gelehrte Schriftſteller werden alsdann mehr erleuchteten Leſern faßlich ſchreiben können, ohne der ſeichten Denkungsart des großen Haufens zu Gefallen, eine unrecht verſtandene Popularität zu affectiren.

Seb. Ich finde, daß Sie vollkommen recht haben. Ich kenne keinen höhern Nutzen der Wiſſenſchaften, als die Erleuchtung des menſchlichen Geſchlechts. Aber hiezu haben gewiß vortrefliche Deutſche Schriftſteller

ſteller auch das Ihrige beygetragen. Ich darf Ihnen nur aus dem Fache, das ich kenne, die würdigen Gottesgelehrten unſers Vaterlandes ins Gemüth bringen, die ſich mit glücklichem Erfolge bemühet haben, Dogmatik, Exegeſe und Polemik, nach dem Nutzen und dem Schaden, den ſie dem menſchlichen Geſchlechte bringen können, zu betrachten.

Hier. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich von keinem Gottesgelehrten urtheilen will: aber ich verehre die großen Schriftſteller in allen Wiſſenſchaften, die von philoſophiſchen und menſchenfreundlichen Abſichten belebt, mehrere Wiſſenſchaften zugleich überſchauen, und das wahre Verhältniß einer jeden zur allgemeinen Erkenntniß zu beſtimmen ſuchen. Deutſchland hat einige, und ſie ſind vortrefflich, aber ſie ſind in ſehr geringer Anzahl. Die meiſten Deutſchen Schriftſteller, voll pedantiſchen Stolzes, ſind nur bemühet, den Theil der Wiſſenſchaften, den ſie lehren, er mag nun klein, unbeträchtlich, ja wohl ſchädlich ſeyn, als den wichtigſten auszugeben, und ihnen dünkt, um zu meinem vorigen Gleichniße zurück zu kommen, daß der kleine Haufen Steine, den ſie ſammeln und Stein über Stein aufſtappeln, wichtiger und nützlicher ſey, als das größte Gebäude.

Seb. Mein Freund! Sie ſind wirklich gegen die Deutſchen Gelehrten ungerecht, und nehmen Sie es mir nicht übel, faſt muß ich glauben, dieß komme von Ihrem Stande her. Sie ſelbſt haben die Tiefen der

Gelehrſamkeit nicht erforſchet, und wiſſen alſo auch nicht, wie ein wahrer Gelehrter eigentlich beſchaffen iſt. Ein wahrer Gelehrter ſiehet alle Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß in einem weit hellern Lichte, als ein Ungelehrter, und kann daher von ihrem Werthe und Unwerthe beſſer urtheilen; er wird nie die Wiſſenſchaft, in der er arbeitet, höher achten, als ſie es werth iſt, oder deßhalb die andern Wiſſenſchaften, wenn ſie wichtiger ſind, vernachläßigen. Die Wiſſenſchaften, mein lieber Herr Hieronymus, ſind durch ein allgemeines Band verbunden, und wer bloß ſeine Wiſſenſchaft ſchätzen wollte, und die andern nicht, handelte ſo thöricht, daß ſich dieß von keinem wahren Gelehrten vermuthen läßt. Lernen Sie die Gelehrten beſſer kennen.

Hier. Haben Sie den Meßkatalogus von dieſer Meſſe ſchon geleſen?

Seb. Wie kommen Sie darauf? nein, noch nicht.

Hier. Wir wollen einmal die Beſchaffenheit der neuen deutſchen Bücher aus dieſem Katalogus beurtheilen. Laſſen Sie uns einmal zuſammenrechnen, wie viel von jeder Art der Wiſſenſchaften Bücher herausgekommen ſind, und hernach darüber Betrachtungen anſtellen.

Seb. Sehr gern, dieß wird Sie am beſten widerlegen. Wahre Gelehrte ſehen allemal, das laſſe ich mir nicht ausreden, auf dasjenige, was dem Ganzen vor-

vortheilhaft iſt, nicht, was ihnen insbeſondere gefällt.

Sie fiengen alſo an, den Meßkatalogus durchzugehen, und fanden 350 Ueberſetzungen *) aus verſchiedenen Sprachen, 65 neue Stücke von Journalen, 40 Kompendien und Leſebücher, 74 Diſſertationen und Programmen, 53 Bände Predigten, 67 theologiſche Bücher von allerhand Art, aber nur 9 juriſtiſche, weil die Anweiſung zum Reichsprozeſſe und zum Kriminalprozeſſe ſchon oben unter den Kompendien gerechnet worden, 23 medicmiſche Bücher, 16 Wochenblätter, 3 Geſchichtbücher, 37 diplomatiſche Bücher, 17 Romane, meiſtens in Erfurt, Dresden und Regenſpurg gedruckt, 43 ökonomiſche große und kleine Traktate, 31 Gedichte, 3 mathematiſche Bücher, 1 phyſikaliſch Buch und 15 aus der Naturhiſtorie. Hingegen fanden ſich nur zwey einige Wochen vor der Meſſe erſchienene Bücher, worinn die Wiſſenſchaften in ihrer Verbindung, und in Verhältniß auf die Menſchheit, betrachtet wurden, und von dieſen verſicherten verſchiedene gelehrte Zeitungen, voller Verachtung, daß ihre Verfaſſer ſeichte Köpfe wären, die keine gründlichen

*) Diejenigen, denen etwan die Anzahl der Ueberſetzungen und Journale, nach Proportion, allzuſtark dünken ſollte, müſſen bedenken, daß es eine Michaelmeße war. Denn wenn auch einige Schriftſteller im Sommer ſpazieren gehen, ſo arbeiten doch Ueberſetzer und Journaliſten, im Sommer und Winter, mit gleicher Thätigkeit fort.

chen Einſichten in die Wiſſenſchaften hätten, und bloß durch das geringe Verdienſt einer guten Schreibart bey dem gelehrten Pöbel Beyfall erſchlichen.

Hieronymus gieng in ein Nebenzimmer, um dieſe Zeitungsſtücke zu ſuchen; weil er aber dabey etwas verweilte, hatte Sebaldus indeſſen eiligſt 13 Titel von neuen Büchern über die Apocalypſe, die er ſich beym Durchſehen des Katalogus heimlich mit dem Nagel gezeichnet hatte, auf einen Zedel ausgezogen, mit dem er dem Hieronymus entgegen kam, und ihn ſehr angelegentlich bat, ihm dieſe Bücher zu leihen. Der gefällige Hieronymus fieng gleich an zu ſuchen, und kaum hatte er ſie herbey geholt, als Sebaldus, des bisherigen Geſprächs ganz uneingedenk, ſie unter den Arm nahm und damit nach Hauſe eilte, wo er nicht ruhete, bis er eins nach dem andern durchgelaufen hatte.

Den dritten Tag brachte er dem Hieronymus die Bücher zurück, und nahm ſich unterwegs vor, ſeinem Freund zwar für die Bücher zu danken, aber ihm doch wegen ſeiner irrigen Meinung, von der partheyiſchen Achtung der Gelehrten für ihre Lieblingswiſſenſchaft, den Kopf zurechte zu ſetzen: allein er fand, zu ſeinem Mißvergnügen, daß der gute Hieronymus bereits abgereiſet war; daher er ſowohl ſeinen Dank als ſeine Ermahnung bey ſich behalten mußte.

Dritter Abſchnitt.

Inzwiſchen konnte Sebaldus die Geſpräche, die er mit dem Magiſter und mit dem Hieronymus gehalten hatte, gar nicht vergeſſen. Er ſollte die ganze Idee, die er ſich von dem Zwecke des gelehrten Lebens, und von dem Zuſtande der Deutſchen Schriftſtellers gemacht hatte, ändern. Er ſollte glauben, daß der gröſte Theil der Schriftſteller von Profeſſion, nicht ſo uneigennützig, als er ſelbſt, bloß um die Ausbreitung der Wahrheit, beſorgt wären. Dieß war ihm unerträglich. Er redete alſo mit jedem von dieſer Sache, der ihm vorkam. Beſonders war er an einem ſeiner Nebenkorrektoren gerathen, der es als eine Verſorgung anſah, wenn er bis zu dem Poſten eines Ueberſetzers fortſchreiten könnte. Er war auch ſo glücklich geweſen, wir wiſſen nicht, ob von eine Paraphraſe übers neue Teſtament in einigen Foliobänden, oder von einer Antideiſtiſchen Bibel in einigen Quartbänden, die einem Ueberſetzungsunternehmer in Pauſch und Bogen war verdungen worden, durch die vierte Hand ein halbes Alphabet zum Ueberſetzen zu erhalten. Er hatte das Vergnügen, ſeine Handſchrift gedruckt zu ſehen, und fand ſich um einen Zoll gröſſer, als ein gemeiner Korrektor. Er konnte nicht umhin, ſeinen Nebenkorrektor Sebaldus ſeine Gröſſe fühlen zu laſſen. Er war nicht wenig erſtaunt, daß dieſer

anſtatt das Geſchäft eines Ueberſetzers, wie er, zu verehren, vielmehr davon mit der äuſſerſten Verachtung ſprach. Es entſtand daher ein zimlich lebhafter Worte wechſel zwiſchen ihnen, welcher endlich heftig ward, da ſie, ich weiß nicht wie, auch auf die Apokalypſin geriethen, wovon der Korrektor die richtigen bengeliſchcurſianiſchen Begriffe hatte. Er erſtaunte nicht wenig darüber, daß Sebaldus, anſtatt die Apokalypſe n der Chriſtlichen Kirche erklären zu wollen, ſie für eine Wiederholung der Geſchichte Frankreichs ausgab: aber er gerith in Wuth, da er vernahm, daß Sebaldus aus der Einrichtung des himmliſchen Jeruſalems die Endlichkeit der Höllenſtrafen behaupten wollte. Er kreuzte und ſegnete ſich über ſolche Ketzerey, und lief ſogleich zu verſchiedenen Buchdruckern, die ihm und dem Sebaldus die meiſten Bogen zu korrigiren gaben. Er klagte ihnen, nicht etwan des Sebaldus unrichtige Erklärungen der Apokalypſe, welches vielleicht nicht viel Eindruck gemacht haben würde, ſondern, daß Sebaldus gegen jedermann die Ueberſetzungsmanufakturen, als einen der Gelehrſamkeit nachtheiligen Mißbrauch verdammte, und daß er bey dieſer Gelegenheit von den Buchdruckern und Verlegern, die mit Ueberſetzungen ein nützliches Gewerbe treiben, nicht mit der gebührenden Ehrfurcht geſprochen habe. Sebaldus fand, als er wieder bey ſeinen gebietenden Herren erſchien, die Mienen kalt, die Stirnen gerunzelt; darauf folgten Klagen über die

ſchlech-

ſchlechten Zeiten, welche machten, daß itzt weniger gedruckt würde, und daß man ihm daher weniger Korrekturen geben könnte. Er bekam in kurzem in der That gar keine mehr; und weil ſein rachſüchtiger Kollege ihn, als einen Menſchen, der die Endlichkeit der Höllenſtrafen glaubte, an ſolchen Orten abgemahlt hatte, wo dieſer Vorwurf mehr Eindruck machte, als bey Buchdruckern, ſo merkte er gar bald, daß ſich jedermann vor ihm ſcheuete. In wenigen Wochen ward er genöthiget, die Dachſtube, wo er vor kurzem ſo vergnügt geweſen war, mit einem Keller in der Vorſtadt zu vertauſchen, worinn ihn ein armer Mann aufnahm, den er, zur Zeit ſeines Wohlſtandes, als Markthelfer bey einem Buchhändler angebracht hatte. Dieſer Mann, und ſein geweſener Nachbar, der Magiſter, waren nun ſeine einzigen Freunde, deren Gutthaten gerade hinreichend waren, ihm das Leben zu erhalten.

Eines Tages, den er ungegeſſen zugebracht hatte, war er gegen Abend zu ſeinem Freunde, dem Magiſter, gegangen, der ſehr gern ſein dürftiges Einkommen mit ihm theilte, und durch freundſchaftliche und lehrreiche Geſpräche ſeinem Geiſte die Thätigkeit wieder gab, die das Elend zu vernichten pflegt. Er kam zwar als es ſchon dunkel ward, doch bey Zeiten, nach ſeinem Keller zurück, weil der Thorgroſchen ein Kapital war, das er zu ſparen nöthig hatte. Er war ſchon in den finſtern Gang hineingetreten, der zu ſeiner Schlafſtätte führte, als er in einiger Entfernung

ſich

ſich etwas regen ſah, und bey näherer Unterſuchung, einen Menſchen in einem Winkel ſitzend fand. Sebaldus hielt ihn für einen Dieb, und ob er ſich gleich etwas entſetzte, ſo ſagte er doch ganz kalt: „Freund, „wenn du etwas zu ſtehlen ſuchſt, ſo biſt du hier an „den unrechten Ort gekommen.„

„Ach! mein lieber Herr,„ antwortete eine unbekannte Stimme, „ich bin kein Räuber, verrathen „Sie einen Unglücklichen nicht.„

„Nein, Freund, ſagte Sebaldus, ein Menſch „der ſelbſt elend iſt, iſt nicht grauſam.„

Hiemit gieng er in die ſchon geöffnete Kellerſtube, ſchlug Licht an, (denn ſein Wirth, der Markthelfer, war noch nicht zu Hauſe,) und erblickte einen jungen Menſchen, wohlgeſtaltet, aber todtenblaß. Sebaldus bot ihm die Hand, führte ihn hinein, hieß ihn gutes Muthes ſeyn, und fragte, wie er hieher käme.

„Ich habe, ſagte der Jüngling, ſtudiert, aber ich „habe mich, bey einer unglücklichen Dorfſchwärmerey, „welche die Jugend Luſtbarkeit heißt, in einer Stun„de, wo ich meiner Sinne nicht mächtig war, zum „Soldaten anwerben laſſen. Die Reue folgte auf „dieſen Schritt nur allzubald. Ich wußte, daß mein „Vater Vermögen hat, meine Loskaufung zu bezah„len. Er iſt Generalſuperintendent in ** —„

„Wie? in **? und er heißt? —„

„Stauzius.„

„Ich

„ Ich kenne Ihren Vater, ſagte Sebaldus ſehr „ gelaſſen, und Sie ſollen hier einen ſichern Aufent„ halt haben, bis Sie Ihrem Vater Ihren Zuſtand „ melden können. „

„ Ich habe bereits an meinen Vater geſchrieben, „ und habe ihn um Beyſtand erſucht. Er antworteee „ mir, daß er mit der Landkutſche, die morgen „ Vormittag hier ankömmt, eintreffen werde. Ich „ ſollte aber ſchon, durch einen unwiederrüflichen „ Befehl, morgen früh mit einem Rekrutentrans„ porte abgehen. Ich befürchtete, daß alsdann mei„ nes Vaters Hülfe zu ſpät ſeyn möchte, ich war auſſer „ mir, und da die Schildwache auf einen Augenblick „ nicht aufmerkſam war, entſprang ich im Dunkeln, „ und dachte in dieſem Winkel unentdeckt zu bleiben. „ Was ich morgen thun ſollte, wußte ich nicht, und „ faſt weiß ich es noch nicht, denn mein Vatrr iſt ein „ ſtrenger und harter Mann, und ich fürchte mich bey„ nahe ſo ſehr, ihm unter die Augen zu tretten, als „ meinen Werbern. — „

„ Fürchten Sie ſich nicht, er wird väterliche Geſin„ nungen haben; ich bin auch Vater, und weiß nur „ allzu gut, daß auch den, den fremdes Unglück nicht „ rührt, das Unglück eines Sohnes rühren wird. „ Ich will Ihren Vater aufſuchen, wenn es möglich „ ſeyn wird ihn zu finden. „

„ Er

„ Er iſt leicht zu finden, er wird im blauen Hechte
„ abtreten, wo Sie nur nach dem Paſſagier fragen
„ dürfen, der mit der Jenaiſchen Landkutſche angekom„
„ men iſt. „

Indem ſie ſo redeten, kam der Hauswirth, der ehrliche Markthelfer, nach Hauſe. Ob er ſich gleich vor den Soldaten ſehr fürchtete, ſo ließ er ſich doch, durch natürliches Mitleid und durch des Sebaldus Zureden, bewegen, den Fremden aufzunehmen, und ſtand ihm einen Antheil an dem gemeinſchaftlichen Strohlager zu.

Des andern Morgens gieng Sebaldus bey Zeiten nach dem blauen Hechte, und ward ſogleich in das Zimmer des Fremden, den er ſuchte, geführet. Die Kleidung des Sebaldus, und die Hagerkeit ſeines Geſichts zeigte, daß er ein Sohn des Elendes war, und Stauzius, den das Bewußtſeyn ſeiner eigenen Wichtigkeit niemals verließ, konnte, als er ihn erblickte, ſich nichts anders vorſtellen, als daß er vom Elende darniedergedruckt, eine reinere Orthodoxie angeloben, und ſich zu anderweitiger Beförderung empfehlen wollte. Weil er aber noch nicht geneigt war, einem alten Gegner ſeiner Meinungen es ſo geſchwinde zu vergeben, daß deſſen Grundſätze vernünftiger geweſen, als die ſeinigen, ſo fuhr er ihn beym erſten Anblick an:

„ Iſt es nicht entſetzlich, daß einen die Bettler über„
„ laufen, wenn man kaum aus dem Wagen geſtiegen

„ iſt!

„ iſt! Was will Er, Freund? Denke er nur nicht, „ daß ich Ihm glauben werde, wenn Er mir etwas „ vom Verlaſſen ſeiner Irrthümer vorſchwatzen will; „ das ſind lauter leere Worte. Er iſt viel zu lange bey „ ſeinen grundſtürzenden Irrthümern verharret, als „ daß man von Ihm eine aufrichtige Beſſerung hoffen „ könnte. Wir wollen bey uns keine Wölfe in Schafs„ kleidern haben; ich möchte einem Menſchen, der ein„ mal ſo verdammliche Grundſätze gehabt hat, nicht „ einmal einen Küſterdienſt anvertrauen. Was will „ Er alſo von mir? ich kann Ihm nicht helfen. „ — Sebaldus antwortete ſehr gelaſſen: „ Ich komme „ nicht meinetwegen; ich kenne Sie und mich zu genau, „ als daß ich von Ihnen Hülfe erwarten ſollte. „ —

„ Und doch, „ ‒ ‒ ſagte Stauzius, der den Sebaldus von oben bis unten anſah, und in dieſem Augenblicke auf ſeine Leibesgeſtalt ein Projeckt bauete, „ und „ doch könnte ich Ihm vielleicht einige Hülfe angedei„ hen laſſen. Er iſt in elenden Umſtänden, das ſehe „ ich! im geiſtlichen Stande iſt nichts für Ihn zu thun, „ was will Er alſo anfangen? Höre Er an, Er iſt bey„ nahe ſechs Fuß hoch, werde Er Soldat; zwar iſt „ Er nicht mehr jung, aber die Gröſſe wird machen, „ daß mans mit dem Alter nicht ſo genau nehmen „ wird. Kann Er ja die Strapazen nicht ausſtehen, „ ſo wird Er ins Lazareth gebracht, und da iſt Er „ verſorgt. Laſſe Er ſich alſo anwerben, es werden „ ſich Leute finden, die Ihm ein gutes Handgeld „ geben werden. „

Sebaldus ſagte lächelnd: „Es war eine Zeit, wo „es mir ſehr übel genommen ward, daß ich Leuten „gerathen hatte, in den Krieg zu gehen.

„Ja: das war etwas anders; an heiliger Stätte „ſchickte ſich dieß nicht. Aber itzt„ . . .

„Soll ich an Ihres Sohnes Stelle vielleicht „Soldat werden? . . .

„An meines Sohnes Stelle? was weiß Er von „meinem Sohne?„

„Ich weiß, daß Ihr Sohn ſich hat anwerben laſſen, „daß er geſtern Abends aus der Wache entſprungen „iſt, daß ich ihn bey mir aufgenommen habe, und „daß ich bloß zu Ihnen gekommen bin, um Ihnen „zu melden, daß er bey mir in ſicherer Verwahrung „bleiben ſoll, bis Sie ſein Schickſal werden können „zu verbeſſern ſuchen. Ich verlange von Ihnen da- „für keinen Dank, daß ich gegen einen Menſchen „Mitleiden empfunden habe, und es ihm bloß deßhalb „nicht habe verſagen wollen, weil ich erfuhr, daß er „Ihr Sohn war. — Wollen Sie noch, daß ich „mich für ihn anwerben laſſen ſoll? Wenn dieß das „einzige Mittel wäre, Sie und Ihren Sohn glück- „lich zu machen, ſo wäre es in dem Elende, in dem „ich ſchmachte, doch nur ein geringes Opfer. —„

Stauzius war ganz erſtaunt, und verſetzte ſtammelnd, „daß Sebaldus — wirklich ſehr gütig „wäre;„ und nun folgte eine Unterredung, deren Schluß war, daß der junge Stauzius ſo lange

beym Sebaldus bleiben ſollte, bis der Vater ſeine Loslaſſung bewirkt hätte.

Nun gieng Sebaldus nach Hauſe, den Jüngling zu tröſten. Aber er hatte kaum Zeit, das vorgezangne zu erzehlen, als ein Kommando Soldaten in die Stube ſtürtzte, und beyde auf die Hauptwache ſchleppte, wo ſie den ehrlichen Markthelfer ſchon fanden.

Stauzius erfuhr dieſen Vorfall ſehr bald, und dachte auch ihn zu ſeinem Vortheile anzuwenden. Es war ihm ein rechter Ernſt geweſen, den Sebaldus an ſeines Sohnes Stelle zu ſetzen, und er glaubte nun deſſelben Loslaſſung um einen deſto wohlfeilern Preis zu bewirken, da er zwey Perſonen an ſeine Stelle geben konnte. Er fand aber ſehr bald, daß der Hauptmann gar nicht geneigt war, zwey Rekruten, die er ſchon in ſeiner Gewalt hatte, an die Stelle Eines, den er losgeben ſollte, ſich vorſchlagen zulaſſen, und daß die Loßlaſſung des jungen Stauzius izt weit mehr Schwierigkeiten habe, als vorher.

In dieſem Zuſtande blieben die Sachen einige Tage, in denen Sebaldus alles, was Elend und Kummer ſchreckliches haben kann, ausſtehen mußte. Ohne Nahrung, ohne Lager, war er den ganzen Tag dem Lärmen und dem Spotte roher Soldaten ausgeſetzt; und innerlich nagte ihn der Kummer, daß er ſeinen Wohlthäter, den Markthelfer, mit ſich unglücklich gemacht hatte. Es war nicht abzuſehen, in welches tiefe Elend dieſer Vorfall beide ſtürzen konnte, und er

kannte keinen Freund der ihm helfen wollte, oder der es konnte, wenn er gleich gewollt hätte. Mit dieſen traurigen Gedanken beſchäfftigte er ſich eines Tages, als der Unterofficier, der ehemals durch ſeine Predigt zehn Rekruten erhalten hatte, in die Wache trat, um ſich nach einem Arreſtanten zu erkundigen. Er erblickte unter andern den Sebaldus, lief auf ihn zu, drückete ihm treuherzig die Hand, und fragte, wie er hieher käme. Sebaldus erzählte es kürzlich. Der Unterofficier ſchwur mit einem kräftigen Fluche, daß ein ſo rechtſchaffner Mann nicht länger im Gefängniſſe bleiben ſollte, gieng ſtehendes Fußes zu ſeinem Major, der das Bataillon kommandirte, und in weniger als einer Stunde kam er zurück, befreyete ſowohl den Sebaldus, als den Markthelfer, und führete den erſtern ſogleich mit ſich zu ſeinem Major.

Der Major war ein Mann in ſeinem ſieben und funfzigſten Jahre, der von ſeinem funfzehnten Jahre an Soldat geweſen war, und von unten auf gedienet hatte. Er war brav, wie ſein Degen, aber ſeine moraliſchen Grundſätze würden, wenn man ſie nach Millers Einleitung in die Mosheimiſche Sittenlehre hätte prüfen wollen, freylich ſehr unzuſammenhängend und widerſprechend befunden worden ſeyn. Er glaubte die Unſterblichkeit der Seele nicht; und bekümmerte ſich doch ſehr wenig um die Fortdauer ſeines Lebens, ſondern ſetzte es ſehr oft, ohne die äuſſerſte Nothwendigkeit in Gefahr. Er war eben nicht ſehr

ſehr religiös, und war auch eben nicht ein Lobredner des geiſtlichen Standes; dennoch aber ehrte und beſchützte er ihn vor allen anderen. Er gieng ſelten in die Kirche; aber ſeine Soldaten hielt er ſehr ſtrenge dazu an. Er ſchwur und fluchte ſehr oft; aber kein Subaltern durfte fluchen, wenn er es hörte. Er war aus Temperament keuſch; aber auf einen jungen Soldaten, von dem er wußte, daß er ſich niemals in ein Mägdchen verliebt hatte, ließ er beſtändig Acht geben, weil er ſich nicht viel Gutes zu ihm verſah. Sein Verſprechen, wenn er es einmal gegeben hatte, war unwiederruflich; gleichwohl widerſprach er ſeiner eignen Meinung ſchnell, ſo bald er merkte, daß er möchte geirret haben. Er beleidigte kein Kind; aber beleidigt war er äußerſt rachgierig, aus dem Grundſatze, ein braver Mann müſſe nichts auf ſich ſitzen laſſen.

Als Sebaldus vor ihm erſchien, nahm er ihn bey der Hand, und dankte ihm für die zehn ſchönen Rekruten, die er durch ſeine geiſtreiche Predigt dem Bataillon verſchafft hätte. Als ihm aber Sebaldus erzählte, welche traurige Folgen dieſe Predigt für ihn und ſeine Familie gehabt habe, gerieth er in ein tiefes Nachſinnen, worinn er den Sebaldus von Zeit zu Zeit anblickte; und als dieſer fortfuhr zu erzehlen, daß der Superintendent Stauzius die eigentliche Urſache ſeines Unglücks, und daß eben dieſer Stauzius der Vater des arretierten Rekruten

ſey, ſprang er auf, und rief mit einem kräftigen Schwure aus: „Wohl mir, daß ich den alten Schur„ken in meiner Gewalt habe! So lange ich in Feindes „Lande bin, habe ich noch keinen Menſchen gepei„nigt: aber Herr! den Böſewicht will ich peinigen. „Der Sohn ſoll ewig Soldat bleiben, und den al„ten Bärenhäuter will ich krumm ſchlieſſen laſſen, „bis er alles Unrecht erſetzt, das er einem ſo braven „Mann, wie Er, Herr Magiſter, gethan hat.“ Hier rief er den Unterofficier herein: „Höre, ſagte er, den „Augenblick arretire den fremden Superintendenten „im blauen Hechte; der Kerl iſt ein Spion, er iſt ...“ Hier ſchloß ihm der Zorn den Mund. Der Unterofficier, der einen Theil des Unrechts wußte, deſſen Stauzius ſchuldig war, ſtrich ſich den Bart, und ſagte lächelnd, daß er eben unten im Hauſe wäre, und daß er ihn ſeit dem nicht aus den Augen gelaſſen hätte. „Gut! ſo laß den Schurken gleich heraufkom„men,„ rief der Major.

Sebaldus bat, gehört zu werden, und ließ nicht ab, zu bitten, daß er den Superintendenten wenigſtens nur itzt, in dieſer Gemüthsverfaſſung, nicht ſehen möchte. Der Major ließ ſich bewegen, und rief zur Thür hinaus, der Gefangene ſollte warten.

Sebaldus fieng nun an, dem Major weitläuftig vorzuſtellen, “daß ihm mit dem Unglücke der beiden Stauze gar nicht gedienet ſey; daß ſeine Abſicht geweſen ſey, die Rettung des Sohnes zu bewirken; daß

er

er dem Vater von Herzen vergebe; daß Religion und Moral ihm verböten, Rache zu hegen.„ —

„Zum Tauſend Element, Herr! rief der Major: „laſſe er ſich von der Religion verbieten, was er will, „mir ſoll ſie nimmer verbieten, daß ich einen Schurken, „beſtrafe, und einem ehrlichen Manne Recht verſchaf„fe, wenn ich zu beiden die Gewalt in Händen habe.„

„Sie wollen gerecht gegen meinen Feind ſeyn, „Herr Major, ſeyn ſie es auch gegen mich. Was „ſollen tugendhafte Leute von mir denken, wenn ich ei„ne ſo grauſame Rache an meinem Feinde nehme? —„

„Was ſie denken werden? Herr! daß Er Recht „hat. Der alte Böſewicht hat Ihn nicht allein von „Haus und Hof gebracht, er iſt auch am Tode Seiner „Frau Schuld, er hat Seine Kinder unglücklich ge„macht. Herr! ich habe nie Frau oder Kinder gehabt, „aber ſtraf mich Gott! hätt' ich ſie, ſo würde ich ſie „lieben, wie meine Seele, und wer mich darum bräch„te, den haßte ich bis in den Tod, und wollte ihm den „Degen durch die Rippen jagen, ſobald ich ihn vor „mir hätte. —„

„Aber wollten ihm doch nicht durch einen andern „hinterrücks einen Dolch in die Seite ſtoßen laſſen? —

„Hinterrücks? — Warum nicht gar! Das Weiße „im Auge ſehe ich ſelbſt meinem Feinde, und laß ihn „dann ſich vertheidigen, wenn er kann.„

„Mein Feind, Herr Major, kann ſich nicht ver„theidigen. Iſt es Ihnen anſtändig, einem verthei-

„ digungsloſen Manne den Dolch ins Herz zu ſtoßen?
„ Würde es mir anſtändig ſeyn? Mein Stand verbie-
„ tet mir, Unrecht mit dem Schwerdte zu rächen;
„ meine Religion gebietet mir, es zu vergeben, und
„ Böſes mit Gutem zu vergelten. Ich wäre nicht werth,
„ Frieden und Verſöhnung geprediget zu haben, wenn
„ ich durch Sie an meinem Feinde, der ohne Verthei-
„ digung in Ihrer Gewalt iſt, mich rächen, wenn
„ ich dieſe ſchreckliche Rache bis auf einen unſchuldi-
„ gen Jüngling erſtrecken wollte, der mich nie beleidigt
„ hat, noch mehr, der mein Gaſtfreund iſt, der in
„ meiner elenden Schlafſtelle Schutz und Zuflucht ge-
„ ſucht hat. — Nein, Herr Major, erniedrigen Sie
„ mich nicht ſo ſehr. Laſſen Sie den jungen Menſchen
„ frey. Laſſen Sie mich an dem Vater eine viel edlere
„ Rache nehmen, die Rache zu empfinden, daß der, den
„ er beleidigt hat, ſein wahrer Freund iſt. Seine Be-
„ ſtrafung überlaſſen Sie ſeinem eigenen Gewiſſen, das
„ in niemand ſchläft, der eine böſe That gethan hat. „

„ Blitz und Hagel! daß ein Pfaff nobler denken ſoll,
„ als ein Soldat! — Herr, Er hat Recht! — „ (Hier
wiſchte er ein Paar Thränen ab, die ihm über ſeine
grauen Augenwimpern tröpfelten.) „ Der junge
„ Kerl ſoll los. Aber kein Kapitain würde ihn umſonſt
„ losgeben: das will ich auch nicht. Ich will ihn dem
„ Hauptmanne bezahlen; aber Ihm, Herr Magiſter,
„ ſoll der Vater das Löſegeld geben. Ich ſchenke Ihm
„ den Rekruten zwar, aber ich will das Löſegeld be-
„ ſtimmen. „ Se-

Sebaldus mochte einwenden, was er wollte, der Major ſchritt nach der Thür zu, und rief den Superintendenten hinein.

Stauzius, der mit Schrecken die Wendung geſehen hatte, die dieſe Sache nahm, war vor Angſt halb auſſer ſich, und trat in der Stellung eines armen Sünders hinein. Der Major ſah ihn von oben bis unten an, und ſagte: „ Sein Sohn, Herr! iſt ein „ Deſerteur, und muß hangen, oder 36. mal Spieß„ ruthen laufen. Einem ſo ſchlechten Kerl, wie Er iſt, „ Herr Superintendent, oder was Er ſonſt ſeyn mag, „ zu Gefallen, würde ich ihn zwar nimmermehr losge„ ben: aber hier ſteht ein ehrlicher Mann, auf deſſen „ Fürbitte ſoll ihm nicht allein die Straffe erlaſſen „ ſeyn, ſondern Er ſoll ſeinen Sohn auch loshaben, „ wenn er tauſend Thaler für ihn zahlt. —

Stauzius halb erfreut, halb beſtürzt, ſtellte ſtammelnd vor, „ daß eine ſo ſtarke Summe nicht möglich „ wäre.

„ Herr! raiſonniere Er nicht. Der Kerl hat 11 Zoll: „ Er ſoll 1000 Thaler geben, und zwar keine Bernburger, oder ſein Sohn ſoll Gaſſen laufen, und „ Ihn will ich hinſtecken laſſen, wo Ihn Sonne und „ Mond nicht beſcheint, weil Er ein Schurke iſt, und „ dieſer Herr Magiſter hier ein ehrlicher Mann iſt, „ den Er ums Amt gebracht hat. Und raiſonnire Er „ kein Wort weiter. „

Stauzius wußte ſich vor Schrecken nicht zu faſſen. Seine Frau hatte ihm eingebunden, ihr nicht eher vor die Augen zu kommen, bis er ihren einzigen Sohn mitbrächte, und der Präſident, der für den jungen Menſchen beſtändig eine beynahe väterliche Zärtlichkeit hegte, hatte ihm zu deſſen Befreyung eine anſehnliche Summe in Golde mitgegeben, wodurch ſeinem eigenen Geitze die Ranzion ſehr erleichtert ward. Er bequemte ſich alſo, und zählte in 77. Stück alten Louisdoren, das Stück zu 13. Rthlr. gerechnet, das ganze Löſegeld auf den Tiſch.

Der Major nahm es an, und überreichte es dem Sebaldus, der während der ganzen Unterhandlung, ob er gleich einigemal zu reden verſucht hatte, von dem Major nie war zum Worte gelaſſen worden. „ Dieß ſoll, ſagte er, eine kleine Erſetzung des Scha„ dens ſeyn, den der Kerl Ihm zugefügt hat. „

„ Herr Major, ſagte Sebaldus, Sie haben mir „ den jungen Menſchen geſchenkt. Schenken Sie mir „ ihn ganz, nehmlich mit der Freyheit ihn wieder zu „ verſchenken. Er hat Schutz in meiner Wohnſtätte „ geſucht: dieſen Schutz kann ich ihm nicht verkaufen, „ ohne geradezu wider meine Denkungsart zu han„ deln. Was mir dieſer Herr kann zuwider gethan „ haben, habe ich ihm längſt vergeben. Er hat geſucht, „ für die Reinigkeit der Lehre zu wachen, ich muß noch „ weit mehr bemüht ſeyn, für die Reinigkeit meiner „ Handlungen zu ſorgen. Hier, Herr Generalſu„ perintendet, nehmen Sie das Geld zurück. „

Stauzius ſtand da, wie ein Knabe, dem ein Gaſt einen Leckerbiſſen in den Mund ſtecken will: der Mund läuft voll Waſſer, aber er trauet ſich nicht, ihn aufzuthun, aus Furcht vor dem Präceptor, der es verboten hat. Er ſah den Major mit furchtſamen Augen an, der ihn mit grimmigen Blicken abſchreckte.

Sebaldus hörte indeſſen nicht auf, bey dem Major ernſtlich anzuhalten, der endlich dem Sebaldus auf die Achſel ſchlug, und ſagte: „Nun! thüe Er was „Er will. Ich möchte gern böſe ſeyn, wenn ich nur „könnte.„

Sebaldus gab dem Stauzius das Geld, der es begierig in die Taſche ſchob, und den Sebaldus mit einem Eifer umarmte, der genugſam zeigte, daß ihm ſein Geld nicht weniger lieb war, als ſein Sohn. Er nannte ihn ſeinen Erretter; er bat ihn ſehr demüthig um Verzeihung; er verſicherte, daß er auf ewig dankbar ſeyn werde, daß er erkenne, wie großmüthig er gehandelt, da er ihm, ohne Rache, die er gänzlich in ſeiner Gewalt gehabt hätte, vergeben, und nicht einmal die Ranzion ſeines Sohnes annehmen wollen. ‧ ‧ ‧

„Genug hievon! fiel ihm Sebaldus in die Rede: „Gott vergiebt ohne Sühnopfer und Löſegeld, ‧ ‧ ‧ „und wer Gott fürchtet, wird ihm nachzuahmen ſuchen. Wenn Sie erkennen, daß ſie mir Unrecht „gethan haben, ſo bin ich gänzlich befriedigt.„

Stauzius verſicherte aufs heiligſte, er erkenne dieß; aber es ſey nicht genug, er wolle ſeinen Schaden aufs thätigſte zu erſetzen ſuchen; er verſpreche ihm, wenn er wieder nach Hauſe zurückkommen wolle, daß er die erſte gute Verſorgung, die in ſeiner Macht ſtünde, haben ſolle.

Sebaldus dankte für ſeinen guten Willen, aber verbat ihn.

Der Major ſagte, es ſey unnöthig; denn er wolle dem Stauzius die erſte vakante Feldpredigerſtelle, und, wo möglich, bey ſeinem eignen Bataillon verſchaffen; bis dahin nehme er die Sorge für deſſen Unterhalt auf ſich.

Unter dieſen Geſprächen trat der junge Stauz in das Zimmer, welchen der Major für frey erklärte, und ihn ſeinem Vater übergab, der nicht eher nachließ, als bis ihm Sebaldus in den blauen Hecht, zum Mittagsmahle, nachfolgte.

Vierter Abſchnitt.

Hier genoß Sebaldus das ſüſſe Vergnügen, von ſeinem Feinde verdienten Dank einzuärndten. Vater und Sohn überhäuften ihn mit Liebkoſungen. Der Vater wiederholte mit Eifer den Vorſchlag zu einer guten Verſorgung, und betheuerte, daß er alles Anſehen, das er in dem Fürſtenthum hätte, dazu anwenden wollte. Der Sohn unterſtützte dieſen Vorſchlag,

ſchlag, ſo daß Sebaldus endlich anfieng zu wanken, und ſich eine ruhige Beförderung in ſeinem Vatterlande als eine wünſchenswürdige Sache vorzuſtellen.

Er befragte den Major über dieſen Vorſchlag, und wunderte ſich nicht wenig, daß dieſer gar nicht dazu ſtimmen wollte. Da er die Ehrlichkeit aller Menſchen nach ſeiner eigenen beurtheilte, ſo konnte er ſich gar nicht darein finden, daß der Mann ſo viel Argwohn gegen die Aufrichtigkeit des Stauzius merken ließ. Er hielt dieß für ein allzuweit getriebenes Mißtrauen, und befeſtigte ſich immer mehr in ſeinem Vorhaben durch eine Landpredigerſtelle in ſeiner Vaterſtadt Ruhe zu ſuchen.

Als der Major ſahe, daß ſein Entſchluß, der Einladung des Stauzius zu folgen, feſt gefaſſet war, ſo wollte er ihm nicht ferner hinderlich ſeyn. Er ließ den alten Stauzius zu ſich kommen, und band ihm aufs allerernſtlichſte ein, ſein Verſprechen zu halten. Er benachrichtigte ihn, daß er dem Sebaldus an den Oberſten, der die Truppen kommandirte, die die fürſtl. Reſidenz beſetzt hielten, einen Brief mitgegeben hätte; worinn dieſen Officier, der ſein vertrauter Freund ſey, bäte, den Sebaldus zu beſchützen, und jeden, der ſich unterſtehen würde, ihn zu verfolgen, auf das empfindlichſte zu beſtrafen. Stauzius verſprach mehr, als er vorher verſprochen hatte, und verſicherte, noch mehr zu leiſten.

Als Sebaldus von dem Major Abſchied nahm, gab er ihm, auſſer dem obengedachten Schreiben an den Oberſten, noch ein Empfehlungsſchreiben an einen ſeiner vertrauten Freunde in Berlin mit. Er verſicherte ihn, daß, wenn er nach Berlin reiſete, dieſer Freund ihn, auf Vorzeigung dieſes Briefes, aufs freundſchaftlichſte aufnehmen werde, und daß er bey demſelben beſtändig Nachricht, wo er, der Major, ſich aufhielte, würde erhalten können. Er gebot ihm, von dieſem Briefe Gebrauch zu machen, wenn, wie er noch immer befürchtete, Stauzius ſein Verſprechen nicht halten ſollte. Er betheuerte mit den heftigſten Schwüren, daß Sebaldus ſeines Beyſtandes niemals entbehren ſollte, ſobald er nur Nachricht erhielte, daß er deſſelben benöthigt ſey.

Was den Major gegen den guten Generalſuperintendenten ſo gar ſehr mißtrauiſch gemacht habe, iſt ſchwer zu ſagen. Vermuthlich war es deſſen Phyſiognomie. Ob aber insbeſondere ein weit gegen das Ende der Naſe vor ſich gehendes Nasläppchen *), oder eine eingekerbte Oberlefze, oder grünliche Zähne, oder ein hörbarer Athem, oder nur überhaupt ſein ſuperintendentenmäßiges Anſehen **) daran Schuld geweſen, würde Herr Kaſpar

*) Man ſ. Lavaters Phyſiognomik 2ten Theil. S. 117. u. folg.

**) S. Ebendaſ. S. 36.

Kaſpar Lavater am ſicherſten berichten können, wenn er den Generalſuperintendenten Stauzius geſehen hätte.

Der Erfolg ſchien indeſſen, wenigſtens anfänglich, das Mißtrauen des Majors gar nicht zu rechtfertigen. Stauzius nahm den Sebaldus mit ſich in die fürſtliche Reſidenzſtadt zurück. Er hätte ihn in ſein Haus aufgenommen, aber Sebaldus wollte nirgend als bey ſeinem Freunde Hieronymus, abtreten. Inzwiſchen erwieß ihm Stauzius alle möglichen Höflichkeiten, und er ward von demſelben ſowohl, als von dem Präſidenten nicht ſelten zu Gaſte geladen; ſonderlich nachdem der fremde Oberſte, dem er ſein Empfehlungsſchreiben überreicht hatte, ſich öffentlich für ſeinen Beſchützer erklärt, und ihn dem Präſidenten ausdrücklich zu einer baldigen Wiederbeförderung empfohlen hatte. Er ward auch wirklich in den nächſten drey Monathen, zu den zweyen im Lande vakant gewordenen Pfarren vorgeſchlagen. Nur war, unglücklicher Weiſe, auf die eine ſchon vorher einem andern die Anwartſchaft gegeben worden, und die andere hielt der Präſident zu wenig einträglich, obgleich Sebaldus meinte, ſie ſey einträglicher, als ſeine verlaſſene Pfarre. Der Generalſuperintendent widerlegte ihm dieß, und gab ihm zu verſtehen, daß man einem Manne, wie Er, eine Specialſuperintendentur zu geben gedächte. Nun waren zwar alle Specialſuperintendenten des Fürſtenthums in der Blüthe ihrer Jahre,

befan-

befanden ſich wohl an Fleiſch und Knochen, aßen und tranken gut, und ſtudirten ſehr wenig, ſo daß man freylich keine Vakanz in kurzem gewiß vorausprophezeyen konnte. Da aber doch ein Schlagfluß den Geſündeſten befallen kann, und ein hitziges Fieber auch keinen Specialſuperintendenten verſchont: ſo war es nicht offenbar unmöglich, daß Sebaldus, der freylich nahe an ſechzig Jahre alt war, und vom Mangel und Kummer etwas gebeugt ſchien, bey dem aber übrigens alle actus naturales ſehr gut von ſtatten giengen, eine ſolche Stelle nicht noch vor ſeinem Ende hätte erhalten können.

Sebaldus ließ ſich indeſſen, bis zur Erfüllung dieſer Hoffnung, die Zeit gar nicht lang werden. Er war bey ſeinem Freunde Hieronymus aufs freundſchaftlichſte aufgenommen. Weil er in deſſelben Laden immer bekannter ward, ſo fieng er an, ſich der Geſchäfte deſſelben, wenn er verreiſte, anzunehmen; Wenn hingegen ſein Freund zugegen war, hatte er völlige Muße, in ſeinem Kommentar über die Apokalypſe zu arbeiten, welches ihm ſo angenehm war, daß er die Hoffnung zu einer Pfarre vielleicht ganz vergeſſen haben würde, wenn ſie Stauzius nicht, ſo oft er ihn zu Gaſte bat, erneuert hätte.

Inzwiſchen war in den erſten Monathen des folgenden Jahres der allgemeine Friede geſchloſſen worden. Der fremde Oberſte rückte demſelben zu Folge mit ſeinen Truppen aus. Dieſe Veränderung brachte eine

große

große Veränderung in den Herzen und auf den Geſichtern vieler Leute in dem kleinen Fürſtenthume hervor. Insbeſondere ſchienen der Präſident und der Generalſuperintendent den ehrlichen Sebaldus nicht mehr ſo genau zu kennen, als vorher. Sie lieſſen ihn nicht mehr zu ſich bitten. Wenn er ſich bey dem erſten anmeldete, ſo ſagte der Bediente ſchon an der Thür, daß S. Excellenz die Mittagsruhe hielten, oder daß Sie eben Geſchäfte hätten, oder daß Sie heute niemand ſprächen. Wenn er den letztern zu ſprechen verlangte, ſo kamen, nachdem er eine halbe Stunde in dem Viſitenzimmer gewartet hatte, Se. hochwürdige Magnificenz zwar, im Schlafrocke, mit oder ohne Perucke zum Vorſchein, und vergaßen auch niemals beym Weggehen ihn Ihrer Gewogenheit zu verſichern; aber, obgleich verſchiedene Vakanzen vorfielen, ſo dachte doch niemand mehr daran, den Sebaldus vorzuſchlagen.

Endlich ward nach ein paar Monathen eine Predigerſtelle in einem benachbarten kleinen Städtchen offen, die Sebaldus unter andern deßhalb gern gehabt hätte, weil Hieronymus den daſigen Viehmarkt zu beſuchen pflegte, und er ſich ein großes Vergnügen dabey vorſtellte, ſeinen einzigen Freund jährlich zweymal zu ſehen, und in ſeinem Hauſe aufzunehmen. Er wagte es alſo, dem Generalſuperintendenten abermals aufzuwarten, und zum erſtenmale ſich ſelbſt um dieſe Stelle zu melden.

Stau-

Stauzius warf die Sache nicht ganz weg; aber nach einigem Ha und Hem, fieng er an dem Sebaldus vorzuſtellen: „Er werde ſelbſt einſehen, wie „nöthig es wäre, wenn von ſeiner wirklichen Beför„derung die Rede ſeyn ſollte, daß er das gegebene Aer„gerniß höbe, vor dem Conſiſtorium ſeine irrigen Mei„nungen, beſonders von der Ewigkeit der Höllenſtra„fen, wiederriefe, auch wegen der höchſtwichtigſten Leh„re von der Genugthuung, dem Sinne der reinen „ſymboliſchen Bücher gemäß, ſich erkläre; indem er „ſich mit Betrübniß erinnere, in Leipzig darüber von „ihm eine höchſt bedenkliche Aeußerung gehört zu „haben.„

Sebaldus ſtand ganz erſtaunt da, und ſagte kurz: „daß er ſich über dieſe Zumuthung wundere, daß er „aber, um keines zeitlichen Vortheils willen, die „Wahrheit, die er erkenne, verläugnen würde.„

Stauzius verwieß ihm, in nicht ganz völlig ſanftem Tone, ſeine Hartnäkigkeit, gebot ihm von ſeiner ketzeriſchen Lehre abzuſtehen, und erinnerte ihn zuletzt, indem er, durch einen Griff an ſeine violette Mütze, das Zeichen zum Abſchiede gab, mit einem trocknen Amtsgeſichte: „daß itzt die Zeit nicht mehr „wäre, da man, durch feindliche Gewalt, in den „Weinberg des Herrn einzudringen ſuchen könne; „es ſey itzt, Gottlob! Friede.„

Als Sebaldus ſeinem Freunde Hieronymus dieſen Vorgang erzählte, fand dieſer beſtätigt, was

er

er ſchon längſt befürchtet hatte, nehmlich daß für den Sebaldus in dem Fürſtenthume weiter keine Beförderung zu hoffen ſey. Nach einigen Tagen erfuhr man, der Präſident habe einen Fiſkal veranlaſſet, den Sebaldus fiskaliſch anzuklagen, daß er im Kriege für fremde Truppen Rekruten geworben, zehn wirklich aus dem Lande geſchafft, und den Sohn des Generalſuperintendenten für Geld habe loßlaſſen wollen. Sebaldus lachte über eine ſo ungereimte Anklage, und brannte vor Begierde ſich vor Gerichte zu ſtellen, um durch bloße Erzählung der Wahrheit ſeine Feinde zu beſchämen.

Hieronymus aber, der etwas mehr Erfahrung von Welthändeln hatte, verſicherte ihn: „daß derjenige, der wiſſentlich eine falſche Anklage thue, „nicht durch die Wahrheit beſchämet werde; daß „man einen mächtigen Mann alsdann am meiſten „fürchten müſſe, wann er offenbar ungerecht anklage, „und daß bey einem fiskaliſchen Prozeſſe nie etwas „zu gewinnen, ſehr oft aber viel zu verlieren ſey.“

Nachdem beide den wahren Zuſtand der Sachen reiflicher überlegt hatten, ſo kamen ſie überein, daß den mächtigen Feinden des Sebaldus ſeine Gegenwart im Lande zuwider wäre, und daß es für ihn ſicherer ſeyn möchte, itzt abzuziehen, als ſich mit Gewalt wegtreiben zu laſſen.

Das Empfehlungsſchreiben des Majors nach Berlin ward alſo hervorgeſucht. Hieronymus ſchrieb auch eins an einen ſeiner dortigen Handlungsgenoſſen, das, wenn ſich nichts beſſers fände, den Se-

baldus wenigſtens wieder zu der Würde eines Korrektors erheben ſollte. Zugleich ſtellte er demſelben eine Summe Geldes zu, welche er aus den bey ihm zurückgelaſſenen Mobillien gelöſet zu haben verſicherte, die aber des Sebaldus Erwartung ſo ſehr übertraf, daß er vermuthete, und es ſich merken ließ, ſein Freund habe auch hier als Freund gehandelt.

Die Poſt nach Berlin war beſtellt. Sebaldus, weil er noch nicht wußte, wie lange ſein Aufenthalt in Berlin dauern könnte, nahm nur in einem kleinen Kuffer das Allernothwendigſte mit ſich. Das Uebrige, worunter auch ſein Kommentar über die Apokalypſe war, der ſchon zu ein Paar hundert Heften angewachſen ſeyn mochte, ließ er bey ſeinem Freunde Hieronymus ſtehen.

Nun ſetzte er ſich, nach zärtlichem Abſchiede von ſeinem Freunde, auf den Poſtwagen, und trat ſeine Reiſe an.

In der zweyten Nacht ward der Poſtwagen, unweit der Brandenburgiſchen Gränze, in einem Walde unvermuthet von Räubern überfallen; ſie ſchlugen den Poſtillion auf der Stelle todt, und Sebaldus, der der einzige Paſſagier war, empfieng einen Schlag auf den Kopf, davon er betäubt zur Erde fiel. Als er wieder zu ſich kam, war die Sonne aufgegangen, der Poſtillion lag todt ausgeſtreckt, der Poſtwagen war beraubt, und ſein eigener Kuffer war gänzlich ausgeleeret. Als er ſich ſelbſt beſah, fand er, daß die Räuber ihm ſeine Kleider, deren ſchlechtes Anſehen ſie vermuthlich nicht in Verſuchung führen

könnte,

konnte, gelaſſen hätten. Er fand auch noch etwas kleines Geld in einer Taſche. Seine beiden Rekommendationsbriefe aber waren weg, welches ihn Anfangs beſtürzt machte; doch, indem er ſich erinnerte, daß er ſo klug geweſen, ſeinen Kommentar über die Apokalypſe zurückzulaſſen, welcher ſonſt auch der größten Gefahr verloren zu gehen, würde ausgeſetzt geweſen ſeyn: ſo war er in etwas getröſtet. Er ſuchte aus dem Walde herauszukommen, und folgte der erſten Landſtraße, die er fand, ohne zu wiſſen, wohin ſie ihn führte.

Ende des zweyten Buchs.

Drittes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Sobald Mariane, nebſt ihrem franzöſiſchen Namen, auf dem Wohnſitze des Herrn von Hohenauf angelangt war, war die gute Franzöſiſche Ausſprache die erſte Sache, wornach gefragt ward. Die gnädige Frau, die ſehr füglich darüber urtheilen konnte, weil ſie ſelbſt mit einem angenehm gemiſchten halb Thüringiſchen, halb Wetterauiſchen Accente Franzöſiſch ſprach, erklärte, nach einer viertelſtündigen Unterredung, daß Marianens Ausſprache ohne Tadel ſey, und fragte ihren neben ihr ſitzenden Gemahl, „ob ſich nicht gleich die Ausſprache einer gebohrnen „Franzöſinn von der Ausſprache einer Deutſchen, „durch ein gewiſſes je ne ſai quoi, unterſcheide? „ welches dieſer, den ſeine Gemahlinn, ſchon ſeit den erſten Tagen ihrer Vermählung, gewöhnt hatte, alles, was ſie mit einem gewiſſen Tone fragte, zu bejahen, mit einem deutlichen: „Allerdings! „ bekräftigte.

Nun ſchritt die gnädige Frau zur Inſtruktion der künftigen Hofmeiſterinn ihrer Kinder. Der Hauptpunkt war, daß ſie beſtändig Franzöſiſch, und niemals Deutſch mit ihnen ſprechen, und daß ſie die Kinder anweiſen ſollte, ſich als Perſonen von Stande zu betragen, und jederzeit artige Manieren zu haben. Hierauf ward gefragt, ob ſie Gelegenheit gehabt habe, öfters Perſonen von Stande zu ſehen, und ihr Betragen zu beobachten. Mariane, ob ſie

gleich

gleich hier eine Franzöſin vorſtellte, hatte doch das zuverſichtliche Bejahen noch nicht gelernt, welches ſchon oft, ſowohl mancher Franzöſiſchen Hofmeiſterinn und Kammerjungfer, als manchem Franzöſiſchen Kammerdiener und Projektmacher, aus der Noth geholfen hat; ſie bekannte daher mit Erröthen, daß ſie ſelten in dem Falle geweſen wäre.

„Deſto ſchlimmer, ſagte Hr. von Hohenauf; „denn bey der Erziehung vornehmer Kinder iſt das „Nothwendigſte, ihnen ſtandesmäßige Manieren „beyzubringen. Zum Glück kann Sie ihrem Man„gel abhelfen, Mamſell, wenn ſie fleißig auf meine „Gemahlinn Acht hat, denn die iſt ein vollkomme„nes Muſter ſtandesmäßiger Aufführung.„

Die Frau von Hohenauf neigte ihr mit ſtarken Knochen verſehenes Vorderhaupt nachläßig auf die rechte Schulter, lächelte über ein Paar vorwerts geworfene Lippen, blinzelte mit ihren grauen roth unterlaufenen Augen, und ſagte:

„Sie ſind ſehr gütig, Herr von Hohenauf, aber „wahr iſts, daß ich eine gewiſſe Decence in meinem „Betragen zu beobachten ſuche, die Perſonen von „Stande eigen iſt. Hiernach, Mamſell, muß Sie „meine Fräulein auch bilden, daß ſie ſich niemals „vergeſſen, ſondern beſtändig vor Augen haben, „wer ſie ſind. Dieß, Mamſell, muß Sie auch nie„mals aus den Augen laſſen, ſondern bedenken, daß „Sie, in meinen Fräulein, Perſonen von Stande „vor ſich hat. Sie muß ihnen beſtändig mit Nach„ſicht begegnen, ihnen niemals befehlen, noch we-

„niger gegen ſie ſtrenge oder unfreundlich ſeyn, wenn „ſie auch ein wenig Lebhaftigkeit zeigen; denn Ju„gend hat keine Tugend. Es iſt genug, wenn ſie „nur die Decence und ihre Geburt nie vergeſſen. „Nächſtdem kann Sie ihnen oft gute Franzöſiſche „Bücher geben, daß ſich der Geiſt aufklärt. Wir „laſſen deßhalb monatlich den Mercure de France „kommen, darinn ſtehen die neueſten Enigmes und „Logogryphes, wie ſie am Hofe zu Verſailles eben „gänge und gäbe ſind, auch ſchöne Poeſies fugitives: „darüber müſſen die Fräulein urtheilen lernen, da„mit ſie, wenn künftig ihr Amant ihnen ein Madrigal „à Silvie mit einem galanten Envoy zuſenden wird, „die Fineſſe davon einſehen, und mit Eſprit antwor„ten können. Auch ſind in dem Mercure Nachrichten „von den neueſten Opera comiques, und den neueſten „Almanacs, Modes und Chanſons: dadurch lernen „ſie, was itzt in Paris du bon ton iſt, zu loben. „Hauptſächlich aber muß Sie gute Romane mit „ihnen leſen, als: Hippolie, Comte de Douglas, die „Memoires d'une Dame de Qualité, qui ne s'eſt point „retirée du Monde, die Lettres d'une Religieuſe por„tugaiſe, u. ſ. w. damit die Fräulein bey Zeiten „lernen, wie eine Affaire de Cœur geführet wird, „und damit ſie die grace, plus belle que la Beauté „lernen, durch die unſer Geſchlecht über das männ„liche einen ſo ſichern Sieg zu erhalten weiß.„

Hier minaudirte ſie aus dem rechten Augenwinkel, in Ermangelung einer andern Mannsperſon auf ihren Gemahl, der dadurch beherzt gemacht, ſein Wort

auch

auch dazu geben wollte, und ſagte: „Imgleichen „Gellerts Fabeln könnten auch wohl mit den Kin„dern geleſen werden.„

„Ja„, verſetzte die gnädige Frau, mit trübem Blicke und etwas gerümpfter Naſe: „Gellerts Fa„beln gehen allenfalls an, aber andere Deutſche „Bücher muß Sie ſie nicht leſen laſſen; denn das „Deutſche Zeug nützt den Fräulein nichts, wenn ſie „nach Hofe kommen. Picard, mein Homme de Cham„bre, ſagt immer, es iſt kein brin von bon ton „darinn: und das iſt auch wirklich wahr. Es klingt „alles ſo Deutſch. Wahrhaftig! ich bekomme Va„peurs, wenn ich nur die Gothiſchen Buchſtaben „von Ferne ſehe.„

Marianen war alles unerhört, was ihr geſagt ward. Sie dünkte ſich in einer ganz neuen Welt zu ſeyn. Sie verſtand von dieſer Rede, die noch dazu von einer etwas ſtämmigen Deutſchen Dame, in dem liſpelnden Tone einer Petite-Maitreſſe, dahingelallt ward, nicht den dritten Theil; verſprach aber doch mehrere Gelehrigkeit, als ſie ſich vor der Hand noch ſelbſt zutraute. Eben ſo hörte ſie, ohne ein Wort dawieder einzuwenden, die Anordnung ihres häuslichen Lebens an, welche ihr bekannt gemacht ward. Man ſagte ihr nehmlich, daß ſie in Nebenſtunden für die gnädige Frau und die beyden Fräulein Putz machen, und der Kammerjungfer helfen müſſe Kleider garniren. Man gab ihr zu verſtehen, daß man

erwarte, ſie werde, wenn groſſe Geſellſchaft da wäre, den Tiſch anordnen helfen, und wenn die Jungemagd viel zu thun hätte, auch darnach ſehen, daß die Schränke gebohnt, und der Staub von den porzellanenen Aufſätzen abgewiſcht werde. Zuletzt erfuhr ſie, daß ſie zwar, wenn die Herrſchaft allein wäre, der Fräulein wegen, die Gnade haben ſollte an die hochadeliche Tafel gezogen zu werden; wenn aber Geſellſchaft da wäre, ſo würde ſie ſich ſelbſt beſcheiden, mit den übrigen Domeſtiken höhern Rangs zu eſſen.

Dieß waren ſämtlich Perſonen, die nützliche Talente beſaſſen, feine Sitten hatten, und die Welt kannten. Sie beſtanden in dem Franzöſiſchen Friſeur der gnädigen Frau; in dem Gerichtsaktuar, der zu gleicher Zeit das Amt eines Tafeldeckers wahrnahm; in der Kammerjungfer der gnädigen Frau, die in den Kohlgärten vor Leipzig in der Schule der artigen Lebensart geweſen war; in der Ausgeberin, die bey einem Hauptmanne, dem ſie drey Feldzüge durch als Köchin gefolgt war, die Oekonomie gelernet hatte; in einem ausgedienten Fahnenſchmiede, der im Hauſe ehrenhalber der Stallmeiſter des gnädigen Herrn titulirt ward; und in einem armen, vaterloſen und mutterloſen Verwandten, welcher von einem Regimente, unter das man ihn als Fahnjunker gebracht, blos deswegen war weggejagt worden, weil er in der Schlacht bey Roßbach zuerſt ſich umgekehrt hatte. Freylich war dieſem löblichen Beyſpiele hernach das ganze Regiment gefolgt, doch

ohne

ohne ſeine Schuld, indem er in der That ſchon über funfzig Schritte fortgelaufen war, als es geſchahe.

Dieſer Herr Vetter ward auch, wie Mariane, wenn keine Geſellſchaft vorhanden war, zur Tafel gezogen. Dagegen ließ er ſich gefallen, allerhand kleine Dienſte zu leiſten, z. B. den Stul wegzurükken, wenn ſeine gnädige Tante aufſtand; den Pfropfzieher zu holen, wenn ſein gnädiger Oheim trinken, oder die Pfeife zu ſtopfen, wenn er nach Tiſche rauchen wollte; laut zu lachen, wenn er einen Schwank erzählte, und den Augenblick ſtille zu ſchweigen, ſo bald ſie durch eine gerunzelte Stirne zu erkennen gab, daß ſie keinen Gefallen daran hätte Er mußte auf jede Frage ſogleich eine Antwort bereit haben, und wenn die Antwort mißfiel, ſich nicht verdrieſſen laſſen, daß ihm ſtill zu ſchweigen geboten, oder er vom Tiſche aufzuſiehen befehliget ward, und mußte nicht ſauer ausſehen, wenn er wieder erſchien. Kurz, er hatte den Poſten manches Kammerjunkers an manchen fürſtlichen Höfen, einen Poſten, der, ſeines äuſſerlichen Glanzes wegen, von denen, die ihn nicht haben können, ſo oft gewünſcht, und von denen, die ihn bekleiden, ſo oft vermaledeyet wird. Einen Poſten, für den, ob ihn gleich ſo viele Deutſchen beſitzen dennoch in der an Konverſationsausdrücken armen Deutſchen Sprache noch keine beſondere Benennung zu finden iſt, und für den die in der Konverſationsſprache ſo reichen und ſcharfſinnigen Franzoſen und Engländer noch keine beſſere Benennung haben finden können, als daß ſie die Innhaber eines

ſolchen Poſtens Schlangenverſchlucker und Kröten-eſſer*) nennen.

Zweyter Abſchnitt.

Es iſt leicht zu erachten, daß, da der Herr Vetter, der doch von guter Familie war, ſich gegen das hochadeliche Paar ſo gefällig bezeigte, man von Marianen eben ſo viel, wo nicht mehr, Gefälligkeit werde verlangt haben, und wie hart dieß anfänglich einer Perſon vorgekommen ſeyn müſſe, die in der glücklichen Unabhängigkeit erzogen worden war, daß ſie, ſeit ihrer erſten Kindheit, von nichts, als von ihrer eigenen Vernunft, und von der Vernunft und der Liebe zärtlicher Aeltern hatte abhängig ſeyn dürfen. Das unſchätzbare Glück der Unabhängigkeit iſt durch keine andern Vortheile zu erſetzen. Man mag von dem mächtigſten, von dem reichſten Manne, ja, ſelbſt von ſeinem eigenen Freunde abhängen, ſo fühlt man doch die Feſſeln, ſie mögen noch ſo weit losgelaſſen, und noch ſo ſchön geſchmückt ſeyn. Wem das Schickſal die Unabhängigkeit verſagt, der mache ſich gefaßt, einigen Rechten eines freygebornen Menſchen zu entſagen: Er lerne vergeſſen, was er am eifrigſten wünſcht, nach dem trachten, was ihm verächtlich iſt, Fröhlichkeit ſeines Herzens verbeiſſen, und bey nagendem Kummer ein heiteres Geſicht annehmen. Iſt ſeine Seele zu ſtark, und ſein Herz zu empfindlich, als daß er, ſo oft es verlangt wird, fremden

Irrthum

*) Avaleurs de Couleuvres, — Toad-eaters.

Irrthum eigener Ueberzeugung vorziehen könne: ſo kämpfe er den bittern Kampf, und lerne über ſeinen eigenen Verſtand ſiegen.

Dieſen Kampf hatte Mariane mit allem, was er herbes und für den menſchlichen Geiſt erniedrigendes hat, auszuſtehen. Sie ſahe freylich nur allzulebhaft ein, daß ſie in einem Zuſtande war, den bloß das Wohlwollen ihrer Obern erträglich machen konnte, und nahm ſich ernſtlich vor, ſo lange es höhere Pflichten erlaubten, ſich in allen Dingen ohne Widerrede nach dem Willen der Frau von Hohenauf zu richten, und ſogar, wenn es möglich wäre, ihren Wünſchen zuvorzukommen. Dieß war nun freylich ein ſchwer auszuführendes Unternehmen; denn die Frau von Hohenauf war ſehr auffahrend, ſehr eigenſinnig, und ſehr ungleich in ihrem Betragen. Auf ihren Adel äußerſt ſtolz, ſchien ſie alle Perſonen bürgerliches Standes für Geſchöpfe von einer andern Gattung zu halten, denen ſie beſtändig den großen Abſtand, der zwiſchen ihr und ihnen bleiben mußte, fühlen ließ.

Und dennoch ſtammte ſie ſelbſt aus bürgerlichem Stande. Ihr Vater, Namens Säugling, war ein reicher Pachter geweſen, und ihr Bruder war ein Tuchhändler in einer groſſen Handelsſtadt, der im Kriege, durch Lieferungen an die Armeen, ein groſſes Vermögen erworben hatte. Dieſes bürgerlichen Urſprungs aber war ſie nie eingedenk. Vielmehr gieng ihr ganzes Thun und Laſſen dahin, das Anſehen einer Dame von Stande zu haben, und der Familie

ihres

ihres Gemahls, die ſeit länger als hundert Jahren auf ihren angeerbten Gütern Kohl gepflanzt hatte, einen neuen Glanz zu geben. Wenn es nur irgend wahrſcheinlich geweſen wäre, daß ſie an einem der Deutſchen fürſtlichen Höfe, (die, wie es billig iſt, alle Perſonen, die nicht wenigſtens acht Ahnen haben, aus ihrer Athmoſphäre ausſchlieſſen,) würde zur Cour zugelaſſen worden ſeyn; und wenn ihr Gemahl nur irgend zu etwas anderm geſchickt geweſen wäre, als auf die Jagd zu gehen, zu trinken, und alle Anordnnngen ſeiner Gemahlin zu bewundern: ſo hätte ſie nicht eher geruhet, bis er ſich mit ihr nach Hofe begeben hätte. Hätte ſie einen Sohn gehabt, ſo würde ſie ihn zu einem adelichen Amte erzogen haben, und ſollte es auch nur eine Fähndrichsſtelle geweſen ſeyn; da ſie aber bloß Töchter hatte, ſo gieng ſie damit um, ihnen eine ſo galante Erziehung zu geben, daß ſie Hofdamen werden, und durch ihr Vermögen und ihre Reize, Grafen, Miniſter oder Generale feſſeln könnten: durch welche vortheilhafte Vermählungen ſie noch hofte am Hofe, und vielleicht im ganzen Lande, in groſſes Anſehen zu kommen. Die gröſte Glückſeligkeit, die ſie ſich in ihrer Einbildung vorſtellen konnte!

Mariane war das Werkzeug, durch welches die beiden jungen Fräulein zu ſo wichtigen Abſichten geſchickt gemacht werden ſollten. Hiezu war es nöthig, daß ſie mit fertigen Lippen von nichts und über nichts Franzöſiſch plappern könnten; daß ſie alle Vortheile des Putzes, ihrem Körper gemäß, zu gebrauchen

wüßten,

wüßten, damit er, es ſey im nachläßigen Nachtkleide, oder in der ſittſamen Roberonde, oder in der prächtigen Gallarobe mit ausgeſpreitetem Panier und ſchwimmender Schleppe, Augen und Herzen der Cavaliere an ſich zöge; daß ſie den Verſtand hauptſächlich zu der wichtigen Unterſuchung gebrauchten, ob die eroberten Herzen behalten, oder ob ſie, nachdem damit eine Zeitlang wie mit einem Balle geſpielet worden, in den Winkel geworfen werden ſollten. So bald ſie dieß verſtanden, ſo hatten ſie die hauptſächlichſten Wiſſenſchaften gelernt, die die Frau von Hohenauer einer jungen Dame, die am Hofe glänzen will, für nöthig hielt.

Im Grunde ſchien Mariane zu Lehrerin ſo wichtiger Wiſſenſchaften nicht eben geſchickt zu ſeyn. Ihr ſchlechter geſunder Verſtand hatte ihr eingebildet, daß der Vorzug eines Frauenzimmers mehr darinn beſtehe, daß ſie gut, als daß ſie ſchön ſey. Ob ſie gleich ſelbſt ſehr wohl gebildet war, ſo hatte ſie ſich doch, vielleicht weil es ihr noch nie eine Mannsperſon geſagt hatte, niemals etwas darauf zu Gute gethan. Zum Putze hatte ſie zwar, ohne es zu wiſſen, eine natürliche Geſchicklichkeit, indem alles ſehr wohl anſtand, was ſie ſelbſt anlegte, oder für andere wählte: welches den Friſeür Picard bewog, ſie für eine wirkliche Franzöſinn zu halten; aber ſie hatte den Putz noch niemals gebraucht, Abſichten damit zu erreichen. Sie kannte die Reize der groſſen Welt nicht, und verlangte auch nicht ſie zu kennen; denn ihre Wünſche waren bisher immer ſehr mäßig gewe-

ſen,

ſen, und waren ſehr leicht befriediget worden. Ihr höchſter Wunſch war vorher, die Liebe ihrer Aeltern zu verdienen, itzt aber, ihre Pflicht zu erfüllen.

Wenn Mariane eine ſchlechte Lehrerin war, ſo waren die beyden Fräulein eben ſo ſchlechte Schülerinnen. Sie hatten gar keine Anlage zum Hofleben. Sie waren ein Paar gute Landmädchen mit rothen Backen, die vor Geſundheit ſtrotzten. Auf dem Hofe heumzuſpringen, oder des Abends die blökenden Heerden eintreiben zu ſehen, war ein Feſt für ſie. Im leichten Röckchen und im glatten Nachthäubchen mit himmelblauem Bande umſteckt, gefielen ſie ſich beſſer, als in dem reichen Anzuge eines ſtoffenen Schnürkleides mit Pompons beſ.tzt. Wenn Picard ſeine ganze Kunſt an ihren Köpfen beweiſen wollte, ward ihnen die Zeit lang, ſie gähnten, oder ſprangen auf, und liefen ein paar mal in der Stube herum, oder haſchten einen Schmetterling, der eben zum Fenſter hineingepflogen war. Wenn ihre Mutter, wie es oft geſchah, Aſſembleen hielt, wo, in dem ſchön erleuchteten groſſen Saale, der wohlgeputzte benachbarte Adel, an zwanzig Spieltiſchen, mit dem ernſten Geſchäfft die Zeit zu tödten, beſchäfftigt war, ſchlich ſich die älteſte Fräulein, Adelheid, oft in den Garten, die untergehende Abendſonne zu betrachten, den Nachtigallen zuzuhören, oder den Duft der Nachtviolen und des Jaſmins einzuziehen. Sie hatten beide keinen glänzenden Verſtand, wenn man es glänzenden Verſtand heißt, über alle Gegenſtände vorſchnell und mit Selbſtgenügſamkeit ein Redeſpiel zu halten; noch

einen

einen lebhaften Witz, wenn man es lebhaften Witz heißt, Gründe mit Einfällen zu beantworten, und mit Hohngelächter diejenigen aufzuziehen, die verſtändiger ſind, als wir. Aber ſie hatten den geſunden Verſtand, der ſich mit Beſcheidenheit und mit Lehrbegierde wohl verträgt, und ſo viel Antheil an Witz und Scharfſinn, als nöthig iſt, die Gegenſtände geſchwinder vors Anſchauen zu bringen. Von dem Stolze ihrer Mutter, der ſich auf Verachtung anderer gründete, hatten ſie gar nichts. Sie empfanden die Vorzüge ihres Standes bloß alsdann, wann ſie dadurch Gelegenheit hatten wohlzuthun, Allmoſen auszutheilen, oder einem Bedienten, der etwas verſehen hatte, bey ihren Aeltern Vergebung zu erbitten.

Eine ähnliche Gemüthsart brachte bey der Lehrerin und den Schülerinnen ſehr bald eine wechſelſeitige Zuneigung hervor. Eben dieſe Uebereinſtimmung machte zwar das mütterliche Verbot, daß den Fräulein nicht ſtrenge begegnet werden ſollte, ganz unnöthig, aber ſonſt ſchien ihre Erziehung eine Wendung zu nehmen, die den Abſichten der Frau von Hohenauf nicht völlig gemäß war. In den Lehrſtunden war ſehr oft, anſtatt vom adelichen Stande, von der Decence, und von artigen Manieren, vielmehr von ihren Pflichten gegen Gott und ihren Nebenmenſchen die Rede. Anſtatt zu lehren, wie ein Schminkpfläſterchen mit Koketterie zu legen, oder wie eine Affaire de Cœur am rechten Ende einzufädeln ſey, (worinn die gute Mariane ohnedieß ſehr unwiſſend war,) ſuchte ſie ihnen vielmehr einzuprägen, daß ſie ihren

Geiſt

Geiſt mit nützlichen Kenntniſſen auszieren, und ihr Herz der Wohlthätigkeit und der Menſchenliebe beſtändig offen erhalten müßten. Die Lettres d'une Religieuſe portugaiſe wurden daher ſehr bald von Reimarus wichtigſten Wahrheiten der natürlichen Religion, und Hippolyte, Comte de Douglas von Baſedows ganzer natürlicher Weisheit für geſittete Bürger, verdrungen.

Hieraus iſt leicht abzunehmen, daß überhaupt anſtatt der gebotenen Franzöſiſchen, ſehr oft die konterbande Deutſche Lektur insgeheim werde überhand genommen haben. Mariane hatte freylich zu wenig Monde, um einzuſehen, daß jungen Deutſchen Damen die Deutſche Sprache ganz unnöthig ſey. Sie hatte noch keinen Begriff davon, daß man, um ſtandesmäßig zu leben, in ſeinem eigenen Vaterlande fremde werden müſſe. Wie konnte es auch anders ſeyn? Sie kannte die groſſe Welt ſo wenig, als die jungen Fräulein, die ſie unterrichten ſollte, und glaubte treuherziger Weiſe, man lebe nur, um ſelbſt beſſer zu werden, und um andere Menſchen glücklicher zu machen. In ſolchen ſpießbürgeriſchen Grillen wollte ſich auch ihre Fräulein erziehen: daher war der Schaden eben ſo groß nicht, wenn ſie auch Deutſch mit denſelben las, indem ſie doch die Franzöſiſche Lektur nicht avec goût zu wählen wußte. Sie las l'Ami de ceux, qui n'en ont point lieber, als les Egarémens de l'Eſprit et du Cœur, und Memnon, Hiſtoire orientale lieber, als die Lettres de Ninon Lenclos oder den Almanac de Toilette. Mit dieſem Geſchmacke

Geſchmacke ſtimmte der Geſchmack der jungen Fräulein nur allzuſehr überein; denn wenn dieſe im Mercure de France blätterten, ſo überſchlugen ſie meiſtens alle piéces fugitives, Chanſons, Enigmes, Logogryphes und préſentations, und verweilten ſich bey einem Conte moral von Marmontel oder la Dixmerie, die dazumal einzeln im Mercure zu erſcheinen pflegten, oder ſuchten einen Trait de bienfaiſance auf, der zuweilen eingerückt wird.

In allem dieſem war noch ſehr wenig du bon ton, welches doch die hauptſächlichſte Sache war, wozu die Frau von Hohenauf ihre Fräulein wollte angeführt wiſſen. Es iſt alſo leicht zu erachten, daß ſie ſchwerlich mit einer ſo bürgerlichen Erziehung werde zufrieden geweſen ſeyn. Schon in den erſten vier Wochen ſchien es beynahe, daß ſie ihre neue Franzöſiſche Mamſell ſehr bald wieder abſchaffen würde; denn ſie gab derſelben bey aller Gelegenheit bittere Verweiſe, und tadelte alle ihre Anordnungen. Die Fräulein ſchienen ihr, ſeit ſie bey Marianen waren, blöder; hatten gar keine bonne grace; hatten gar keinen Eſprit; antworteten zu langſam und zu kurz, wenn man ſie fragte; ungefragt plauderten ſie ſehr ſelten; wußten ihre Reverenze nicht abzumeſſen, und beugten ihre Knie tief gegen einen Verwalter oder Homme d'Affaires, wo ein Kopfneigen, oder ein nachläßiger Knicks im Vorbeygehen, hinlänglich geweſen wäre.

Marianen fehlte es freylich, auſſer andern Erforderniſſen, die ihr, um eine gute Franzöſiſche Mamſell zu ſeyn, mangelten, an der den Franzöſiſchen Hof-

meiſterinnen ſo gewöhnlichen Politik, allen Leidenſchaften der hochadelichen Mutter zu ſchmeicheln, alles dreyfach zu loben, was die Mutter an den Kindern lobt, ihren eignen oder fremden Witz die Kinder heimlich auswendig lernen zu laſſen, und ſie zu gewöhnen, denſelben mit dreiſter Naſeweisheit in Geſellſchaft an den Mann zu bringen; wodurch denn jedermann, der zu leben weiß, über die frühzeitigen Gaben der Kinder erſtaunt, der Mutter über das kleine Wunderwerk, das ſie unter ihrem Herzen getragen hat, ein verbindliches Kompliment macht, und auch nicht vergißt, der Mamſell im Beſten zu gedenken.

Hievon wußte Mariane gar nichts. Sie war vielmehr beym Antritte ihres Amtes ſo unerfahren, daß ſie ihren Fräulein eine anſtändige Beſcheidenheit anpries: eine Eigenſchaft, die gar nicht glänzend iſt, und die die Frau von Hobenauf aufs höchſte an ihren Bedienten lobte. Sie würde alſo Marianens ſehr bald überdrüßig geworden ſeyn, wenn nicht ein kleiner Umſtand, davon in keinem der Syſteme der Pädagogik *), worinn noch ein Kapitel von Franzöſiſchen Mamſellen befindlich iſt, ein einziges Wörtchen angetroffen wird.

*) Ungelehrten Vätern und Müttern zu Gute, ſey hier angemerkt, daß die Gelehrten mit dieſem griechiſchen Worte die Kunſt der Erziehung andeuten. Dieſe feyerliche Benennung wird gebraucht, ſeitdem die Gelehrten dieſe Kunſt in verſchiedene Syſteme gebracht haben, deren jedes für ſich ſehr genau zuſammenhängt, nur daß eins dem andern ſchnurſtracks widerſpricht.

Mariane hatte von Jugend auf eine groſſe Sorgfalt für ihre eigene Perſon getragen. Sie hielt ſich überaus reinlich in Kleidung und Wäſche. Sie hatte die natürliche Gabe, allen weiblichen Putz ſogleich nach deſſen Beſtandtheilen zu überſehen, und alſo auch ihn nachzumachen, ihn nach ihrem Geſchmacke zu verbeſſern, und neuen zu erfinden. Sie gebrauchte ſich dieſes Talents auch itzt. Wenn ihre Fräulein beſonders fleißig und gehorſam waren, ſo belohnte ſie ihren Fleiß mit einem nach neuer Mode geſteckten Kopfzeuge, oder anderm Frauenzimmerputz, den ſie ſo zu wählen wußte, daß dadurch derſelben natürliche gute Leibesgeſtalt noch mehr erhoben ward. In kurzer Zeit war ihr ganzer alter Putz mit neuem, nach dem beſten Geſchmacke, verwechſelt. Den ſcharfſinnigen Augen der Frau von Hohenauf konnte dieſe Veränderung nicht entgehen, und ſie bemerkte ſie mit ſo groſſem Wohlgefallen, daß ſie es Marianen, wegen ihrer Geſchicklichkeit im Putzmachen, zu vergeben anfieng, daß ſie die Seelen ihrer Fräulein bilden wollte. Noch gröſſer ward die Gunſt, als Mariane, durch ſo glücklichen Erfolg aufgemuntert, es wagte, für die Frau von Hohenauf ſelbſt zu arbeiten, die bisher ihren ſämtlichen Putz aus der erſten Quelle, aus Paris, verſchrieben hatte. Sie brachte eine Comete aux Zephyrs *) zu Stande, die in der nächſten Aſſem-

*) Unmodiſchen Leſern und Leſerinnen ſey kund, daß dieß eine Art eines kleinen Kopfzeuges iſt, das, glaub-

blee ein groſſes Aufſehen unter den Damen machte, und in der ihre Gönnerinn wenigſtens um ſechs Jahr jünger ausſah. Man kann leicht denken, daß dieſes wichtige Verdienſt Marianens Talente zur Erziehungskunſt in ein neues Licht geſetzt haben werde. Man ſetze hinzu, daß Mariane die Fräulein, die vorher in ihrer Kleidung ſehr nachläßig, ja wohl gar unreinlich geweſen waren, durch ihr eigenes Beyſpiel, zu der Frauenzimmern ſo anſtändigen Nettigkeit im Anzuge gewöhnte. Man ſetze hinzu, daß ſie die jugendliche Wildheit der Fräulein, die an das, was wohlanſtändig iſt, noch nie einen Augenblick gedacht hatten, durch kleine leutſelige Erinnerungen bis zu der kindlichen Freymüthigkeit mäßigte, die mit Beſcheidenheit und Sanftmuth ſehr wohl beſtehen kann. Man ſetze endlich noch hinzu, daß die Fräulein, wenigſtens in ihrer Mutter Gegenwart, beſtändig Franzöſiſch redeten, und in ihrer Fertigkeit in dieſer Sprache ſichtlich zunahmen: und man wird begreifen, daß die Frau von Hohenauf im zweyten Monathe mit ihrer Franzöſiſchen Mamſell weit mehr zufrieden war,

als

glaubwürdigen Nachrichten zu Folge, im Winter $\frac{1772}{1773}$ wieder ſehr ſtark getragen wird. Es iſt zu hoffen, niemand in Deutſchland werde ſo barbariſch unwiſſend ſeyn, nicht zu wiſſen, daß ein Komet ein kleiner Kopfputz iſt, unter welchem ganz friſirte Haare getragen werden. Aux Zephyrs aber heißt dieſer Komet, weil daran hinterwärts gewiſſe haarichte Zierrathen, (denen, die in der Putzmacherſprache Chenilles oder Raupen heiſſen, etwas ähnlich) frey herunter hangen, mit denen die angenehmen Zephire ſehr leicht ſpielen könnten, wenn ſie nur im Winter weheten.

als im erſten. Wenn ſie ja an den Fräulein etwas fand, das ſie für bas und für bourgeois hielt, ſo nahm ſie ſich die Mühe, ihnen ſelbſt darüber einen Verweis zu geben. Sie ſetzte zuweilen die nachſichtsvolle Anmerkung hinzu, daß man freylich von ihrer Mamſell nicht alles fodern könnte, weil ſie nicht de qualité ſey: wodurch ſie, in gedrungener Kürze, zugleich Marianen tadelte, und ihren eigenen Vorzügen ein verbindliches Kompliment machte.

Dritter Abſchnitt.

In dem dritten Monathe von Marianens Aufenthalte bey der Frau von Hohenauf, traf derſelben Neffe, der Sohn des Tuchhändlers Säugling, bey ihr ein. Die Bedienten wurden befehligt, ihn Ew. Gnaden zu nennen, und ſie ſtellte ihn allem benachbarten Adel, unter dem Namen des Herrn von Säugling, vor. Dieſer junge Menſch war mit ſeinen Univerſitätsſtudien halb fertig; denn er hatte ſchon zwey Jahre auf einer Univerſität zugebracht, und es kam nur noch darauf an, daß er ein oder zwey Jahre auf einer andern zubrächte, wohin ihn ſein Vater den künftigen Frühling mit einem neuen Hofmeiſter ſenden wollte, den er ihm ſelbſt ausgeſucht hatte. Indeſſen wollte er ſich, mit Genehmhaltung ſeines Vaters, den Winter über auf ſeiner Schweſter Gute aufhalten. Weil ſie von Adel war, und viel Umgang mit dem benachbarten Adel hielt, welchem ſie den Ton gegeben hatte, den Aufenthalt auf dem Lande nicht mit ländlichen Vergnügungen, ſondern,

ſtädtiſcher Etikette, mit Beſuchen, Gaſtmahlen, Aſſembleen, Spielpartien und Bällen zuzubringen: ſo glaubte er bey ihr Kenntniß der groſſen Welt zu erlangen, und alles, was ſich noch etwan vom Schulſtaube an ihm finden möchte, rein abzuſchütteln.

Dieſes Sulſtaubes konnte an ihm auch nicht ſo gar viel ſeyn: denn er hatte, als ein reicher Jüngling, ſich nicht auf Brodſtudien gelegt, und noch weniger ſich mit den alten Sprachen und mit den trocknen Lehrgebäuden der ſpeculativen Wiſſenſchaften beſchäfftigt; ſondern ſeine Studien waren lachend und reizend, und beſtanden in Kollegien über die ſchönen Wiſſenſchaften, und in fleißigem Leſen aller Deutſchen Poeten, ſonderlich derjenigen, die Freude, Wein und Liebe beſungen haben. Er hatte überdieß Franzöſiſch, Engländiſch und Italiäniſch gelernt, und hatte in dieſen Sprachen alle Poeten und die beſten Kritiker geleſen.

Er hatte ſehr viele Gedichte an Phillis und Doris gemacht, und dieß blieb noch beſtändig, nebſt der Sorge für ſeinen Anzug, ſeine vornehmſte Beſchäfftigung. Er hielt ſehr viel von ſeiner eignen kleinen Perſon, die daher auch beſtändig geputzt, geſchniegelt, und auf vier Nadeln gezogen war. Er gefiel ſich ſelbſt ſehr wohl, nächſt dieſem aber war ſein haubtſächlichſtes Augenmerk, dem Frauenzimmer zu gefallen. Er vermied, ſo viel möglich, alle Geſellſchaften, worinn bloß Mannsperſonen waren. In vermiſchten Geſellſchaften ſaß er allemal einem Frauenzimmer zur Seite, und, wenn er wählen konnte, allemal der, die den ſanfteſten Blick hatte. Er bewunderte, um

Bekannt-

Bekanntſchaft zu machen, ihre Arbeit, die ſie eben verfertigte, lobte ihr wohl geſtecktes Demi-ajuſté,*) und ſagte ihr über einen Aſſaſſin tauſend artige Sachen. Von da gieng er unvermerkt zum Erforſchen ihres Verſtandes über. Er ſagte ihr mit ſanft liſpelnder Stimme, er ſehe die kleine Amorn und Amoretten auf ihrem Poſtillion aufſteigen und niederſteigen, und ſich unter den Falten ihrer Reſpectueuſe verbergen, oder andere dergleichen niedliche Imaginatiönchen. Wenn er nun merkte, daß ſie Verſtand und Geſchmack genug hatte, mit ſeinen lieblichen Empfindungen zu ſympatheſiren, ſo fieng er gemeiniglich an zu ſtammeln, ſah etwas ſchafmäßig aus, und langte aus ſeiner Taſche einige von ſeinen Gedichten, die er ihr vorlas, und von Zeit zu Zeit, mit ſeitwärts ſchielenden Augen, die Wirkung ſeiner Geiſtesfrucht zu erforſchen ſuchte. Erhielt er ein ruhiges Gehör, und durch einen lächelnden Mund und ſanftes Kopfneigen, einen gütigen Beyfall: ſo hatte er ein vergnügtes

*) Weil zu vermuthen iſt, daß eher Buchgelehrte, als Gens du bon ton dieſes Werk leſen werden, ſo müſſen, der beklagenswürdigen Unwiſſenheit der erſtern zu Liebe, hier ſchon einige Wörter erklärt werden, die ſonſt jedermann verſteht, dès qu'il entre dans le Monde. Ein Bonnet en demi-ajuſté iſt ein Kopfzeug, unter dem eine Dame halb friſirt ſeyn muß. Ein Aſſaſſin iſt nichts als ein Schönpfläſterchen, das aber ſeiner Gröſſe wegen, wenn ein gemeines Schönfleckgen nur verwundet, gar wohl todtſchlagen kann. Ein poſtillion d'Amour iſt eine groſſe Bruſtſchleife von Band, welche aber weder Pferd noch Horn hat. Eine Reſpectueuſe iſt eine Bedeckung des Buſens mit Spitzen, Filet und anderm durchſichtigen Zeuge, die vermuthlich den Namen davon führt, weil ſie nicht Ehrfurcht veranlaßt.

Tagewerk gehabt. Empfieng er vollends eine laute Bewunderung, bat man ſich eine Abſchrift des Gedichts aus, oder bemerkte er gar, daß ſich der Buſen ſeiner Zuhörerinn zu einem Seufzer empor hob, oder daß ſie aus blauen Augen, (denen er, als ſeinem eigenen ſchmachtenden Charakter an gemäßeſten vor allen andern den Vorzug gab,) einen empfindenden Blick auf ihn ſchieſſen ließ: ſo zerfloß er in ſanften Empfindungen, überließ ſich ganz einer zerſchmelzenden Zärtlichkeit, und war, von dem Augenblicke an, der Sklave der Schönheit, die, was er gedacht hatte, ſo gut zu empfinden wußte. Er holte aus der Begeiſterung ihrer Augen Stoff zu neuen Gedichten, und je mehr ihm dieſe gefielen, deſto mehr gefiel ihm die Schöne, die ſie veranlaßt hatte, und an die ſie gemeiniglich gerichtet waren.

Doch ſo zärtlich ſeine Liebe war, ſo pflegte ſie doch nicht allzulange zu dauren; nicht, als ob er unbeſtändig geweſen wäre, ſondern weil der Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit gemeiniglich, nach einiger Zeit, ſeine Gedichte nicht mehr ſo feurig verlangte, und wohl gar unvermekt ſeine Geſellſchaft zu vermeiden ſuchte. So bald er dieß merkte, ward er ſehr traurig, klagte den Wäldern und den Fluren ſein Leiden, tröſtete ſich aber, wenn ihm ein zärtliches Liedchen über die Untreue ſeiner Chloris gelang, und fand gemeiniglich um dieſe Zeit eine andere Zuhörerinn, mit der er eben denſelben Roman von vorn an ſpielte.

Dieſer kleine Mann ſchien freylich denjenigen, die nicht ganz ſeine zuckerſüſſen Empfindungen nachempfinden

pfinden konnten, etwas ungeſchmackt: aber er war ſonſt das unſchädlichſte Geſchöpfgen unter der Sonne. Er that nie etwas Böſes, war nachgebend, gefällig, mitleidig und gutherzig, beleidigte kein Kind, und, beleidigt, war er nie geneigt ſich zu rächen; kurz, er war aller guten Eigenſchaften fähig, zu denen nicht nothwendig Stärke des Geiſtes erfordert wird. Wenn es wahr iſt, daß die ſchönen Wiſſenſchaften die Herzen ihrer Liebhaber erweichen, ſo waren ſie es vermuthlich, die ſeine Seele ſo breyweich gemacht hatten, daß ſie einer herzhaften That, oder einer lebhaften Entſchlieſſung, ſo wenig im Guten als im Böſen, fähig war. Die lebhafteſte Empfindung in ſeiner Seele war immer die Begierde, ſeine Gedichte, und beſonders vom Frauenzimmer, gelobt zu ſehen. Dieſer Abſicht wegen war ſein Kleid immer nach der neueſten Mode geſchnitten, ſein ſeidner Strumpf milchweiß, und ſeine Spitzenmanſchetten kaffebraun gewaſchen; dieſer Abſicht wegen ſagte er zuerſt ſeinen Nachbarn und Nachbarinnen verbindliche Dinge vor, war gefällig, nachgebend, kam jedermann mit Höflichkeit zuvor, und pries mit gleicher Behendigkeit, bey den modiſchen Schönen das Putzwerk, bey den tugendhaften die Tugend, und bey den witzigen den Witz. War er aber gleichwohl ſo unglücklich, ſeine Abſicht nicht zu erlangen, ſo war er viel zu beſcheiden, als daß er darüber jemand anders als den ſtillen Wänden, ſein Leid geklagt hätte, und zu gutherzig, als daß er diejenigen, denen ſeine Gedichte nicht gefielen, gehaſſet hätte. So bald er nur wirklich merkte, daß

ſeine Gedichte jemand beſchwerlich waren, ſo drang er ſie ihm nie auf: ſo daß, wenn er jemand zur Laſt fiel, es ſicher ohne ſein Wiſſen geſchah; denn ſeine Abſicht war allemal, Vergnügen und Zufriedenheit, die er in ſo groſſem Maſſe in ſich ſelbſt fand, durch ſeine Gedichte auch um ſich herum zu verbreiten.

Vierter Abſchnitt.

Ein Mann, der ſich, ſo wie Säugling, auf die Verdienſte des ſchönen Geſchlechts verſtand, mußte Marianen, unter dem übrigen im Hauſe vorhandenen Frauenzimmer, ſehr bald vortheilhaft unterſcheiden, zumal da ſie, gleich ihrer Mutter Wilhelminen, bey ſchwarzen Haaren die ſchönſten hellblauen Augen hatte. Es konnte ein ſolcher Kenner keine von den übrigen Frauenzimmern mit ihr nur in Vergleichung ſtellen: denn die Frau von Hobenauf hatte groſſe graue Augen, mit langhaarigen Augenbramen, das Kammermädchen beſaß ein Paar flachgeſchlitzte Augen, aus deren Winkeln beſtändig ein Paar matte rothgelbe Augapfel liebäugelten; die kleinen Fräulein waren noch allzujung, und die übrigen weiblichen Geſchöpfe waren unter der Notiz eines feinen Mannes, wie Säugling. Hiezu kam, daß bey der erſten Unterredung Mariane untrügliche Kennzeichen ihres guten Geſchmacks merken ließ, wodurch Säugling Herz bekam, ihr ein Gedicht vorzuleſen, welches Mariane mit ſo groſſem Beyfall anhörte, und deſſen Schönheiten ſie ſo fein hervorzuſuchen wußte, daß das kleine Männchen vor Entzücken auſſer ſich war.

Dieß veranlaßte eine nähere Bekanntſchaft, in der Säugling bald Marianens vor der Frau von Hobenauf bisher ſo geheim gehaltene Bibliotheck von guten deutſchen Büchern entdeckte. Er erſtaunte nicht wenig, eine Franzöſinn ſo aufmerkſam auf die Deutſche Litteratur zu finden. Da er gewohnt war, alles, was er ſah, auf ſeine kleine Perſon zurück zu führen: ſo fiel er ſchnell darauf, (wenn er anders, wie er zuverläßig hoffte, unter den guten Dichtern Deutſchlands einen Platz verdiene,) wie möglich es ſey, daß ſein Ruhm auch auſſer Deutſchland ſich ausbreiten, daß ſeine Gedichte ins Franzöſiſche überſetzt, und von den Damen an allen Höfen Europens geleſen werden könnten. Er wußte es Marianen Dank, daß ſie zuerſt eine ſo ſchmeichelhafte Hoffnung in ſeiner Seele erreget hatte, und dieß zog das Band der angefangenen Bekanntſchaft noch feſter zuſammen.

Mariane, auf ihrer Seite, ſah ihn auch ganz gern; denn er war ein feiner und beſcheidener junger Menſch, der ſie mit den ſchönen Wiſſenſchaften, zu denen ihr die Neigung mit der Muttermilch war eingeflößt worden, angenehm unterhielt; außerdem war er die erſte Mannsperſon, die ihr geſagt hatte, daß ſie ſchön ſey, und daß ihre blauen Augen mit ſanfter herzrührender Kraft wirkten. Und auch das ſittſamſte und philoſophiſchſte Frauenzimmer, pflegt eine ſolche Nachricht aufs höchſte mit einem kleinen Verweiſe zu beſtrafen.

Kenner wollen bemerkt haben, daß die Vereinigung zwiſchen zwey jungen Perſonen zweyerley Geſchlechts

ſchlechts ſelten ganz ſtille ſtehen bleibe, und nicht allein beſtändig unvermerkt fortzurücken pflege, ſondern auch zuweilen, durch einen ganz kleinen Umſtand, mit einem ſo ſtarken Sprunge fortſchreite, daß diejenigen, denen das verborgene Ding, das menſchliche Herz, nicht genau bekannt iſt, glauben, es geſchehe durch eine Art von Zauberey. Dieß war der Fall mit Säuglingen und Marianen, die bey einer unvermutheten, und, dem Anſcheine nach, ganz geringen Veranlaſſung, von einer bloſſen Bekannſchaft und wechſelſeitigen Hochachtung zur Freundſchaft übergiengen.

Es fiel in den Wintermonathen der Geburtstag der Frau von Hohenauf ein. Mariane hatte im Sinne, eine gewiſſe Abſicht durchzuſetzen, womit einige Schwierigkeiten verknüpft waren. Dieß brachte ſie, zum erſtenmal in ihrem Leben, auf den Gedanken, ihren Zweck durch einen Umweg zu erreichen, und in dieſer Abſicht ſann ſie ein kleines Feſt aus, mit dem dieſer Geburtstag ſollte gefeyert werden. Sie theilte ihre Gedanken Säuglingen, als einem Poeten, mit, der ganz entzückt darüber war, einen Anlaß zu haben, ſeine Talente im Dramatiſchen zu zeigen, da er bisher nichts, als kleine Liederchen, gemacht hatte. Er machte zu einem mythologiſch-hiſtoriſchen Schäferſpiele von drey Perſonen einen Plan, der Marianens Beyfall erhielt. Hierauf waren alle insgeheim ſehr geſchäfftig: Säugling, ſein Spiel in Verſe zu bringen, die Kinder, ſie zu lernen, und Mariane, für Fräulein Adelheid die Tracht einer

Nymphe,

Nymphe, und für die jüngſte Fräulein und den kleinen Sohn des Predigers im Dorfe Schäferkleider zu verfertigen.

Als der Tag erſchien, und die zu dieſem Geburtsfeſte aus der ganzen umliegenden Gegend zuſammengebetenen Standesperſonen von der Mittagstafel aufgeſtanden waren, wurden ſie unter einem andern Vorwande in das Orangeriehaus geführet. Hier wurden ſie durch eine Symphonie überraſcht, und der Schauplatz eröffnete ſich. Er ſtellte entweder die Eliſäiſchen Felder oder die Heſperiſchen Gärten vor, und beſtand aus acht groſſen blühenden und Früchtetragenden Pomeranzenbäumen, die Hinterwand aber war von dem Gärtner aus Wintergrün und Bluhmenkränzen zuſammengeſetzt. Die Kinder traten auf, an deren Putze Mariane ihren ganzen Geſchmack, und an deren Köpfen Picard ſeine ganze Kunſt erſchöpft hatte. Dieß machte, daß das Spiel den Beyfall der Frau von Hohenauf erhielt, wozu auch nicht wenig beytragen mochte, daß ſie darinn als eine Göttin, und ihr Geburtstag als ein Götterfeſt vorgeſtellt war.

Die ganze Geſellſchaft ertheilte einen lauten Beyfall, und da die Kinder, nach Endigung des Spiels, in ihrem Anzuge vom Theater herab ſtiegen, wurden ſie von jedermann mit Liebkoſungen überhäuft. Die Frau von Hohenauf that deßgleichen. So wie ſie alle Dinge aus ihrem eigenen Geſichtspunkte betrachtete, ſo konnte ſie es nicht genug bewundern, wie natürlich der Schäferhabit dem kleinen Paſtorſohne ſtände; aber ſie fand, daß eben dieſe Art von Kleidung ihr jüng-

ſtes Fräulein verſtellte, ob ſie gleich, mit einem gnädigen Kopfneigen gegen Marianen, bemerkte, daß die Arbeit daran ſehr artig wäre. Fräulein Adelheid hingegen in ihrer von Zindel und Flittern glänzenden Nymphentracht hatte ihren ganzen Beyfall. Sie umarmte ſie, und ſpielte mit ihren langgezogenen über den Buſen gelegten falſchen Locken, die ihr prinzeßinnenmäßig vorkamen.

„Dieſer majeſtätiſche Anzug ſchickt ſich beſſer für „ein Fräulein deines Standes, ſagte ſie, als das „Schäferkleid deiner Schweſter.“

Die kleine Adelheid, die ihrer Schweſter den leichten fliegenden Anzug, und die in halb geflochtenen Zöpfen hinterwärts herabfallenden Locken beneidet hatte, ſchlug die Augen nieder, und durfte nicht widerſprechen.

„Nicht wahr, mein Kind, fuhr die Mutter fort, „nicht wahr? ein Schmuck von Juwelen, würde dir „beſſer ſtehen, als dieſer ſchlechte Bluhmenkranz?“

„Ach nein! gnädige Mama, er würde doch nicht „ſo ſchön riechen, als die Bluhmen.“

„Einfältiges Kind! was iſt Geruch gegen Glanz? „Du haſt geſpielt wie ein Engel, ich muß dich dafür „belohnen. — Eine Zitternadel ...“

Hier erinnerte ſich die kleine Adelheid einer Rolle, die ihr, außer der von Säuglingen aufgeſchriebenen, von Marianen mündlich aufgetragen war.

Es hatte ein armer Pachter eines Bauerguts auf des gnädigen Herrn Wildbahn geſchoſſen. Der Jäger hatte ihm das Gewehr weggenommen. Seit ſechs

Wochen

Wochen lag er im Gefängniſſe, und man machte ihm den Prozeß, um ihn an die Karre ſchmieden zu laſſen. Indeſſen da der Wirth und Verſorger des Hauſes fehlte, ſchmachteten ſeine Frau und fünf Kinder im Elende. Die gutherzige Mariane hatte ihnen, ſo gut ſie konnte, beygeſtanden. Sie hätte auch gern für den armen Gefangenen eine Vorbitte eingelegt, aber ſie empfand, mit wie weniger Hoffnung eines guten Erfolges ſie dieſes wagen dürfte. Sie hatte daher zuerſt darauf gedacht, dieſes Feſt anzuſtellen, um dabey Gelegenheit zu haben, durch Fräulein Adelheid, die der Liebling ihrer Mutter war, die Loslaſſung des Gefangenen zu bewirken. Sie hatte ihr die Worte in den Mund gelegt, die ſie ſagen ſollte, wenn ihre Aeltern, durch das Vergnügen des Feſtes in gute Laune gebracht, das Herz dem Mitleid zu öfnen geneigter ſeyn möchten.

Fräulein Adelheid hatte alſo kaum gehört, daß ſie für ihr Spielen belohnt werden ſollte, ſo ergriff ſie dieſe Gelegenheit begierig, fiel ihrer Mutter zu Füſſen, und rief aus:

„Ach! gnädige Mama, wenn ſie mich belohnen „wollen, ſo laſſen Sie mich ſelbſt die Belohnung „wählen. Geruhen Sie, mir eine einzige Bitte zu „gewähren. Schlagen Sie mir nicht ab, was ich Sie „bitten will.“

„Was verlangſt du, mein Kind? ich kann dir „nichts abſchlagen.“

„O! meine gnädige Mama, ſo erbarmen Sie ſich „einer armen Frau und fünf Kinder, alle noch viel

„kleiner,

„kleiner, viel unerzogener, als ich, und die die Hülfe „ihres Vaters ſo nöthig haben. Bitten ſie den gnä„digen Papa, daß er den armen Jakob loslaſſe, der „im Gefängniſſe liegt; geben Sie das Geld für die „Zitternadel, die Sie mir zugedacht haben, ſeiner „armen Frau und Kindern.“

„Fräulein,“ ſagte die Frau von Hohenauf, mit einem Angeſicht voll kalter Würde, — „was geht „mich und dich das Diebsgeſindel an?“

„Ach! gnädige Mama, wenn Sie ſehen ſollten, „wie elend die Leute ſind: wie ſie an allem Mangel „leiden, was wir im Ueberfluſſe haben; wie ſie frie„ren, wie ſie hungern; wie drey von den Kindern „auf elendem Strohe krank liegen.“

„Mädchen, woher kannſt du dieß wiſſen?“

„Ach! ich habe es geſehen, liebſte beſte Mama, „ich habe es ſelbſt geſehen.“

„Geſehen? ich erſtaune ganz! wie kömmſt du mit „dem Lumpenpacke zuſammen? Gleich geſtehe es „mir, ich will es wiſſen.“

Fräulein Adelheid ſtammelte, und blickte Marianen an, die die Augen niederſchlug; die Frau von Hohenauf wiederholte ihren Befehl, und das Fräulein beichtete:

„Ach! meine Mamſell hat mich hingeführt. Sie „glauben nicht, gnädige Mama, wie gut ſie iſt; ſie „hat die armen Leute ſchon ſeit ſechs Wochen erhalten, „daß ſie nicht vor Hunger und Froſt umgekommen ſind. „Ach! ich habe auch gern mein ganzes Spargeld hin„gegeben, mehr konnte ich nicht; aber Sie, gnädige

„Mama,

„ Mama, können mehr: Sie können die Kinder glück„ lich machen, wenn Sie den Vater loslaſſen."

„So? Mademoiſelle", ſagte die Frau von Hohenauf, indem ſie Marianen mit unbeſchreiblicher Würde über die linke Achſel anſahe, "Sie führt mei„ ne Fräulein in ſchöne Geſellſchaft, um Lebensart „ und Monde zu lernen."

„Ach! gnädige Mama, = = "

„ Schweig ſtill, das verſtehſt du nicht. Dieß ſind „ Diebe, die deines Vaters Forſten beſtohlen haben, „ ſie müſſen hart geſtraft werden, damit ſich das an„ dere Geſindel daran ſpiegele."

„ Ach! der arme Jacob verſpricht Beſſerung; er „ will künftig lieber hungern, als Wild ſchieſſen. Aber, „ gnädige Mama, die Kinder, die armen kleinen „ Kinder hatten nichts zu eſſen."

„ Schweig! um ſolch Lumpengeſindel mußt du „ dich nicht bekümmern."

„Ach! liebſte Mama, rief Fräulen Adelheid „ ſchluchzend, es ſind Gottes Geſchöpfe, Menſchen, „ wie wir, — und unglücklich! —"

"Fi Fräulein! Iſt das auch eine von den ſchönen „ Lehren, die dir deine Mamſell giebt? Menſchen, „ wie du? Du biſt von Stande, die Bauern ſind „ weit unter dir. Sage mir nicht ein Wort mehr „ hievon."

„ Ach! gnädige Mama, Sie bauen ja das Ge„ traide, das wir eſſen. — Mein Großpapa iſt ja auch „ ein Pachter geweſen. Erbarmen Sie ſich — Großpapa „ iſt ja auch wohl arm geweſen, ehe er reich ward." = =

Eine derbe Ohrfeige, von der Hand der in äußerſte Wut geſetzten Mutter, unterbrach das gute Kind. Die Frau von Hohenauf kannte ſich beynahe ſelbſt nicht vor Zorn. Sie hatte bisher dieß wichtige genealogiſche Geheimniß jedermann, ſo viel wie immer möglich, verborgen, und hier ward es öffentlich, in einer groſſen Geſellſchaft von thurnier- und ſtiftfähigem Adel beyderley Geſchlechts ausgeplaudert. Dieß war freylich ein niederſchlagender Vorfall; zumal da in dem Geſichte mancher umſtehenden, denen das Bewußtſeyn von ſechzehn reinen Quartieren ein gutes Gewiſſen gab, einige Mienen zu ſpüren waren, die ein wenig Schadenfreude über dieſe Demüthigung einer mesalliirten Familie zu erkennen gaben.

Die Frau von Hohenauf wollte noch eine Minute Contenance halten, und fragte das Fräulein mit zorniger Miene, "wer ihr ſolch dummes Zeug in den „Kopf geſetzt hätte?" Das Kind konnte, auf wiederholtes Befragen, nicht läugnen, daß ihr ihre Mamſell dieſe Nachricht gegeben. Dieß brachte die Frau von Hohenauf aufs neue in Wut. Sie befahl Mariannen, ihr den Augenblick aus den Augen zu gehen, ſtieß das Fräulein von ſich, und würde ihr vielleicht nochmals übel begegnet haben, wenn ſie nicht die umſtehenden Damen in Schutz genommen, und der Frau von Hohenauf durch allerhand Gründe zugeredet hätten, dem Kinde ein unbedachtſames Wort zu vergeben, und, einem ſo vergnügten Tage zu gefallen, vielmehr ihre Bitte zu gewähren. Aber die Frau von Hohenauf ward durch dieſe Vorſtellungen ſehr wenig

beſänftigt, ob ſie gleich ſich zwingen und mit verbiß-nen Lippen höfliche Antworten geben mußte.

Endlich wendete ſich die Gräfin von * * *, die unter den Vorbitterinnen ſich am geſchäfftigſten erwieſen hatte, an den Herrn von Hohenauf, der bey der ganzen Scene noch nicht ein Wort zu äußern ſich getrauet hatte: ſie bat ihn, dem Geburtsfeſte ſeiner Gemahlin zu Ehren, den Gefangenen loszulaſſen.

Der Herr von Hohenauf, mit eiskaltem Schweiſſe vor der Stirne, konnte mehr nicht, als ein geſtammeltes, in der That — — meine gnädige „Gräfin" — — hervor bringen. Es war ihm wirklich gleich unmöglich, einer Dame von ſolchem Stande eine ſo kleine Bitte abzuſchlagen, als wider den ſo ausdrücklich erklärten Willen ſeiner Gemahlin etwas zu thun.

Die Gräfin, die ihren Mann ſogleich überſahe, wendete ſich abermals an die Frau von Hohenauf, nahm ſie bey der Hand, und ſagte mit liebreizender Miene: „Die Göttinnen können nicht Rache halten, „ſondern lieben die Vergebung. Kein Götterfeſt kann „ohne Wohlthun vollbracht werden. Ich fodere den „Gefangenen von Ihnen, als ein Deſert bey der „Abendtafel: wollen Sie uns ohne Deſert laſſen nach „Hauſe fahren?"

Die Frau von Hohenauf hatte unter dieſen Reden Zeit gehabt, ſich zu beſinnen, was der Anſtand erfodere. Sie ſagte alſo mit einer etwas gezwungenen verbindlichen Miene: „Sie verlangen von mir eine „Sache, wider die ich gar nichts einzuwenden habe,

„ſondern die bloß von dem Herrn von Hohenauf ab„hängt. Der iſt Erb-Lehns- und Gerichts-Herr.“—

„Nun! mein gnädiger Herr von Hohenauf,“ — ſagte die Gräfin, indem ſie ſich zu ihm wendete, „habe ich eine Fehlbitte gethan?

Dieſer, der mit einemmal wieder tief friſche Luft ſchöpfte, welches er in einer halben Viertelſtunde nicht gethan hatte, machte einen ſehr tiefen Referenz, und murmelte einige Worte her, die, ob ſie gleich unverſtändlich waren, doch nichts anders, als ſeine Einwilligung, bedeuten konnten.

Sobald die Gräfin davon gewiß war, ſo riß ſie Säuglingen, der über dem groſſen Lärmen voll Todesangſt da geſtanden hatte, den Hut aus den Händen, warf einige Carolinen hinein, und gab ihn ihm zurück. Dieſer, erfreut über den Wink, ahmte ihr nach, und gieng mit dem Hute in der Hand zu allen anweſenden Gäſten, in der ehrenvollen Beſchäfftigung, für bedürftige Unglückliche eine Beyſteuer zu ſammeln; ſchämte ſich auch nicht, vor Freude über den glücklichen Ausgang einer Sache, über die ihm von Anfang an das Herz geklopft hatte, manche Thräne flieſſen zu laſſen, worinn ihm die Gräfinn und noch mehrere ſchöne Augen Geſellſchaft leiſteten. Indem dieſes geſchah, führte die Gräfinn die zitternde Fräulein Adelheid zur völligen Verſöhnung in ihrer Mutter Umarmung, und erhielt auch, mit einiger Mühe, für Marianen die Erlaubniß, daß ſie wieder erſcheinen, und durch Küſſung des Rocks die Frau von

Hohen-

Hohenauf um Vergebung bitten durfte, daß ſie menſchlich gedacht hatte.

Die Geſellſchaft gieng darauf in den groſſen Saal, um ſich zum Spiele zu ſetzen. Säugling aber, der ſich ein viel ſüſſeres Vergnügen vorbehalten hatte, ſchlich nach dem Hinterhofe, ließ einen Wagen anſpannen, erlöſete den ganz betäubten Jakob aus dem Gefängniſſe, führte ihn ſelbſt wieder zu ſeiner bisher verlaſſenen Familie, und ſchüttete die anſehnliche Summe, die er für ſie geſammelt hatte, in den Schoos der Hausmutter aus, die bey ſo vielem Glücke, das auf ſo viel Unglück ſo ſchnell folgte, vor Freude ſtumm war. Er genoß das Glück, das Haus des Elends und des Klagens in ein Haus der Freude verwandelt zu ſehen, genoß den ſtammelnden Dank des Hausvaters und der Hausmutter, empfand den Druck der kleinen Hände der beiden Kinder, die ſich an ſeine beiden Seiten hiengen und ſeine Hände mit ihren Thränen netzten, und neigte ſich liebreich zu den lallenden Kranken, die, von ihren Aeltern ermuntert, von ihrem Strohlager ihre matten Hände empor zu heben ſuchten, um ihrem Wohlthäter zu danken.

Er hätte ſehr gern Marianen mitgenommen, um ſie dieſe ſüße Scene, die Frucht ihrer menſchen-freundlichen Anlage, mitgenießen zu laſſen, wenn er nicht die Denkungsart ſeiner Tante zu genau gekannt hätte. Er hatte ein für ſchöne Handlungen empfindliches Herz, und obgleich ſeine kleine Eigenliebe nicht ermangelte, ihm darüber ein Kompliment zu machen, daß durch ſein Drama dieſer Endzweck erreichet wor-

 den;

den: ſo war er doch durch Marianens großmüthige Geſinnungen, deren ganzes Verdienſt um die unglückliche Familie er itzt erſt in ſeinem ganzen Umfange erfahren hatte, mit ſo großer Hochachtung gegen ſie erfüllet, daß er bey ſeiner Zurückkunft ſogleich in ihr Zimmer ſtieg, und ihr, nachdem er ihr von ſeiner kurzen Fahrt Bericht erſtattet hatte, alle Lobſprüche ſagte, die die warme Empfindung einer guten That eingeben kann; daß er ſie als die ſchönſte Seele pries, als die Ehre ihres Geſchlechts, die ihrer Tugend wegen das glücklichſte Schickſal verdiene

Mariane, von allem Eigendünkel weit entfernt, aber voll von dem heitern Vergnügen, welches ein edelgeſinntes Gemüth beym Wohlthun empfindet, ſagte: „Loben Sie mich einer Kleinigkeit wegen nicht „allzuſehr. Ich habe nur eine ſehr gemeine Pflicht „beobachtet. Oder glauben Sie, daß eine weibli„che Seele nicht ſo leicht ſolcher Empfindungen fähig „ſey, die billig ein jeder Menſch haben ſollte?

Indem ſie dieſes ſagte, warf ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, auf Säuglingen einen Blick, der ſeine ganze Seele traf. Diejenigen, auf die niemals ein ſolcher Blick geworfen worden, verſichern, daß er tief empfunden werde, aber daß ſich ſeine Wirkung nicht beſchreiben laſſe. Der ſel. Profeſſor Stiebritz würde ihn vielleicht folgender maßen definirt haben: "Es „ſey ein Blick geweſen, durch welchen auf einmal „Säuglings ſymboliſche Kenntniß von Marianens „Vollkommenheiten anſchauend geworden ſey." So viel iſt gewiß, daß, von dieſem Augenblicke an, mit

ſeiner

ſeiner Hochachtung für Marianen, eine wahre Freundſchaft verknüpft ward. Wenn nun, wie man ſagt, die Freundſchaft zwiſchen Perſonen zweyerley Geſchlechts ſehr bald einen viel zärtlichern Namen zu verdienen pflegt: ſo gieng in dieſem Augenblicke in Marianens Herzen eine Veränderung vor, deren ganze Wichtigkeit er erſt in der Folge ſpürte.

Fünfter Abſchnitt.

Wenige Tage darauf brachte Säugling ein Gedicht auf die Errettung des armen Pachters zu Stande, welches an Marianen gerichtet war, und worinn er ihr Lob ſehr klüglich mit dem ſeinem verbunden hatte. Mariane las dieſes Gedicht mit Wohlgefallen. Es war mit einer Säuglings Liedern ſonſt ungewöhnlichen Wärme des Herzens geſchrieben, womit ihr Herz ſo ſehr ſympathiſirte. Auch ihr Lob las ſie mit einem geheimen Vergnügen. Wenn es einem jungen Frauenzimmer überhaubt leicht zu vergeben war, daß ſie ſich von einem artigen und witzigen jungen Menſchen nicht ungern loben ließ: wie viel eher war ihr dieß zu verzeihen, wenn ſie fühlte, daß ſie mit Wahrheit, und über eine aus der unbeſcholtenſten Neigung flieſſende That, gelobt wurde.

Dieß war der Anfang einer nähern Bekantſchaft zwiſchen beiden. Sie giengen oft, bey den erſten Blicken der Sonne nach dem Winter, im Garten zuſammen, ſpazieren. Ihre Lektur war ihnen gemeinſchaftlich. Säugling laß ihr ſeine Gedichte vor, hörte mit innerer Zufriedenheit ihren Beyfall, und

ließ ſich auch ihre beſcheidene, aber aus der feinſten Empfindung gezogene Verbeſſerung ſehr wohl gefallen. Kurz, er betrachtete ſie als eine Muſe, die ihn zu neuem Schwunge ſeiner Gedichte begeiſtern konnte, ſie ihn aber, als einen angenehmen Geſellſchafter, der ſie mit Lektur und mit Geſprächen unterhielt, die ihrer Neigung gemäß waren.

Von Anfange an hatten beide bey ihrem vertrauten Umgange keine andere, als dieſe Abſicht. In Kurzem aber verlor ſich Säugling, der Marianen beſtändig mit großer Innbrunſt angaffte, und täglich an ihr neue Schönheiten des Körpers und des Geiſtes entdeckte, ganz in ihren Vollkommenheiten. Er empfand, er wußte nicht was, und betrug ſich dabey, er wußte nicht wie. Sein Geiſt erblickte Marianens Schönheit, Tugend und Vollkommenheit im herrlichſten Glanze, und mitten in dieſem Anſchauen entdeckte er neue Schönheit, Tugend und Vollkommenheit; ſo daß er endlich davon ganz geblendet ward. Er ward trübſinnig und ängſtlich in ſeinem Betragen; und weil Mariane, der wahren Urſach unwiſſend, ihn zuweilen, in einem Anfalle von luſtiger Laune, darüber ein wenig aufzuziehen pflegte, ſo gerieth er in noch gröſſere Verlegenheit, und trauete ſich nicht, von ſeinen Empfindungen nur ein Wörtchen zu ſagen. Er nahm ſeine Zuflucht zur Dichtkunſt, und ließ in die Gedichte, die er Marianen vorlas, oder ſie ſelbſt leſen ließ, unvermerkt ganz kleine Züge ſeiner Empfindung einflieſſen, aber mit ſo vieler Zurückhaltung, als ein ſo furchtſamer

Menſch

Menſch, furchtſamer Poet, und furchtſamer Liebhaber, wie er war, nur haben konnte. Mariane las über alle dieſe feinen Züge mit größter Freymüthigkeit weg, entweder weil ſie ſie nicht bemerkte, oder nicht zu bemerken Luſt hatte. Säugling wußte nicht, was er beginnen ſollte, ward noch ängſtlicher in ſeinem Betragen, verehrte Marianen ſtillſchweigend mit doppelter Ehrerbietung, kam allem ihrem Begehren aufs dienſtwilligſte zuvor, hielt ſich ſehr belohnt, wenn er einen lächelnden Blick von ihr erhielt; in Ermangelung deſſen aber, war es ſchon Seligkeit, wenn er ſie nur ſehen, und mit ſchweigender Zärtlichkeit aus ihren Augen die Nahrung ſeines Daſeyns ziehen konnte.

Es iſt leicht zu erachten, daß er alle Gelegenheiten, in Marianens Geſellſchaft zu ſeyn, werde mit Sorgfalt aufgeſucht haben, aber er mußte hiebey ſehr behutſam zu Werke gehen. Er war mit den Geſinnungen der Frau von Hohenauf ſo genau bekannt, daß er ſchon zitterte, wenn er nur daran gedachte, daß ſie von ſeiner Zuneigung zu Marianen etwas merken könnte.

Mariane war ohne dieß ſeit dem unglücklichen Geburtsfeſte, ob ihr gleich die Frau von Hohenauf, dem Anſcheine nach, vergeben hatte, noch in Ungnade. Es halfen keine reichen Garnituren, mit denen ſie die Kleider der gnädigen Frau ſchmückte, kein neuer Kopfputz nach dem letzten Geſchmacke geſteckt, nicht dreyfache Manſchetten von den feinſten Netzchen, die ihre kunſtreiche Hand mit Bluhmen von Kammertuch unter-

legt, und mit fünferley Pointſtichen durchbrochen hatte. So angenehm auch dieſe Opfer waren, mit denen Mariane den Zorn der Frau von Hohenauf verſöhnen wollte: ſo ſchienen doch die Sünden, daß ſie den Fräulein die bürgerliche Herkunſt ihrer Mutter entdeckt hatte, und daß ſie dieſelben zu guten Menſchen hatte erziehen wollen, ehe ſie zu Hofdamen erzogen würden, aus der Klaſſe der unvergeblichen zu ſeyn.

Die Frau von Hohenauf beobachtete wenigſtens ſeit der Zeit gegen Marianen eine mehr als gewöhnliche Zurückhaltung, ſie wiederholte die weiſen Lehren, fleißig gute Romane zu leſen, und den Fräulein das Air allemand abzugewöhnen, noch öfter als vorher. Daß Mariane ſich unterſtehen könnte, mit den Fräulein Deutſche Bücher zu leſen, kam der Frau von Hohenauf ſo wenig in den Sinn, daß ſie nicht daran dachte, das im Anfange ergangene allgemeine Verbot abermals zu wiederholen. Unglücklicher Weiſe aber traf ſie einſt Fräulein Adelheid mit der Beſtimmung des Menſchen in der Hand an, die daraus ihrer Hofmeiſterin die menſchlichen Erwartungen *) vorlas. Die Frau von Hohenauf, die durchaus nicht wollte, daß ihre Fräulein andere Erwartungen haben ſollten, als geputzt, bewundert, angebetet, Hofdamen, reiche und galante Frauen zu werden, konfiscirte das Buch, als Deutſch, augenblicklich, und nachdem ſie eine halbe Viertelſtunde lang den Innhalt unterſucht hatte, warf ſie es mit groſſem Unge-

*) Nach der Ausgabe Leipzig. 1768. S. 119.

Ungeſtümm in Kamin, als für alle Fräulein, die ihr Glück am Hofe machen wollen, höchſt verderblich.

Von dieſem Augenblicke an war das Vertrauen der Frau von Hohenauf zu Marianen ſo ſehr vermindert, daß es jedermann im Hauſe wahrnahm. Da nun dieſes Schloß vollkommen einem Hofe glich, wo dem, der in Ungnade iſt, von allen Hofbedienten der Rücken zugekehret wird; ſo vermieden auch hier alle Hausgenoſſen Marianen; und Säugling, ſo ſehr ſein kleines Herz dadurch gemartert ward, mußte, aus Furcht Aufſehen zu erwecken, oft die beſten Gelegenheiten, ſich mit Marianen zu unterhalten, vorbeygehen laſſen.

Dieſer Zwang war ihm ſo peinlich, daß, wenn er ſich nicht noch durch Versmachen hätte Luft ſchaffen können, ſeine Seele, die ohnedieß nicht die ſtärkſte war, unter der Laſt des Stillſchweigens würde unterdruckt worden ſeyn. Dieß Stillſchweigen ward ihm täglich unerträglicher, daher nahm er ſich vor, es bey der erſten Gelegenheit zu brechen.

An einem der erſten heitern Maytage gieng Mariane Mittags nach Tiſche in den Garten. Säugling folgte ihr von weitem nach, und als er vom Hauſe ſo weit entfernt war, daß er nicht bemerkt zu werden glaubte, eilte er ihr nach, um ſie einzuholen. Er ſahe dieß für die beſte Gelegenheit an, ſeine ſo lange verſchwiegene Liebe zu offenbaren. Sein Herz klopfte ihm über dieſem muthigen Vorhaben. Je näher er zu ihr kam, deſto mehr goß ſich ein zärtliches Schaudern durch alle ſeine Glieder. Da er ſie end-

lich

erreichte, und ſie ſtehen blieb, um ihn zu bewillkommen, ſah er ſtarr in ihre hellblauen Augen, die Zunge ſtammelte, der Athem fehlte ihm, und, nachdem er anderthalb Minuten ſtill geſchwiegen hatte, ſagte er:

„Es iſt heute wirklich recht ſehr ſchönes Wetter!“

„Die Bemerkung iſt eines ſo witzigen Kopfes recht „ſehr würdig! ſagte Mariane lächelnd. Sie hatten „in der That das Anſehen, als ob Sie mir etwas „wichtigers ſagen wollten.“

Säugling, durch dieſe Antwort niedergeſchlagen, ſah ſie abermals ſtarr an, und ſchwieg einige Minuten lang ſtille.

„Aber wie kömmt es, fuhr Mariane fort, daß „Sie eine ſo tragiſche Phyſiognomie annehmen? „Sehen Sie, wie alles um ſie herum erfreut iſt! „Sehen ſie dieſe blauen Veilchen, wie ſie hervorſproſſen und angenehmen Duft verbreiten!“ Hier pflückte ſie einige Veilchen ab, und überreichte ſie ihm.

Säugling nahm den Strauß an, betrachtete ihn und ſeufzete.

„Wie ſind doch die ſchönen Geiſter ſo nachſinnend? Mich dünkt, ich ſehe es an Ihren Augen, „daß Sie denken:

„Ich ſah den jungen May!
„Seine Silberglocken
„Hiengen um den Schlaf.
„Als er vom Himmel fuhr,
„Blüthen alle Wipfel;

„Als

„Als er den Boden trat,
„Ließ er Violen und Hyacinthen im Fußtritt zurücke. *)

Säugling ſchlug die Augen auf, und antwortete: „Ach nein! meine Seele iſt zu voll, als daß ich die „Schönheiten der Natur empfinden könnte.“

„Ausgenommen die Schönheit des Wetters? —“

„Spotten Sie meiner nicht. Bloß weil ich mir „nicht getraute, meine innigſten Gedanken zu ſagen, „ſagte ich etwas ganz gemeines. — Ach! Mariane, „Sie haben Recht, ich hatte Ihnen etwas viel wich„tigers zu ſagen. —“

„Nun! ſo ſagen Sie doch an! —“

„Sehen Sie dieſe Veilchen! ſie ſind klein, aber „verbreiten ſüſſen Duft; die allgewaltige Kraft der „Sonne lockt ſie aus der Erde hervor; ohne ſie wür„den ſie weder blühen noch düften. Ach! meine „Mariane! ich bin dieſes Veilchen, Sie ſind mei„ne Sonne.“—

Mariane erröthete, und nachdem ſie eine halbe Minute Luft geſchöpft hatte, ſagte ſie, mit niedergeſchlagenen Augen: „Sie haben mich für meinen klei„nen Scherz doppelt bezahlt; ich werde mich hüten „müſſen, wieder zu ſcherzen.“

„O! ſchönſte Mariane, ſuchen Sie nicht Scherz „aus einer Sache zu machen, die mir ſo ernſthaft iſt. „Schon lange hat Sie mein Herz ſtillſchweigend an„gebetet, aber nun kann ich nicht mehr ſchweigen. „Ich muß Ihnen ſagen, was ich für ſie empfinde; „daß ich Ihre Schönheit, ihre Tugend verehre; — „darf

*) Ramlers lyriſche Gedichte, Berlin 1772. S. 266.

„darf ich es ſagen? — daß ich Sie liebe; daß ich nie
„aufhören werde, Sie zu lieben; daß ich ⸗ ⸗ ⸗

„Was höre ich! Sie machen, daß ich mich weg⸗
„begeben muß. —“ Sie trat einen Schritt zurück.

„Grauſame! können Sie mich ſo verlaſſen Nein,
„zu ihren Füſſen, wiederhole ich Ihnen, daß Sie
„meine ganze Seele liebt, daß ich ewig ⸗ ⸗ ⸗

„Ich bitte Sie, ſtehen Sie auf! — — —

„Nein, ich ſtehe nicht auf, bis Sie mein Schick⸗
„ſal beſtimmen, bis Sie mir ſagen, ob ich hoffen
„darf, von Ihnen wieder geliebt zu werden. ⸗ ⸗ ⸗“

„Ich bitte Sie nochmals, ſtehen Sie auf! Was
„ſoll man von uns denken, wenn jemand dieſes We⸗
„ges kömmt? Sie wiſſen, daß ich Sie beſtändig ge⸗
„ſchätzt habe, ſo wie Sie es auch verdienen: — aber
„Sie wiſſen auch ſelbſt, unſere beyderſeitige Lage iſt
„ſo beſchaffen, daß zwiſchen uns keine nähere Ver⸗
„bindung Statt finden kann.“

„Warum nicht? warum nicht? Laſſen Sie mich
„nur in Ihr Herz ſehen, laſſen Sie mich erfahren,
„ob es mich wieder liebt: und alle Schwierigkeiten
„verſchwinden. — Sagen Sie, ſchönſte Mariane,
„ich beſchwöre Sie, ob Sie mich haſſen können? ⸗ ⸗

„Stehen Sie doch nur auf! — Ich habe Sie nie
„gehaſſet. ⸗ ⸗“

„Wie könnten Sie auch ihren zärtlichſten, Ihren
„treuſten Liebhaber haſſen! Aber darf ich für die rein⸗
„ſte, für die zärtlichſte Liebe, von Ihnen Gegenliebe
„hoffen?“ Hier küßte er ihr voll Innbrunſt die Hand.

„Mariane

„Mariane erröthete abermals. — „Ich bitte „Sie, dringen Sie nicht ferner in mich! ⸗ ⸗ ⸗"

„Schönſte Mariane! laſſen Sie mich mein Schick⸗„ſal erfahren. Darf ich hoffen, ſo bin ich der glück⸗„lichſte Sterbliche. Fragen Sie Ihr Herz, laſſen „Sie mich deſſen Empfindungen wiſſen. Sie ſeuf⸗„zen? Wie glücklich wäre ich ⸗ ⸗ ⸗

„Dringen Sie nicht ferner in mich. — Mein Herz „hat Sie beſtändig geſchätzt; aber ⸗ ⸗ ⸗

„O! wie glücklich bin ich! Sie lieben mich, „Schönſte?" — Hier küßte er abermals ihre Hand. Mariane zog die Hand zurück, und richtete ihn auf: ⸗ ⸗ ⸗

„Ich bitte Sie, ſtehen Sie auf, und geben Sie „nicht einer wilden Leidenſchaft Gehör. In der Hi⸗„tze derſelben denken Sie, was ſie vielleicht bey käl⸗„terer Ueberlegung" ⸗ ⸗ ⸗

„Wie! ich ſollte untreu, ich ſollte unbeſtändig ſeyn? „nein, meine Schönſte, Beſtätigen Sie mir nur, „daß ich Ihre Liebe hoffen darf, und Sie ſollen ſe⸗„hen, daß meine Liebe nicht wanken wird, es mag „auch geſchehen, was da wolle. Die Liebe wird mich „den äußerſten Gefahren trotzen lehren."

„Warum wollen Sie aber ſich und mich den äußer⸗„ſten Gefahren bloß geben. Unterdrücken Sie lieber „eine Leidenſchaft, die Sie und mich nicht glücklich „machen kann. Ich will aufrichtig mit Ihnen re⸗„den. Mein Herz hat Sie nie gehaſſet Sie haben „viel liebenswürdige Eigenſchaften, die ich hochſchä⸗„tzen muß: aber, ich wiederhole es nochmals, geben

„Sie

„Sie der Vernunſt Gehör, und bedenken Sie, daß „unüberwindliche Schwierigkeiten.“ ...

„O! meine Schönſte, der Liebe ſind keine Schwie„rigkeiten unüberwindlich. Lieben Sie mich „nur.“ —

„Wir wollen lieber die Schwierigkeiten vermei„den, als ſie zu überwinden ſuchen. Ich ſchätze „Sie aufrichtig hoch, ſeyn Sie damit zufrieden. „Ich werde beſtändig Ihre wahre Freundinn ſeyn, „aber ...

Indem ſie dieſes ſagte, trat wider alles Vermuthen hinter einer geſchnittenen Hecke die Frau von Hohenauf hervor, die, ſeit der letzten Entdeckung von Marianens Deutſcher Lektur, mißtrauiſch, beſtändig alle ihre Schritte beobachtet hatte. Sie ſchalt ihren Neffen heftig aus, wegen ſeiner niederträchtigen Neigung gegen ein gemeines Mädchen. Der armen Mariane aber machte ſie die bitterſten Vorwürffe, daß ſie einen jungen Menſchen von Stande verführen wollte: welchen Ausdruck ſie oft wiederholte. Sie verbot ihr aufs nachdrücklichſte, ihren Neffen je wieder allein zu ſehen, und ließ ſie auch von der Zeit an nicht einen Augenblick aus den Augen.

Indeſſen würde ihr freylich dieſe genaue Aufſicht auf zwey Liebende bald ſehr beſchwerlich geworden ſeyn, wenn nicht zwey Tage darauf Hr. Rambold, der Hofmeiſter, den der alte Säugling ſeinem Sohn ſendete, angelanget wäre. Sie ſäumte alſo nicht, ſondern ſchickte beyde nach ein Paar Tagen auf die Univerſität, wohin ſie beſtimmt waren, und empfahl

dem

dem Hofmeiſter, auf Säuglings Aufführung ein wachſames Auge zu haben.

Der verliebte Säugling war troſtlos. Seine Seele ſchmolz von Zärtlichkeit, war aber auch von Zärtlichkeit ſo voll, daß kein einziger Gedanken, wie es möglich ſeyn ſollte, ſie zu ſehen, darinn Platz finden konnte. Je mehr er daran dachte, deſto unmöglicher ſchien es ihm. Ihm fiel keines von den ſinnreichen Mitteln ein, die die Romanſchreiber unſerer lehrbegierigen Jugend ſo freygebig an die Hand geben: z. B. auf einer Strickleiter ins Fenſter zu kriechen; ſich in einen Kaſten ſperren und zu ihr bringen zu laſſen; einen doppelten Schlüſſel machen zu laſſen, um ihre Thüre zu öfnen; ja nicht einmal die einfältigen, auch auſſer Romanen ſo oft ausgeübten Mittel, das Kammermädchen zu beſtechen, oder unter dem Fenſter der Schönen hin und her zu ſpazieren, und ſo lange zu huſten oder zu pfeifen, bis ſie am Fenſter erſcheint. Da ihm alſo gar kein Mittel in den Sinn kommen wollte, ſo mußte er mit ſchwerem Herzen abreiſen, ohne ſeine Geliebte zu ſehen und von ihr Abſchied zu nehmen.

Als er an dem Orte ſeiner Beſtimmung ankam, nahm ſeine Traurigkeit ſehr zu. Er wendete ſich zu ſeiner gewöhnlichen Zuflucht, der Dichtkunſt, und ſchrieb eine Heroide unter dem Namen Leanders an die Hero, in welcher er ſeinen ganzen zärtlichen Schmerz über die Abweſenheit ſeiner Geliebten auszudrücken ſuchte. Nachdem er damit meiſt fertig war, fiel ihm plötzlich der Gedanken ein, daß er

nicht die geringſte Hoffnung habe, dieſe Epiſtel ſeiner Geliebten in die Hände zu bringen. Er gieng, mit dem Papier in der Hand, in ſeinem Zimmer ſo tiefſinnig auf und nieder ſpazieren, daß er ſeinen Hofmeiſter nicht eher erblickte, als bis er vor ihm ſtand, ihm das Papier aus der Hand nahm, und es lächelnd durchlas.

Säugling ſank vor Schrecken beynahe nieder, weil er für ſich und ſeine Geliebte aus dieſer Entdeckung des Hofmeiſters die ſchlimmſten Folgen befürchtete. Glücklicher Weiſe für ihn, gehörte Rambold nicht zu den mürriſchen Hofmeiſtern, die ihrer untergebenen Jugend alles Vergnügen verſagen; vielmehr hatte er ſehr politiſch berechnet, daß ein junger reicher Patricier nur ein oder zwey Jahre auf Univerſitäten von ſeiner Aufſicht abhienge, hingegen hernach viel länger, — weil Väter ſterblich ſind, u. ſ. w. — ſeines Vermögens genieſſen, und ſeinem Hofmeiſter eine kleine bewieſene Gefälligkeit reichlich vergelten könne. Anſtatt alſo Säuglingen zu ſchelten, zog er ihn blos wegen ſeiner zuckerſüſſen Empfindungen ein wenig auf; denn er war ein witziger Kopf, der in den verſchiedenen Stationen ſeines Lebens die Seele aller Kotterien, Schmäuſe und Trinkgeſellſchaften geweſen war. Endlich, um Säuglingen, der noch immer in groſſer Verlegenheit da ſtand, gänzlich zu beruhigen, verſprach er ihm treuherzig, daß er es ſelbſt ſeine Sorge ſeyn laſſen wolle, die zärtliche Epiſtel in Marianens Hände zu bringen. Er ſagte ihm auch, wie: nem-

lich

lich durch Hülfe des Kammermädchens der Frau von Hobenauf, mit der er, während ſeines zweytägigen Aufenthalts auf dem Gute des Herrn von Hobenauf, eine ſo vertraute Bekanntſchaft gemacht hatte, daß daß er ihr eine ſolche Verrichtung gar wohl auftragen zu können glaubte.

Unterdeſſen befand ſich Mariane in groſſer Unruhe. Säuglings Zuneigung zu ihr hatte ſchon lange vorher, ehe er ſie geſtand, ihrer weiblichen Scharfſichtigkeit nicht entgehen können. Sie hatte Wohlgefallen daran gehegt, weil ſie ſie für die bloße Höflichkeitsbezeugung eines artigen jungen Menſchen anſah, ohne zu denken, daß ſie ſich jemals in eine feurige Liebe verwandeln, oder daß dieſe Liebe einen tiefen Eindruck auf ihr Herz machen könnte. Als er ſeine Liebe endlich erklärte, und er zugleich in demſelben Augenblicke von ihr getrennet ward, fand ſie zwar ihr Herz tief verwundet, glaubte aber, daß dieß von ihrer beleidigten Empfindlichkeit, und vom Widerwillen gegen die Härte der Frau von Hobenauf herrühre. Nachdem aber Säugling abgereiſet war, und ſie in der Heftigkeit ihrer Leidenſchaft glaubte, daß ſie ihn nie wiederſehen würde, merkte ſie erſtlich, vor ſich ſelbſt erröthend, wie ſehr ſie ihn liebte. Bald war ſie ſehr zornig, daß er nicht von ihr Abſchied genommen hatte; bald entſchuldigte ſie ihn, und ſtellte ſich vor, wie untröſtlich er ſelber ſeyn müßte: und dieſes Bild ihrer Einbildungskraft ſelbſt machte ihn ihrem Herzen liebenswürdiger. Jeden Ort, wo ſie ihn geſehen hatte, beſuchte ſie mit

 einer

einer zärtlichen Schwermuth, und des Nachts ſtand ſein geliebtes Bild beſtändig vor ihren Augen.

Einſt ergriff ſie von ungefähr die Lettres d'une Religieuſe portugaiſe, die ſie, auf Befehl, ſo oft ihren Fräulein ganz ruhig vorgeleſen hatte. Sie erſtaunte darüber, daß ihr ſo viel Bilder belebt, ſo viel Klagen herzrührend, ſo viel Empfindniſſe aus der Seele herausgezogen zu ſeyn ſchienen, über die ſie vorher weggeleſen hatte. So ſehr wahr iſt es, daß Bücher voll verliebter Empfindungen, die auf den Weiſen und Gleichgültigen wenig Eindruck machen, in ein junges unerfahrnes Herz, das den erſten Eindrücken dieſer gefährlichen Leidenſchaft offen ſteht, den ſüſſen Gift weit tiefer hineinflößen, als ſelbſt die Reden des Geliebten. die erhitzte Einbildungskraft, mit ihren eigenen Geſchöpfen nach Belieben ſpielend, ſtellt die Empfindungen viel reiner, inniger und heftiger vor, als ſie in der wirklichen Welt ſeyn können, in der ſie durch hundert ganz gemeine gleichgültige Umſtände vermiſcht, ſeichter gemacht und gemildert werden.

Nun ward dieſes Buch Marianens tägliche Lecktur. Sie wünſchte, daß ihr Säugling ſolche Briefe voll Liebe und Beſtändigkeit ſchreiben möchte, als der Ritter v. C. und ſie verſprach ſich, daß ſie ihm mit eben ſo viel Jnnbrunſt und Sehnſucht antworten wollte, als die zärtliche Nonne. Sie ſah in dieſem Briefwechſel eine ſo anmuthige Beſchäfftigung voraus, daß ſie die Zeit nicht erwarten konnte, bis er ſeinen Anfang nehmen würde.

Es

Es waren ſchon einige Wochen verlaufen, und ſie hatte ſchon alle zärtlichen Gründe erſchöpft, um das Stillſchweigen ihres Geliebten zu entſchuldigen, als ihr das Kammermädchen Säuglings Heroide, mit einem proſaiſchen Briefe begleitet, übergab, worinn er alles, was er bey ihrer beiderſeitigen Trennung empfand, ausgedrückt hatte, und ſie beſchwur, ihm wenigſtens ſchriftlich zu ſagen, daß ſie gegen ſeine Zärtlichkeit nicht unempfindlich ſey, wozu er ihr das Kammermädchen, als ein ſicheres Werkzeug, empfahl.

Die verliebte Mariane las beide Sendſchreiben mit heftiger Begierde, und überlas ſie fünf oder ſechsmal mit noch innigerm Vergnügen. Als ſie ſich aber niederſetzen wollte, um ſie zu beantworten, empfand ſie die unausſprechliche Empfindung eines wohlgezogenen Frauenzimmers, die immer mit gewiſſenhafter Strenge ihre Pflichten beobachtet, und noch nie einen Schritt gethan hat, den ſie hätte verhehlen dürfen. Sie erröthete und erſchrack vor ſich ſelbſt. Je mehr ſie, in den ſüſſen Vorſtellungen ihrer Einbildungskraft, eine Gelegenheit gewünſcht hatte, die Feder anſetzen zu können, um ihre innerſten Neigungen auszudrücken, deſto mehr ſank ſie ihr nieder, ſo bald ſie ſie wirklich anſetzen wollte; und je öfter ſie es verſuchte, deſto mehr verlor ſie den Muth, es zu wagen. Auch half es nichts, daß das Kammermädchen ihr öfters zuredete, auf den Brief eine Antwort zu geben. Vielmehr, da das dienſtwillige Mädchen, der die feinen Skrupel, Maria-

nens Gemüth beunruhigten, in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen waren, die ganze Sache ſehr auf die leichte Achſel nahm: ſo konnte dieß vielleicht einige wiedrige Wirkung thun, indem Marianes Delikateſſe bewogen ward, dieſe Sache von einer Seite zu betrachten, von der ſie bald den Blick wegwandte, aus Furcht allzuſehr darüber nachzudenken.

Sechster Abſchnitt.

Säugling war von allem Troſte verlaſſen, als er erfuhr, daß Mariane weder ſeine Poeſie noch ſeine Proſe, einer Antwort würdigen wollte. Er hielt ſich für den Unglücklichſten unter allen Menſchen, und wußte, da ſeine Dichtkunſt die erwartete Hülfe nicht leiſtete, nur blos zu bittern Thränen ſeine Zuflucht zu nehmen. Rambold aber, der zwar weniger Zärtlichkeit, aber etwas mehr Erfahrung beſaß, und dem überdieß das Kammermädchen in ihrem Antwortsſchreiben einen gewiſſen Wink gegeben hatte, that keck den Vorſchlag, daß Säugling, in ſeiner Geſellſchaft, insgeheim nach dem Gute der Frau von Hohenauf reiten, und Marianen beſuchen ſollte. Säugling erſchrack vor dieſem Vorſchlag, ſowohl wegen deſſen Folgen, als wegen der Beſchwerlichkeit eines Ritts von fünf Meilen. Rambold aber wußte dieſe Bedenklichkeiten mit ſeinem gewöhnlichen Witze lächerlich zu machen, ſo daß Säugling anfieng, dieſen Vorſchlag nur von der angenehmen Seite zu betrachten, und darein willigte.

Sie ritten alſo an einem ſchönen Sommermorgen aus, und Säugling, über ſeinen eignen Muth erſtaunt, kam ſich, nachdem er eine Meile geritten hatte, und die Beſchwerlichkeit der Reiſe zu empfinden anfieng, als ein anderer Leander vor, der durch die Gefahr der wilden Wellen zu ſeiner Geliebten Hero eilte. Sie kamen des Abends ſehr ermüdet auf einem Vorwerke an, das etwann zweyhundert Schritte von dem Dorfe entlegen war. Des andern Morgens ſehr früh ermunterte und ermannte ſich Säugling, ſeiner Müdigkeit unerachtet, und wanderte nach dem herrſchaftlichen Garten, in den ſie durch eine von dem ſchlauen Kammermädchen geöfnete Hinterthür traten. Sie führte Säuglingen ferner nach einer etwas abgelegenen grünen Laube, wo Marine, in der Meinung ganz allein zu ſeyn, mit ſüſſer Schwermuth Säuglings Herodie las.

Sie that einen lauten Schrey, als ſie ihn erblickte, und wollte forteilen. Es war aber ein Glück, daß ihr ihre Füße dieſen Dienſt verſagten; denn der zitternde Säugling war ſelbſt in ſo groſſer Verlegenheit, daß er ſchwerlich ſo viel Beſonnenheit gehabt haben würde, ſie zurück zu halten. Er ſtand mit herunterhangenden Händen wie ein ſtummes Bild da, und es währte einige Minuten, ehe er mit ſtammelnder Zunge eine Entſchuldigung ſeiner Verwegenheit vorbrachte. Da er in Marianes Augen, auf die er ſeinen Blick unverwendet heftete, keinen Zorn wahrnahm, ſo faßte er das Herz, ſich ihr zu Füßen zu werfen, ihr nochmals die ganze Innigkeit ſeiner

Liebe zu entdecken, und ſie um Gegenliebe anzuflehen. Mariane wollte noch zurückhalten, aber ſie konnte ihrer innnern Zärtlichkeit ſelbſt nicht Widerſtand thun, und entdeckte, unter ſanftem Erröthen, alles, was ſie für ihn fühlte. Säugling glaubte in den dritten Himmel verſetzt zu ſeyn, dankte ihr mit den herzrührendſten Ausdrücken, und beyde ſchwuren ſich eine unverbrüchliche Treue und Zärtlichkeit.

Sie hatten ſich ſo viel zu ſagen, daß einige Stunden vergiengen, ehe ſie von einander ſchieden. Die Wolluſt dieſer Unterredung war zu groß, als daß nicht noch mehrere gleich geheime Zuſammenkünfte auf dieſe hätten folgen ſollen, in denen beide Liebenden ihre Herzen aufs genaueſte mit einander vereinigten, und den ſüſſeſten Reitz darinn fanden, daß ſie, alles Widerſtandes ungeachtet, ſich ewig lieben wollten.

Indeſſen hatte die Frau von Hohenauf insgeheim erfahren, daß Mariane täglich ſehr früh aufſtände, in den Garten gienge, und ſich daſelbſt einige Stunden aufhielte. Sie gieng ihr eines Tages, ohne die wahre Urſache nur im geringſten zu vermuthen, nach, und behorchte das verliebte Paar, als ſie eben in der zärtlichſten Unterredung waren. Sie kannte ſich ſelbſt nicht vor heftiger Wuth. Sie fuhr wie eine Furie auf die arme Mariane los, belegte ſie mit den ſchimpflichſten Namen, ſtieß ſie aus der Laube heraus, und indem ſie dem ganz erſchrocknen Säugling, der wie eine unbewegliche Bildſäule da ſtand, zuſchrie, daß ſie ſeinem Vatter ſeine abſcheuliche Bosheit mel-

den würde, und daß er ihr nimmermehr wieder vor die Augen kommen ſollte, ſo ſchleppte ſie die halbtodte Mariane nach dem Hauſe zu.

Säugling ſtand noch einige Zeit in zitternder Unthätigkeit, bis er ſich endlich beſann, daß es am beſten ſeyn werde, wegzugehen. Er fand aber, zu ſeinem großen Schrecken, die Hinterthür des Gartens verſchloſſen. Rambold, der ſich mit dem Kammermädchen, in einem dreyßig Schritte hinter der Laube belegenen ziemlich dichten Gebüſche befand, vielleicht um ihr ein Kapitel aus dem vierten Bande der Inſel Felſenburg zu erklären, war bey dem erſten Lärmen davon gelaufen, und hatte in der Eil die Thüre hinter ſich zugeſchlagen, und das Kammermädchen war, durch ihr wohlbekannte Nebengänge, nach dem Hauſe zu gelaufen. Der arme Säugling, der ſich alſo allein und eingeſchloſſen ſah, wußte nicht, was er vor Angſt beginnen ſollte. Er ſah für ſich gar keinen Ausgang; denn über die Mauer zu ſteigen, ob ſie gleich nicht ſehr hoch war, war für ihn eine unmögliche Sache; er fieng alſo an, für ſein Leben zu zittern, als wenn er in der Gewalt ſeines ärgſten Feindes geweſen wäre. Nachdem er aber eine Viertelſtunde im Garten in der Irre gelaufen war, fiel ihm endlich ein, daß die große Gartenthüre offen ſeyn werde. Sie war es auch wirklich, und er gieng, obgleich mit Zittern und Zagen, dennoch ohne von jemand bemerkt zu werden, durch den Hof und durch das Haus, auf die freye Straße des Dorfs.

Er eilte nun mit verdoppelten Schritten nach dem Vorwerke, wo er die Pferde ſchon geſattelt und Ramboldẽ ſeiner erwartend antraf. Sie ſetzten ſich ſogleich zu Pferde, Säugling in der größten Traurigkeit, die ihn Ramboldſ Luſtigkeit weder zu mildern, noch deſſen Schrauberey zu verbergen bewegen konnte. Sie brachten auf der Zurückreiſe zwey Tage zu, dem unerachtet legte ſich Säugling ſogleich bey der Ankunft ins Bette, um ſich theils von einem Fieber, welches die Gemüthsbewegung, theils von einigen andern kleinen Beſchwerlichkeiten, welche ein Ritt von fünf Meilen ſeinem zarten Körper zugezogen hatten, heilen zu laſſen.

Der unglücklichen Marianen ward von der Frau von Hohenauf mit der äußerſten Härte begegnet. Keine Entſchuldigung ward angenommen, die ſchimpflichſten Vorwürfe wurden nicht geſparet. Sie wäre ſogleich auf die Straße geworfen worden, wenn nicht zu befürchten geweſen wäre, daß Säugling durch ihr Unglück noch näher mit ihr verbunden werden möchte. Sie ward alſo eingeſperret, bis ſich eine Gelegenheit fände, ſie gänzlich wegzuſchaffen.

Die Frau von Hohenauf beſann ſich, daß die Gräfinn von * * * ſich bey ihrer Anweſenheit im Diſkurſe beyläufig geäußert hatte, ſie wünſchte eine Perſon von guter Aufführung und von Talenten um ſich zu haben, die ihr Geſellſchaft leiſten, und ihr vorleſen könnte. Die Gräfinn, obgleich aus einem der älteſten Geſchlechte, und unter der Pracht und den Luſtbarkeiten des Hofes erzogen, ſchätzte Verdienſt

mehr

mehr, als Adel, und die Schönheiten der Natur und eine in der Stille wohlverbrachte Zeit mehr, als den glänzendſten Pomp. Dieſe Neigungen der Gräfinn von * * * waren den Neigungen der Frau von Hohenauf ſo ſchnurgerade zuwider, daß zwiſchen ihnen mancher Wortwechſel darüber entſtanden war, und daß die letztere die erſtere — wie es immer zu geſchehen pflegt, wenn ein Thor gegen einen Klugen Unrecht hat — herzlich zu haſſen anfieng, ob ſie gleich freylich, dem Wohlſtande gemäß, eine Dame von dieſem Range äußerlich mit größten Freundſchaftsbezeugungen überhäufte.

" Ha! ſagte die Frau von Hohenauf, für dieſen " Zieraffen wird die ſchöne Mariane eine würdige " Geſellſchaft ſeyn. " Hiezu kam, daß die Güter der Gräfinn an fünf und zwanzig Meilen entlegen waren, indem ſie zur Zeit des Geburtsfeſtes, nur um eine Verwandtinn zu beſuchen, in dieſe Gegend gekommen war. Die Frau von Hohenauf ſchrieb alſo an die Gräfinn, und ſchlug ihr Marianen zur Geſellſchafterinn vor, doch ohne der wahren Urſache dieſes Vorſchlags im geringſten zu erwähnen. Die Gräfinn, welche ſich Marianens Betragen gegen den armen Pachter noch mit Vergnügen erinnerte, antwortete nach Wunſch.

Nun trat die Frau von Hohenauf in Marianens Gefängniß, zwang ſich zu einer Freundlichkeit, die ihr gar nicht von Herzen gieng, ſtellte ihr die unverdiente Gnade vor, daß ſie ihr, anſtatt ſie zu ſtrafen, einen ſo guten Platz verſchafft habe, verſicherte, daß

ſie

ſie alles Vergangene vergeſſen wollte, verlangte aber auch, daß Mariane alle Verbindung mit Säuglingen aufheben, ja, ihm nie ihren Aufenthalt melden ſollte.

Mariane, die einige Wochen in großer Verlegenheit über ihr itziges und künftiges Schickſal zugebracht hatte, war ſehr erfreut, daß es eine ſo glückliche Wendung nahm. Sie hatte die vortrefflichen Geſinnungen der Gräfinn, bey derſelben Anweſenheit, kennen lernen, und ſah alſo ſehr wohl ein, daß der Vorfall mit Säuglingen derſelben Zutrauen zu ihr mindern könnte. Sie verſprach alſo mehr, als verlangt wurde, nehmlich niemand, wer es auch ſey, das Geringſte von der Sache zu entdecken; ja, ſie verſprach ſich ſelbſt, wenn ſie von Säuglingen nichts mehr hörte, ihn ganz zu vergeſſen, und hoffte dadurch wieder in den ruhi en ſelbſtgenügſamen Zuſtand zurück zu kommen, in dem ſie war, ehe ſie die Wirkungen dieſer unglücklchen Liebe erfuhr.

Um jedermann den Ort ihres künftigen Aufenthalts zu verbergen, ließ ſie die Frau von Hohenauf des Nachts mit Poſtpferden nach einer nicht weit von den Gütern der Gräfinn gelegenen Stadt bringen, von dannen ſie die Gräfinn in einem Wagen abholen ließ.

Ende des dritten Buchs.

8° S
Thümmel
(1775

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thümmel, Moritz August <<von>>,

Wilhelmine ein prosaisch komisches Gedicht

Frankfurt ; Leipzig 1775

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1661
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279117-8
VD18 12339954-001